„Die Naturanschauung des Paracelsus".

Inaugural-Dissertation

verfasst und der

Hohen Naturwissenschaftlichen Fakultät

der

Julius-Maximilians-Universität Würzburg

zur

Erlangung der naturwissenschaftlichen Doktorwürde

vorgelegt am 10. Mai 1937 von

Gerda Sievers

aus

Hamburg

Würzburg 1937

Buchdruckerei Georg Graßer, vormals Franz Staudenraus.

Berichterstatter: Herr Professor Dr. *K. L. Wolf*, Würzburg
Herr Professor Dr. *G. Sticker*, Würzburg

R. UNIV.
BIBLIOTHEEK
LEIDEN

Beim Abschluß der vorliegenden Arbeit fühle ich mich zu tiefem Dank verpflichtet jener Kameradschaft von Dozenten und Studenten an der Universität Kiel, die nach dem Aufbruch von 1933 eine echte geistige Erneuerung von Wissenschaft und Hochschule versuchten. Aus dem geistigen Wollen dieser Arbeitskreise empfing meine Arbeit Richtung und Wertmaß. Insbesondere danke ich Herrn Professor Dr. K. L. Wolf für die Stellung der Aufgabe und die stete Unterstützung und Förderung bei ihrer Durchführung, sowie Herrn Professor Dr. K. Hildebrandt für wertvolle Hinweise und klärende Aussprachen.

Es sei mir gestattet, mich an dieser Stelle für das weitgehende Entgegenkommen der Universitätsbibliotheken in Kiel, Hamburg und Würzburg und der Staatsbibliothek in München zu bedanken. Durch die Hänelstiftung wurde es ermöglicht, daß im Institut für physikalische Chemie an der Universität Kiel eine eigene Bibliothek für die Abteilung für Geschichte der Naturwissenschaften eingerichtet wurde, wodurch mir die Durchführung meiner Arbeit wesentlich erleichtert wurde.

G. S.

Digitized by the Internet Archive
in 2026

https://archive.org/details/IA41543526_0130

Plan der Arbeit.

I. Moderne naturwissenschaftliche Forschungsmethode und deren Zugang zu paracelsischem Wissen und Denken.

II. Paracelsus in seiner Zeit:

A. Lebensbild.

B. Paracelsus und die „exakten Naturwissenschaften seiner Zeit“:

1. Stand der Biologie und Hohenheims Stellung zur Zoologie und zur Botanik (Kräuterbücher).

2. Stand der Chemie z. Zt. Hohenheims und Hohenheims Berührung mit ihrem Wissen und Können: in den Bergwerkswissenschaften, den Kriegswissenschaften und in der Alchemie.

III. Die Naturanschauung des Paracelsus:

A. Paracelsische Naturwissenschaft, ihr Gebiet und ihre Aufgabe.

B. Schöpfung des Kosmos:

1. Materie, Wesen und Eigenschaften der muter-Elemente:
   a) Lymbus — 4 muter-Elemente = 4 Lebensräume — Prinzipien (MSS) — wahrnehmbares Element — Qualitäten — Complexionen.
   b) muter-Element — Samen — Lebensstoff — Lebenskraft.
   c) Das Verhältnis der 4 muter-Elemente zueinander.

2. Schaffung der Welt:
   a) Schaffung des Kosmos, der „oberen“ und der „underen“ Welt.
   b) Schaffung der Früchte des Kosmos:
   Die Entstehung des Makrokosmos und des Mikrokosmos.

C. Erhaltung der Schöpfung in Makrokosmos und Mikrokosmos.

1. Die Lebenserhaltung im „Kosmos“
   Leben — lebendiges Geschehen — Kreislauf des Lebens.
   a) Die Erhaltung des Lebens durch Samen:
   die Erhaltung der „unempfintlichen Wesen“,
   der Pflanzen und Mineralien und die Erhaltung der „empfindlichen Wesen“, der Tiere und Menschen.

b) Die Erhaltung des Lebens durch den Archeus: durch leibliche, d. i. sichtbare oder elementische Nahrung sowie durch „geistige", „firmamentische", d. i. unsichtbare Nahrung.

2. Der Mikrokosmos und sein Verhältnis zum Makrokosmos:
   a) Der Mikrokosmos und seine Kräfte, d. h. die 5 Entien im Menschen und ihre Kraftbereiche.
   b) Das Verhältnis des Makrokosmos zum Mikrokosmos, d. h. die Beziehungen des Makrokosmos zum Mikrokosmos durch den Archeus — durch die Entien der Astren.

D. Beeinflussung des Kosmos durch den Mikrokosmos.

1. Der Mensch als Alchimist.
2. Der Mensch als Arzt:
   Krankheit — ihre Erkennung — und ihre Heilung.

IV. Schluß: Die Stellung des Arztes zum Naturforscher bei Paracelsus.

I.

Ehrfürchtig, weil bereit und willens wahre Größe eines genialen Geistes zu erfassen, beschäftigt sich heute die Wissenschaft mit einem unserer größten Naturforscher: Theophrast von Hohenheim, genannt Paracelsus.

Zeitgenosse Luthers, wurde Paracelsus zu Lebzeiten sehr verschieden beurteilt und ist demzufolge einerseits als phantastisch und überschwenglich, als Schwarzkünstler und Zauberer, der uns wenig zu sagen hat, und andererseits als ebenbürdig mit Leonardo, Luther und Leibniz in die Geschichte des europäischen Geisteslebens eingegangen. Geschätzt wurde Paracelsus jedoch bisher fast immer nur als Arzt; der große deutsche Philosoph [1]) der Renaissance, der wieder den Kosmos in seiner Ganzheit schaut und somit an Platon [2]) und die deutsche Mystik anknüpft, wurde nicht gewürdigt.

Die Auffassung [3]), die Paracelsus als Deutschen sieht, dessen Wesen nicht das Christentum prägte, sondern den arteigene Fühlweise und Glaubenskräfte bestimmten, die Auffassung, die Paracelsus als schöpferischen Realisten sieht, der eine neue Wissenschaft, ein neues Forscher- und Arzttum schuf, soll in Folgendem am naturwissenschaftlichen Werke des Paracelsus dargetan werden.

Die paracelsische Naturanschauung, geleitet von Liebe zur leibhaften Natur, zum erfüllten Leben, ist nicht Stoffsammlung und Analyse, sondern Grundpfeiler philosophischer Gesamterkenntnis, die bestimmt ist von einer Sicht der Planmäßigkeit im Kosmos. Erfordert nun zwar jede naturwissenschaftliche Betrachtung neben der Sichtung der Qualitäten die Beachtung der Quantitäten und deren mathematisch-zahlenmäßige Verarbeitung, so bedeutet in der Naturwissenschaft des Paracelsus, der jede Einzelheit nur als Teil eines geordneten Kosmos schaut, die quantisierende Forschungsweise doch nur einen Teilbereich, der erst durch ein übergeordnetes Ganzes seine Sinngebung erhält. Wo nicht der Formalismus der Quantitäten überwuchert, ist bei aller *Anm. 1*
Stärke der Betonung des Quantitativen (Plato, Nicolaus von Kues) die Ueberbauung des Quantitativen immer Zeichen einer hohen Form naturwissenschaftlicher Betrachtung gewesen. Die moderne Naturwissenschaft, insbesondere die Physik seit Galilei, war dagegen oft nur zu sehr bemüht von allen Qualitäten, von allem Einmaligen, Einsinnigen, zu abstrahieren; ihr letztes Ziel war es,

---

[1]) K. Hildebrandt: „Deutsche Wissenschaft", Kiel 1935.
[2]) K. Hildebrandt: „Platon" 1935; Seite 198, 379—383.
[3]) K. Hildebrandt: „Positivismus und Natur" in ZS. f. ges. Natw. Bd. 1. 1935; 1
K. L. Wolf u. R. Ramsauer: „Zur Geschichte der Naturanschauung in Deutschland" in ZS. f. ges. Natw. Bd. 1. 1935; 129 ff.
W. Troll: „Die Wiedergeburt der Morphologie aus dem Geiste deutscher Wissenschaft" in ZS. f. ges. Natw. Bd. 1. 1935; 349.

die beobachteten Abläufe durch mathematische Formulierungen zu beschreiben und in diesen weiter „fortzuschreiten". Jede wertende Einordnung glaubte sie als Mystik abtun zu müssen. So konnte diese Naturwissenschaft bei Paracelsus schließlich allein noch die Heilerfolge erkennen; die schöpferische Fülle paracelsischen Geistes zu ahnen, blieb ihr aber meist versagt. Die Grundlage dieser Heilerfolge, die tiefe philosophische Einsicht bei einer umfassenden naturwissenschaftlichen Erkenntnis, läßt sich nicht als religiöse Mystik abtun, denn Hohenheims, des Biologen, Chemikers und Physikers Lehre ist grundlegend von eigener Weltschau bestimmt. Der „modernen" Naturwissenschaft mit ihren festgelegten und bis zur Abstraktion gesteigerten Begriffsbildungen war es so kaum möglich zum Werke des Paracelsus, welches — aus der überreichen Fülle großen Erlebens geschaffen — das Ringen um Wort und Ausdruck wiederspiegelt, wobei Begriffe neu geprägt und umgeprägt werden mußten, den eigentlichen Zugang zu finden. Bestimmt durch die Sicht großer Analogien im Kosmos sind die paracelsischen Wortgebungen nicht scharf abgegrenzt und einmalig für alle Schriften festgelegt, sondern in den verschiedenen Bereichen bald enger, bald weiter gefaßt. Wiewohl auch gegenwärtig wieder die „Unschärfe der Begriffe" [4]) auftaucht, liegt doch für viele Naturforscher unserer Tage, soweit sie nicht mehr die Schau des Kosmos in seiner Ganzheit haben und sich mit paracelsischen Schriften beschäftigen, in dem Verständnis der gleitenden Wortbildungen eine mehr als sprachliche Schwierigkeit. Wie sehr sich der moderne Forscher aber von der Vorstellung der Begriffe, wie sie die Physik der Aufklärung geprägt hat, frei machen muß, um den Zugang zu Paracelsus zu finden, sei an einem Beispiel gezeigt:

In der modernen Physik, und damit zum großen Teil auch in der modernen Chemie, hat die exacte Naturwissenschaft sich beschränkt auf die Kant'sche Formulierung der apriori gegebenen Anschauungsformen des dreidimensionalen Raumes und einer qualitätslosen Zeit. So hat die Naturwissenschaft schließlich die Zeit als reversibel, als auf Fallstrecken zurückführbar, als den Raumdimensionen entsprechende vierte, qualitätslose Dimension behandeln können. Durch das Herauslösen der ihrem Wesen nach nicht reversiblen und einmaligen Zeit aus dem kosmischen Zusammenhang wird die Zeit zu einer im einmal festgelegten Maßsystem
Anm. 2. meßbaren, jederzeit reproduzierbaren Größe; sie ist dann schließlich nur mehr eine Quantität, welche vom Raum her bestimmt wird „als Summe von durch fixierte Bewegungsschritte (im Pendel) festgelegten und begrenzten Zeiteinheiten" [5]). Diesem losgelösten und verengt-vereinfachten Zeitbegriff der Physik ist das Vorher und Nachher, die sinnvolle Aufeinanderfolge lebendigen Ge-

[4]) W. Heisenberg: „Wandlungen in den Grundalgen der Naturwissenschaft" Leipzig: 1935.

[5]) K. Beurlen: Kantstudien (2343) 1936.

schehens und damit z. B. die Frage nach Urbild und organischer Entwicklung nicht mehr gegeben. Das bedeutet aber für die physikalische und insbesondere chemische Betrachtungsweise Verengung und Abschließung gegenüber Betrachtung wesentlicher Lebensvorgänge. Denn „Leben" ist nicht altern, sondern charakteristisch für „Leben" ist vor allem „Wachsen", das Entwickeln, Regenerieren und Neuschöpfen, das dauernde produktive Hervorbringen aus dem (nicht alternden und nicht sterbenden) Keimplasma. Weniger das Altern als das „Neu-Schaffen" ist charakteristisch am „Leben". Dieses „Leben" und seine Entwicklung im zeitlichen Ablauf sehen, das heißt die Zeit als irreversibel, als schicksalhaft gestaltende Macht erkennen [6]); das aber bedeutet in der Astronomie im wesentlichen die Kosmogonie und im Sternenhimmel nicht nur eine räumliche Konstellation in Beziehung zur Erde, sondern einen schicksalhaften Ablauf in einer irreversiblen Zeit zu erkennen. Was heute die Astronomie umfaßt, zugleich das, was heute (heute, wo es mit Okkultismus vermischt ist, mit Recht) verächtlich Astrologie genannt wird, hat mit dem, was z. Zt. des Paracelsus und Kepler „Astronomie" genannt wurde, wenig zu tun. Unlösbar mit einander verknüpft war in jener Astronomie, weil alles was geschieht nie rückläufig werden kann, das Geschehen des Makrokosmos mit dem des Mikrokosmos. Diese räumlich-zeitliche Abhängigkeit von Erdgeschehen und Sternkonstellation, *Anm. 3* die grundlegend für Hohenheims Kosmogonie ist, wird bei der zusammenhängenden Behandlung seiner Naturwissenschaft zu betrachten sein.

„Gesichtigen" [7]) Naturforschern, wie Nicolaus von Kues, Paracelsus und Kepler, die den Kosmos in seiner Ganzheit schauten, ist das natürliche Geschehen im Kosmos als Ablauf in der Zeit bewußt. In diesem Ablauf erscheinen die Dinge selbst als lebende Ganzheiten, die, da sie „lebend" sind, nicht ohne Rest durch „Materie-Begriffe" zerlegt werden können. Paracelsus ging aus von der Schöpfung aus Urmaterie und der den Dingen durch den Archeus innewohnenden Eigengesetzlichkeit. Sein Hauptinteresse galt weniger der Erforschung der Einzelheiten der Dinge als den Beziehungen der Dinge untereinander. Damit waren für ihn eine ganze Reihe von Fragen, die die Nach-Galileiische Naturwissenschaft bestimmend beeinflußten, an den Rand gerückt, wie etwa die Frage nach dem physikalischen Raum. Für Paracelsus gibt *Anm. 4a* es nur e i n e n Raum und dieser ist endlich-abgeschlossen, das ist der Kosmos. Dieser Raum ist zwar scheidbar in einheitliche, kräftedurchwirkte, selbständige Lebensräume, die Paracelsus auch

---

[6]) E. Ungerer: „Zeit und Ordnungsformen des organischen Lebens". Bios Bd. V 1936 siehe auch
K. Hildebrandt, in ZS. f. ges. Natw. Bd. 2. 1936; 174.
K. L. Wolf: ZS. f. ges. Natw. 1936; Bd. 2.; 115.

[7]) vergl. besonders: I/VII; 70—71; 82 I/IX; 360
I/XII; 55 I/XIII; 292; 300; 319.

„Elemente“ nannte und als erde, wasser, luft und himmel bezeichnete, in denen alle Dinge in Beziehung zu einander stehen und gegenseitiger Einwirkung unterworfen sind. Man könnte von einem „Raumstaat“, einer staatlichen Ordnung der Räume, einem Raumkosmos sprechen. Untereinander stehen diese Lebensräume, die nicht losgelöst aus der Raumordnung, wohl aber oft einzeln von innen heraus betrachtet werden müssen, in steter lebendiger Wechselwirkung. Trotz der Erfolge, die die moderne Natur-
Anm. 4b wissenschaft auf dem Gebiet der Technik erreicht hat und angesichts ihrer in sich geschlossenen Systematik, bleibt also die Frage zu stellen, wie weit diese Naturwissenschaft, nach so lange bewußt geübter Beschränkung, noch die Ganzheit sehen kann und das heißt in unserem Fall, ob und wie weit sie überhaupt Paracelsus noch verstehen kann. So müssen wir heute unsererseits aus dem Ganzen paracelsischer Lehre rückwärtsschauend das Naturwissen als Teilbereich aus seiner Ganzheit herauslösen, wenn anders wir bei Paracelsus Zugang zu dem finden sollen, was die gegenwärtige Physik und Chemie der Quantitäten als „Naturwissenschaft“ erfaßt.

Der Zugang zu dem naturwissenschaftlichen Werke des Paracelsus, der, wie Platon, kein System hinterließ, der nicht für Gelehrte schrieb, sondern für Jünglinge, Arztberufene, die er durch sein Werk erwecken wollte, wird erleichtert, wenn wir das die Philosophie tragende Lebensgefühl und die Lebensmächte, die das Wesen dieses Mannes formten, aus seinem Leben begreifen.

Paracelsus, ein Einzelner, in dem sich der Sinn der Welt leibhaft darstellt, sah sich als Glied höchsten geistigen Geschehens, das sich in sich selbst erfüllt und vollendet. Er ist keiner der verschiedenen Denkrichtungen der Renaissance zuzuordnen, die den Willen zur Beherrschung der Welt als neue Bewußtseinseinstellung der Menschen zur Welt aufnehmen; er erstrebte nicht die Beherrschung der Natur aus eigener Machtvollkommenheit, sondern er diente der Natur und beherrschte sie, beides nach dem Willen des Schöpfers aus der Erkenntnis der gottgegebenen Rangordnung. Für Paracelsus war die Beachtung der gottgewollten Ordnung sittlicher Wille und sittliche Tat. Das war seine Religion.

Da zahlreiche Paracelsus-Biographien durch unsichere An-
Anm. 5 gaben und oft durch Einseitigkeit der Darstellung entstellt, ein lückenhaftes und verzerrtes Bild vom Leben und Wesen dieses Mannes vermitteln, wird der Arbeit ein Lebensbild vorangestellt, für das nur verbürgte Tatsachen berücksichtigt wurden. Die kritische Verwendung biographischer Ueberlieferungen ermöglichte gleichzeitig zu veranschaulichen, wie mühsam Paracelsus sein grundlegendes chemisches Wissen und praktisches Können erwarb, das mitbestimmend für seine Weltschau wurde.

Nach diesen Vorbemerkungen (Teil I) soll in Folgendem auf der Grundlage einer bereinigten Biographie (Teil II, A) in Teil

II, B die biologische und anorganische Naturwissenschaft und die chemische Technik, soweit sie uns auf die geistige Entwicklung Hohenheims von Einfluß und für das Verständnis und die Beurteilung paracelsischen Denkens und Könnens von Bedeutung zu sein scheint, behandelt werden. Nachdem Paracelsus durch diese „biographische" Ausweitung zu dem praktischen chemischen Wissen und Können seiner Zeit in Beziehung gebracht ist, wird (in Teil III) die Naturphilosophie und Naturlehre des Paracelsus dargetan. Es besteht nicht die Absicht, die medizinische Lehre und das ärztliche Können Hohenheims zu begrenzen und zu behandeln; nur der naturphilosophische Untergrund der paracelsischen Medizin ist Gegenstand der Untersuchung. Auf Grund dieser philosophischen Klarlegung mag dann, zusammen mit den chemischen Untersuchungen Darmstaedters über „Arznei und Alchemie bei Paracelsus", die Möglichkeit gegeben sein, die gesamte paracelsische Naturlehre und Therapie zu erfassen.

II, A. [8])

Theophrast von Hohenheim, genannt Paracelsus, wurde am 10. November 1493 zu Maria-Einsiedeln, einem Marktflecken 2 Meilen von Zürich, geboren. Sein Vater, Wilhelm Bombast von Hohenheim, stammte aus der alten schwäbischen Familie der Bombaste, die sich von dem adeligen Schlosse Hohenheim, in der Nähe des Dorfes Plieningen bei Stuttgart, Bombaste von Hohenheim nannten. Wilhelm Bombast, der in Tübingen Medizin studierte, ließ sich mit 34 Jahren als Arzt an der Teufelsbrücke bei Maria-Einsiedeln nieder und heiratete eine Gotthausfrau, eine Tochter aus dem alten „Einsiedlergeschlecht der Ochsner". Theophrast, Zeit seines Lebens ein Einzelner, blieb das einzige Kind seiner Eltern, die er innig liebte und verehrte. Seine frühe Kindheit verlebte er im Hause an der Sihlbrücke, wo Eltern und Großeltern zusammenwohnten. Die Entbehrungen im elterlichen Hause, die Genügsamkeit und Selbstzucht, wurden für Paracelsus Grundlage stolzer Unabhängigkeit. Unbeschwert durch Grübelei, immer aufnahmebereit, ohne Vorsorge oder besonnenes Haushalten weder mit irdischen Gütern noch mit eigenen Kräften, voller Selbstvertrauen hingegeben an die Gegenwart, war Paracelsus fähig, den Augenblick in seiner Fülle schöpferisch zu erleben, was sich in seinen Werken wiederspiegelt. Maß-, Ordnungs- und Rangwissen zwangen die Leidenschaft der Tätigkeit unter seinen starken Willen, sodaß Paracelsus, stets tätig als Arzt, durch eigenes Wollen unruhvoll im Dasein, in 28 Schaffensjahren seine mühevoll auf Wanderungen erworbenen Kenntnisse als Philosophie des gesamten Kosmos niederlegte. Ueber den zahlreichen, umfangreichen und

Anm. 7

Anm. 8

Anm. 9

Anm. 10

[8]) Anm. 6, Seite 107.

planmäßigen Schriften, in denen Paracelsus seine Lehre in einer bis in die entlegendsten Gebiete des Lebens und der Wissenschaft einheitlichen Geschlossenheit darlegte, wurde fast immer die wechselvolle Unruhe seines Lebens vergessen; was sich in Jahren entwickelte und reifte, erscheint auch in dieser kurzen Darstellung, als wenn es in kurzen Wochen geschehen wäre.

In sich selber ruhend, frei und unbeugsam, unbeirrbar in seiner Haltung, führte Paracelsus — ein Landfahrer — seinen Kampf gegen die abseitig gewordene Universitätsgelehrsamkeit. Mit der Sicherheit und dem Selbstvertrauen des von der planvollen Ordnung menschlicher Gemeinschaft überzeugten [9]) freien Mannes hielt Paracelsus mit Fürsten und Landfahrern, Gelehrten, Studenten, Badern, Henkern und „weisen Frauen" Gemeinschaft, suchte anregenden Gedankenaustausch und Freundschaft und blieb doch immer ein Einzelner, ein Abgesonderter, den das Wissen um eigene Kraft und Wirkung von den Menschen abschloß, wie es ihn auch vom Alltäglichen abhob. Gerade die Unabhängigkeit, die Selbstbewahrung und der Stolz, der sich trotz Armut und Demütigungen nicht verleugnete, empörte die durch althergebrachte Doktrinen von Gesellschaft, Wissenschaft und Kirche gebundenen Gegner.

Von Kindheit an vertraut mit der Natur und empfänglich für ihr geheimes Kräftewirken, blieb Paracelsus ihr zeitlebens aufs engste verhaftet; die suchende und versuchende, die in der Natur forschende und mit den Dingen experimentierende Haltung charakterisieren ihn. Die behutsame und zielbewußte Einführung des Vaters in die Kräuter- und Mineralwelt vertiefte dieses Verbundensein dem eine glaubensvolle Weltauffassung entsprang, aus der Paracelsus ungeahnte Kräfte schöpfte. Vom Vater lernte er Lesen
Anm. 11 und Schreiben, sodaß er früh Wilhelm von Hohenheims reichhaltige alchimistisch-naturwissenschaftliche Bücherei benutzen konnte. Die weitere Umgebung des jungen Paracelsus wurde durch das Benediktinerkloster Einsiedeln bestimmt, zu welchem jährlich viele Pilger wallfahrteten. Es ist anzunehmen, daß die Mutter als Gotthausfrau dem Kloster an besonderen Festtagen zu Diensten verpflichtet war, sodaß der Eindruck der religiösen Uebungen auf den jungen Paracelsus verstärkt wurde. Kritisch nahm Paracelsus erst in späten Jahren, nachdem der größte Teil der naturwissenschaftlichen Fragen schriftlich behandelt war, zusammenfassend Stellung zur kirchlichen Lehre und ihren überlieferten Sitten und Gebräuchen, jedoch scheint uns seine früh sich äußernde kritisch-ablehnende Haltung [10]) in kirchlichen Fragen von Jugendeindrücken bestimmt.

Der Forschungstrieb des Knaben erhielt neuen Anstoß, als der Vater 1502, wahrscheinlich nach dem Tode der Mutter, als Stadt-

[9]) I/XII; 351.
[10]) I/I; 257, I/III; 94—95, Krit. II; 338.

arzt nach Villach berufen wurde, wo Wilhelm Bombast gleichzeitig an der Bergschule die Scheidekunst zu lehren hatte. Nahe bei *Anm. 12*
Villach befanden sich bedeutende Bergwerke [11]), in deren Laboratorien Paracelsus zeitig der Lehrling seines Vaters wurde, unter dessen Leitung er die ersten Versuche und Beobachtungen in der Scheidekunst machte. Ueber seine Kindheit berichtet Paracelsus: „Von Kindheit auff hab ich die ding getriben und von guten Underrichtern gelernt die in der Adepta Philosophia die ergründsten warend und den Künsten mächtig nachgründet. Erstlich Wilhelmus von Hohenheim mein Vater der mich nie verlassen hat. Demnach und mitsampt ihm ein groß zal, die nit wol zu nennen ist mitsampt vilerley Geschriften der Alten und der Newen von erlichen herkommen die sich groß gemühet haben: als Bischoff Scheydt von Stettgach, Bischoff Erhart und Vorfahren von Laventall, Bischoff Nicolaus von Yppon, Bischoff Matthaeus Schacht, Suffragenus Physingen. Und vil Ept als von Sponheim und dergleichen mehr und vil under den andern Doctorn und dergleichen. Auch sonst ein große Erfahrnuß beschehen und ein lange zeit her durch vil Alchimisten die in solchen Künsten gesuchet haben als nemlich der Edel und Vöst Sigmund Füger von Schwatz mitsampt einer anzahl seiner gehaltenen laboranten“ [12]).

Von den hier aufgezählten Lehrern läßt sich nichts Bestimmtes ermitteln. Ueber die Jugendjahre und den Bildungsgang des Paracelsus besitzen wir nur äusserst spärliche Nachrichten. Ueberwiegend sind wir auf die in seinen Werken verstreuten gelegentlichen Erwähnungen angewiesen.

Die Eindrücke der Villacher Bergwerke und der Einfluß des Vaters wurden für Paracelsus bestimmend [13]). Die schichtartige Lagerung der Mineralien bedeutete für ihn nichts Zufälliges, sondern er sah auch in den Erzen und Mineralien das Walten göttlicher Kräfte in ihrer Ordnung, einer Ordnung, der der gesamte Kosmos unterworfen ist [14]). Es gab für Paracelsus keinen Zufall, wie es kein Glück oder Unglück für ihn gab: „Glück“ und „Unglück“ sind „von zweifelern und von hoffern erdacht“ [15]), denn „unglück ist ein unwissenheit, glück ein wissenheit“ [16]). Glück ist nichts anderes „dan ordnung halten mit wissenheit der natur“ [15]), einer gefügten, von Kräften durchwalteten Natur, in der auch der Mensch sein „verordnet wesen“ [15]) hat. „das glück“ eines Menschen „kompt aus der geschiklikeit und die geschiklikeit kompt aus dem geist; darnach ein iétlicher mensch ein geist hat; darnach ist er geschikt auf ein ding, und darnach er geschikt auf das selbige ding ist, darnach hat er glück“ [17]). In dieser Schau der

---

11)) I/XI; 10/11.
12) Chir. B. u. Schr. 1618; 102
I/X; 352.
13) siehe besonders: I/III; 86 und I/III; allgemein.
14) I/III; 147.
15) I/VIII; 110.
16) I/VIII; 111.
17) I/I; 181.

planmäßig im Einzelnen wie im gesamten Kosmos wirkenden Kraft [15]) gründet dem Wesen nach das Weltbild des Paracelsus.

Anm. 13 Neben dem Vater wird unter den oben genannten Lehrern gern dem „Abt vom Sponheim", bei dem an den bekannten Trithemius von Sponheim gedacht wird, ein unmittelbarer und starker Einfluß zugeschrieben [18]). Wir wissen nicht, wer mit dem Abt von Sponheim gemeint ist. Heute entscheiden zu wollen, ob Paracelsus in seiner Jugend von einem Abt Trithemius von Sponheim ausgebildet wurde, ist müßig; es genügt uns zu erfahren, daß Paracelsus durch geistliche Herren früh alte Schriften kennenlernte, wobei er auch Werke des als Alchimisten bekannten [19]) Trithemius gelesen haben mag; es kann sein, daß Paracelsus sowohl seine Unterrichter, als auch die gelesenen Autoren, deren Werke ihn beeindruckten, als „seine Lehrer" bezeichnete. Bevor Weiteres über Art und Umfang einer Beeinflussung gesagt werden kann, bedürfte es einer genauen Prüfung und Sichtung der „Trithemius-Schriften", sowie einer unvoreingenommenen und gründlichen Bearbeitung der Frage Kosmologie-Alchemie sowohl bei Trithemius von Sponheim (1462—1516) als auch bei dem als „Abt von Sponheim" in Erwägung gezogenen Bruno von Sponheim (1117—1140) [20]).

Mit dieser Vorbildung, unter der die durch den Vater und vielleicht auch durch Trithemius hervorzuheben ist, kam Paracelsus auf die Universität. Wir wissen weder, welche Hochschule
Anm. 14 Paracelsus zuerst besuchte, noch in welche Jahre die Zeit seines Hochschulstudiums mit Sicherheit fällt. Uns scheint wahrscheinlich, daß Paracelsus etwa um 1509 seine Universitätsstudien begann, zunächst deutsche Universitäten besuchte, dann nach Süden ziehend an den weltlicheren, der Renaissance offenen italienischen (und französischen) Universitäten sich eifrig mit den Schriften der Alten [21]), vor allem mit Platon, den er sehr verehrte und als Einzigen in seinen Schriften nur lobend erwähnt [22]), beschäftigte, „lange jar bei den Teutschen, bei den Italischen, bei den Frankreichischen den grunt der arznei gesucht" [23]) hat und in
Anm. 15 Ferrara unter Manardo und Leoniceno promovierte [24]). Die Vermutung liegt nahe, daß Paracelsus durch diese Lehrer zu seinen reformatorischen Bestrebungen angeregt wurde, sodann von dem galenischen System der ärztlichen Ausbildung, das ihm keine
Anm. 16 neuen lebendigen Kenntnisse vermittelte, enttäuscht [25]), sich von der „hohen schul", der er „nicht ein klein ziert" [26]) war, ab-

---

[18]) Netzhammer; 23, Spunda; 23.
[19]) Netzhammer; 23, Spunda; 23.
[20]) Sudh. Paracelsus; 14.
[21]) I/X; 19, I/III; 387; 403; 404; 417; 411; 391; 422.
[22]) I/VIII; 72, Paramirum, I/XIII; 247, I/XIV; 263, 273, 274, Leid. Hs.; 5v, 6r.
[23]) I/X; 19.
[24]) Burckh. Corr.; 885.
[25]) I/II; 209.
[26]) I/VII; 373.

wandte [27]), um etwa 1512 [28]) bei Sigmund Füger als Laborant *Anm. 17* zu arbeiten. Ueber Sigmund Füger und sein Laboratorium läßt sich nichts Genaueres feststellen: „Sigmund Füger war als Chimist bekannt, in dessen Laboratorium nicht nur fachgemäße, nutzbringende Ausbeutung der Silbererze, neue Methoden, das Silber immer reiner zu fällen, Versuche die wertvollen Nebenprodukte (Silber, Chlor, Arsen, salpetersaures Silberoxyd = Höllenstein) zu gewinnen, ausgearbeitet wurden, sondern auch unablässig Versuche angestellt wurden, unedle Metalle in Gold zu verwandeln" [29]). Aus der Laborierstube trieb es Paracelsus hinaus in die Welt, denn „wie solten wir hindan weichen von der edlen medizin und noch vil mer von der philosophei, dieweil wir die möglichkeit sehen, die uns alein den glauben gibt? Wir haben uns nicht gewehnet zu glauben, zu lernen, zu folgen dem, das nicht durch die experienz und warhaftige practik mag beweret werden" [30]). Paracelsus wollte das Wissen praktisch erproben, erfahren und die eigene Kunst bewähren, denn „on scientia ist experientia nichts" [31]). Vom Suchen nach Erfahrungen getrieben, durchwanderte er Land um Land lange Jahre. „Das sie (die Aerzte) ires vaterlandes arzet seien und darbei ander lender anligen gut wissen tragen, ie eines aus dem andern zu verstehen" [32], danach ging sein Trachten; es galt ihm, die Menschen in ihrer Landschaft und damit mit ihren Umweltsgegebenheiten zu erfassen und wohl wissend um Uebernationales im Bewußtsein der regionalen (nationalen) Unterschiedlichkeiten der Menschen, die Besonderheiten des „vaterlandes", der „region" des deutschen Volkes zu erkennen. Auf diesen Wanderungen besuchte er Köln, Paris und Montpellier, wo er sich „nit alein derselbigen leren und geschriften, büchern ergeben", sondern weiter gewandert „gen *Anm. 18* Granaten, gen Lizabon, durch Hispanien, durch Engeland" [33]) war. Umgürtet mit seinem langen Schwert [34]) zog er nach Norden, nahm als Feldscher Dienste beim dänischen König Christian II., der von 1518—1521 gegen Schweden Krieg führte, bereicherte seine „Erfahrenheit" als Wundarzt in „Stich- und Pfeilschüssen" und behandelte gleichzeitig als Leibarzt Fieber *Anm. 19* und andere Krankheiten. Er erprobte „Tränke" und „Hausmittel" und zog nach Skandinavien um dort die an Mineralien so reichen Bergwerke kennenzulernen. In den Gruben und Schmelzhütten der Bergwerke Schwedens und Norwegens, die Eisen, Kupfer, Zink, Blei, Silber und Gold, Alaun und Schwefel verhütteten, beobachtete er die gesundheitsschädigende Wirkung der Metalle an den Bergarbeitern.

---

[27]) I/III; 200.
[28]) Burckhardt: Med. Fak.; 25.
[29]) Ha.; 28.
[30]) I/III; 141.
[31]) I/XI; 190.
[32]) I/VII; 130.
[33]) I/X; 19.
[34]) Abb. I/I; & Brief Oporins (Anm. 39).

Die Reihenfolge der Länder, die Paracelsus von Skandinavien kommend durchwanderte, dürfen wir wohl der Anordnung in der großen Wundarznei entnehmen: „durch die Mark, durch Prüschen, durch Litau, durch Poland, Ungern, Walachei, Sibenbürgen, Dalmatien, Windischmark (Krain) auch sonst ander lender nit not zu erzölen“ [33]). Von Kroatien, wo er jedenfalls bis Zenng, südlich von Fiume kam [35]), hat sich Paracelsus wahrscheinlich nach Venedig eingeschifft, um an den „venedischen Kriegen“ (1522) teilzunehmen [35]). Angenommen wird, (jedoch nicht sicher belegt) daß Paracelsus von Polen aus mit einem tartarischen Fürsten nach Konstantinopel gereist sei, was möglich ist, denn sein Trieb nach wahrer Erkenntnis ließ ihn keine Mühe scheuen, kein Weg war ihm zu weit. Daß er aber bis nach Asien und Afrika gekommen sei,
Anm. 20 widerlegt Paracelsus selbst [36]).

Arzt-sein war ihm, wie er nicht stark genug betonen konnte, heilige, von Gott dem Schöpfer gestellte Aufgabe [37]), von ihm, Paracelsus, freiwillig übernommene Pflicht, für die er bereit war, jedes Opfer zu bringen. Seine Pflicht als Arzt war es, die Natur zu erforschen [38]), das hieß für ihn, sie mit offenen Augen und Ohren zu durchwandern, „und in allen den enden und orten fleissig und empsig nachgefragt, erforschung gehapt, gewisser und erfahrner wahrhaften künsten der arznei, nicht alein bei den doctoren, sondern auch bei den scherern, badern, gelerten erzten, weibern, schwarzkünstlern so sich des pflegen, bei den alchimisten, bei den klöstern, bei den edlen und unedlen, bei den gescheiden und einfeltigen. hab aber so ganz grüntlich nicht mügen erfaren, gewiß zu sein, es sei in was krankheit es wöll. hab im vil nach gedacht, das die arznei ein ungewisse kunst sei, die nicht gebührlich sei zu gebrauchen, nicht billich mit gelück treffen, einen gesunt machen, zehen dargegen verderben, das mir ein ursach gegeben hat, es sei ein betrugnuß von geisten, den menschen also
Anm. 21 zu verfüren und gering zu machen“ [39]).

Seiner umfassenden ärztlichen Fürsorge für sein „vaterland“, das ist die deutsche Nation [40]), entsprang sein Wanderleben, das in damaliger Zeit wohl manchmal als für einen Arzt als unwürdig angesehen wurde; Paracelsus wehrt sich gegen dieses Vorurteil: „Dieweil ich auch in Niederlanden, in der Romanei, in Neapolis, in Venedischen, Denemerkischen und Niederlendischen kriegen so treffliche summa der febrischen aufgebracht“ [41]) und „min erfarenheit, die ich aus Littau, Holland, Ungern, Dalmatien, Kroatien, Rodis, Italien, Frankreich, Hispanien, Portugal, Engelland, Dennmark und allen deutschen Landen mit großen fleiß uberkomen hab, soll ein hon und ein spot sein?“ [42]). In seinen Defensionen [41])

---

[35]) Ha; 26.
[36]) von der tartarischen Krankheit, Huser: I; 285.
[37]) I/XII; 53 und I/III; 42.
[38]) I/X; 30, I/XII; 35.
[39]) I/X; 19.
[40]) I/II; 210.
[41]) I/XI; 146.
[42]) I/VII; 374/5.

rechtfertigt er sein Landfahren: „der sie (die Natur) durchforschen will, der muß mit füßen ire bücher treten. die Geschrifte wird erforschet durch ihre Buchstaben, die Natur aber durch Land zu Land, als oft ein Land, als oft ein Blat. Also ist Codex Naturae, also muß man ihre Bletter umbkehren“ [43]). Er will lernen, sinnlich-anschauliche Erfahrungen zu sammeln und nicht nur theoretisch-abstrakte Betrachtungen anzustellen [44]): „die kranken sollen des arztes bücher sein, lesen hat keinen arzt nie gemacht, aber die praktik, die gibt einen arzt“ [43]).

Wohl auf Veranlassung des alternden Vaters ließ sich Paracelsus 1523 in Salzburg nieder. Die Bauernunruhen zwangen ihn jedoch bald donauaufwärts nach Westen. Württemberg, Baden und das untere Elsaß wurden 1525 für rund vier Jahre sein Wirkungsbereich [45]). Aller Wahrscheinlichkeit nach hat sich Paracelsus in Wildbad, Liebenzell und anderen Schwarzwaldbädern sowie in Freiburg i. Br., Neuenburg a. Rh., Ensisheim, Rufach und Kolmar aufgehalten. Am 5. Dezember 1526 wurde Paracelsus in das Straßburger Bürgerbuch eingetragen: „Item Theophrastus von Hohenheim der artzney Doctor hatt das burgrecht kaufft und dient zur Lutzernen“ [46]). Hartmann deutet den Aufenthalt in *Anm. 22*
Tübingen und Freiburg, sowie den Kauf des Straßburger Bürgerrechtes als „Hohenheims Absicht, sich als Universitätslehrer niederzulassen“ [47]); aber dagegen spricht die Tatsache, daß Paracelsus sich in Straßburg in die Chirurgengilde aufnehmen ließ. Nach bestehender Stadtordnung mußte er zu einer bestimmten Zunft gehören. Er schloß sich nicht den akademisch gebildeten Aerzten an, wie die Eintragung in das Bürgerbuch beweist, sondern der Chirurgengilde, obgleich die Studierenden bei ihrer Aufnahme in die medizinische Fakultät der Chirurgie feierlich abschwören mußten [48]). Wenn auch in Straßburg Eintracht zwischen den Chirurgen, den Badern und Scherern und den Schulmedizinern herrschte, so hätte Paracelsus sich durch diesen Schritt doch bewußt selbst um jede Möglichkeit gebracht, „akademisch zu werden“ [48]). Hartmann nimmt ferner an, daß „die 1526 in *Anm. 23*
Straßburg praktizierenden Wundärzte Johannes Gersdorf [49]) genannt Schyl-Hans und Hieronymus Brunschwig [50]) einige Anziehungskraft für den lernbegierigen Paracelsus besaßen“. Gewiß würde Brunschwig der berühmte Wundarzt, der sein medizinisches Wissen auf eigene Erfahrungen sowie chemische und botanische Kenntnisse aufbaute und in seiner Grundhaltung als Arzt dem Ideal des von Paracelsus angestrebten Arztes sehr nahe gekommen zu sein scheint, Hohenheim angezogen haben. Hieronymus

---

[43]) I/XI; 146.
[44]) I/III; 141.
[45]) Sudhoff Vorwort I/II; V.
[46]) zitiert nach Spunda; 27.
[47]) Ha; 35.
[48]) Ha; 35/36.
[49]) Choulant; 85—87.
[50]) Choulant; 75—85 und Roth: in ZS. f. Natw. 753 102—123, 1903; siehe auch Teil II. B. Anm.

Brunschwig starb aber schon 1512 oder 1513 [51]). Straßburg war eben um 1526 durch die Großzügigkeit und Toleranz der Stadtväter zur Heimstätte vieler reformierter Gelehrter geworden [52]); es hatte sich dort eine geistige Lebendigkeit entwickelt, die kaum hinter der von Mainz zurückgestanden haben wird. Straßburg war Mittelpunkt der neuen, vom kirchlichen Zwang freien Forschung im fränkisch-pfälzischen Raum geworden und
Anm. 23 stand in regem Austausch mit Basel. Ansätze zu neuen Wegen in der Heilkunde durch die Chirurgie und Pflanzenkunde gingen von Straßburg aus und Straßburger Drucker unternahmen den Druck neuer Werke, wie Kräuter-, Destillier- und Wundarzneibücher [53]), sie druckten sowohl die Schriften der Reformierten wie der Katholiken und waren bald durch die neuen Schriften und die Schönheit und Sorgfalt ihrer Drucke, zu denen sie Künstler und Handwerker in die Stadt zogen, berühmt. Andererseits waren Straßburger Bader und Chirurgen bekannt für ihre Behandlung der „französischen Krankheit" und die Heilung von Kriegsverletzungen, die durch Schußwunden entstanden waren, beides Gegenstände, die Paracelsus ungemein beschäftigten. Wenn Hohenheim auch den üblichen „chirurgischen weg, wie er von den alten beschriben ist worden und gebraucht, auch die arzet bei unsern zeiten sich solches fleissen" [54]), den willkürlichen chirurgischen Eingriff durch Schneiden, Brennen und dergleichen als „nicht gründlich noch gewiß unsers fürnemens" [54]) ablehnte, weil Heilwirken für ihn, der von der Heilkraft der Natur und ihrer Gesetzlichkeit und Ordnung, in der nichts zufällig geschieht, überzeugt war, die Natur in ihrer Kraft unterstützen hieß, so ließ er doch keine Möglichkeit ungenützt, besondere Behandlungsweisen genau zu studieren, den Heilungsverlauf gründlich zu verfolgen, bevor er eine Behandlungsweise beurteilte, sie ablehnte oder guthieß. Er selbst behandelte auch die „chirurgischen Krankheiten", die offenen, oft eiternden Wunden und Brüche durch Heilmittel, indem er die die Heilung hindernden Unreinigkeiten und auseinanderklaffende Wundränder durch „Elixiere" und „Remedien" [55]) beseitigte und auf diese Weise die heilenden Kräfte des Körpers unterstützte.

Was Paracelsus wirklich veranlaßt hat, in Straßburg seßhaft zu werden, vermögen wir nicht zu sagen. Wahrscheinlich erhoffte er sich Ruhe und Zeit für die Ausarbeitung und Gelegenheit zum Druck seiner Schriften, denn trotz der Unrast waren die 4 Jahre 1525/1528 in den oberen deutschen Rheinlanden Jahre intensivster,

[51]) Hommel: „Zum Leben des Hieronymus Brunschwig". In Arch. f. Gesch. d. Math. Natw. u. Techn. 10. Bd. Heft 1/2; 125, 1927.
[52]) Vierodt: Geschichte der Reformation.
[53]) siehe G. Schreiber, E. Darmstaedter, Choulant.
[54]) I/III; 199.
[55]) I/III; 199.

ununterbrochener geistiger Arbeit. Vieles, was damals an Schriften entstand [56]), mochte schon in der ersten Salzburger Zeit geplant sein, manches ist in diesen oberrheinischen Jahren überhaupt erst entworfen und sofort abschließend ausgestaltet worden. Die Konzeptionen jener Jahre umgreifen einen großen Teil dessen, was in späteren Jahren zur Reife kam; vorbereitende Entwürfe zu Werken, deren endgültige Fassung erst im Osten oder im Süden Deutschlands oder in den oberen Alpenländern (um 1536) gelang, wurden niedergeschrieben. Wie vielseitig und gründlich sein damaliges Schaffen gewesen ist, zeigt die Fülle der Verweisungen auf andere Schriftwerke, an denen er gleichzeitig arbeitete. In Freiburg oder Kolmar (1526) beschäftigte sich Paracelsus besonders mit der Arzneibereitung aus Mineralien und Pflanzen; er beschränkte sich bewußt auf die Beschreibung einiger, weniger pflanzlicher Heilmittel [57]) und zeigte Irrtümer bei der Anwendung von Drogen im Lehrgedicht des Macer auf [58]). Die Kräuterbücher der „deutschen Väter der Botanik“ [59]), die die heimischen Pflanzen und Heilmittel zwar im Sinne seiner Naturerkenntnis eingehend behandelten, waren für den Arzt Paracelsus zusammengetragenes Stückwerk [60]), die wohl viel Gutes enthielten, deren Autoren aber „der arznei, der natur, der experienz und kunst gar kein wissen haben“ [61]) und dadurch nur dienten „zuverfüren die kranken durch ir fürgeben“, daß sie alles wüßten, denn wenn man den Kräuterbüchern alles glauben wollte, dürfte niemand sterben [62]). *Anm. 24*
Die Beschreibung von „form und herkomen“ [61]) die gut ist, „acht ich (Paracelsus) aber für die erst lection der philosophei für die jungen (Aerzte). so ich aber sein geschmack, sein farben, sein adelige tugent beschreiben sol, was nuzt mich dazu der baum, der stam, die est, sein herkommen oder abfallen? mich nüzt sein materia, die dorin ist, die do schmekt“ [61]). Paracelsus, der Arzt, verlangt mehr von einem medizinischen Kräuterbuch: die „ordnung der kreuter gar in ein volkomen rezept zu bringen, also das do ein ganze hilf gefunden werde den kranken“ [63]). Sein „Herbarius“ [64]), sowie die „scholia et observationes in Poémata Macri“ [65]) enthalten nur eine knappe Darlegung der Heilwirkung der gebräuchlichsten Pflanzen, während aus den verstreuten Rezepten zu entnehmen ist, daß Paracelsus weitaus mehr über diese Dinge hätte sagen können [66]).

Ende 1526 oder Anfang 1527 ist Hohenheim vorübergehend in Basel gewesen; er behandelte dort den Buchdrucker Johann Froben mit Glück. Froben war Mittelpunkt im geistigen Leben

---

[56]) 2. Paramirum (I/IX), Von der Bergsucht (I/IX), Große Wundarznei (I/X), Astronomia Magna (I/XII).
[57]) I/II; 5 u. 6, I/II; 208.
[58]) I/III; 381.
[59]) siehe Teil II. B.
[60]) I/II; 221.
[61]) I/II; 221 u. I/II; 5.
[62]) I/II; 221.
[63]) I/II; 6.
[64]) I/II; 2.
[65]) I/III; 381.
[66]) siehe Teil II. B.

der Stadt Basel, bei ihm verkehrten Gelehrte wie Oekolampadius und Desiderius Erasmus, Dichter wie Musculus, Wolfgang Lachner, der Maler Hans Holbein d. J., dessen berühmtes Bild „Jüngerer Mann mit Schlapphut" als des Paracelsus Bild nachgewiesen ist [67]). In Frobens Haus wohnte Erasmus von Rotterdam während der ganzen Zeit seines Basler Aufenthaltes (1521—29); dort trat Para-
Anm. 25 celsus mit Erasmus und den beiden Brüdern Amerbach [68]) in Verkehr. Aus diesem der Reformation anhängenden Kreis mag die Berufung Hohenheims nach Basel betrieben worden sein. Wahrscheinlich wurden die Verhandlungen zwischen dem Basler Magistrat und Paracelsus wegen seiner Anstellung während seiner Anwesenheit in Basel oder von Straßburg aus geführt. Akten sind darüber nicht vorhanden.

Der Fakultät wurde von diesen Abmachungen nichts mitgeteilt. Sudhoff nimmt an, daß Paracelsus schon vor dem Juni 1527 Lehrvorträge vor seinen Schülern, (die ihn schon in seiner oberrheinischen Zeit 1525—26 in großer Zahl umgaben), gehalten hat, ehe ihn die Stadt Basel berief. Durch die Uebernahme des Lehramtes an der Basler Hochschule (1527) wurde Paracelsus vor ganz neue Aufgaben gestellt. Sein Schaffen erhielt neuen Anstoß. Mit der zerfließenden Vielseitigkeit der vorhergehenden Jahre war es zu Winterende 1527 vorbei [69]). Zunächst wandte er sich den heimischen Mineralien und Heilquellen zu und weniger der Flora [70]). Die Basler Guajac-Ausarbeitungen leiteten über zu den „Gradus et Kompositiones", die Paracelsus als Vorlesungs-Manu-
Anm. 26 skript verwandte.

Als Paracelsus sich im Frühjahr 1527 in Basel niederließ, war eben eine schwere Pestepedemie zu Ende gegangen. Der Streit um die Kirchenreformation wogte hin und her. Die Bürger, der Rat, unter ihnen auch der einflußreiche Froben, hingen der neuen Lehre an, während die Universität streng an dem alten Glauben und seinem Dogma festhielt. Der Rat und besonders Oekolampadius, der an der Berufung wesentlich beteiligt war, hofften durch den Eintritt Hohenheims in den städtischen Dienst und den akademischen Lehrkörper, die Stellung der für die Reformation der Kirche wirkenden Männer zu stärken. An dem Glaubensstreit beteiligte sich Paracelsus jedoch nicht und enttäuschte dadurch einen Teil der Bürger und Stadtväter. Die Sache des Evangeliums war ihm sympathisch als Kampf um Freiheit von unerträglichem Bann, von einem Zwang, von dem er sich selbst schon frei gemacht
Anm. 27 hatte. So eingehend er sich aber mit diesen religiösen Zeitfragen beschäftigte, er fühlte sich als Arzt und nicht als theologischer Streiter nach Basel berufen. „Ich werde den Luther sein ding verantworten lassen und ich werde das mein auch eben machen" [71]).

---

[67]) Acta; 62.
[68]) siehe spätere Briefe I/VI, hierzu auch Sudh. P.; 54—58.
[69]) vergl. I/IV.
[70]) I/I-I/V; siehe Teil II. B.
[71]) I/VIII; 63 Paragranum.

Paracelsus war in dem Glauben nach Basel gekommen, er sei nicht *Anm. 28*
nur Arzt und Stadtarzt, sondern auch Ordinarius der medizinischen Fakultät; so begann er zu praktizieren und im Collegium zu lesen. Allein die Fakultät legte ein Veto ein; sie verbot ihm die Benutzung des Hörsaals und focht seine Befugnis zur Ausübung der ärztlichen Tätigkeit an. Dazu war die Fakultät berechtigt, denn laut § 43—48 der Statuten mußte jeder auswärts promovierte Doktor, um dozieren zu können, sich in die Matrikel einschreiben, seine Diplome der Fakultät vorlegen und seine Kenntnisse durch eine Disputation beweisen. Der Stadtarzt war nicht eo ipso Dozent oder gar Professor; wenn man wünschte, daß er regelmäßig lese, wurde es ausdrücklich bemerkt und der Fakultät mitgeteilt [72]). Das Ordinariat war in Basel seit 1523 mit O. v. Bär besetzt; der Rat konnte allerdings noch einen weiteren Professor berufen, dieser aber stand dann gleichsam neben der Universität, besonders dann, wenn die Fakultät nicht einmal Anzeige von seiner Berufung erhielt, wie im Falle des Paracelsus. Der Neuernannte war nicht Ordinarius, war nicht Mitglied von Fakultät und Regenz. Was die Befugnis zur Praxis betrifft, so hatte der Rat in den „Freyheiten" selbst angeordnet, daß die Amtleute keinem Arzte, Wundarzte, Empiriker, Apotheker etc. erlauben dürften, in Basel seinen Beruf auszuüben, „er sye denn bewert von der fakultet der Arztneye und zugelassen worden von den meistern derselben fakultet" [72]).

Paracelsus beschwerte sich in einer Eingabe an den Rat [73]); er beklagte sich über Schmähungen von Seiten der Aerzte und darüber, daß die Fakultät ihm das Collegiengebäude verweigere und er seine Schüler nicht promovieren dürfe. Der Entscheid des Rates ist im Wortlaut nicht bekannt. Offenbar haben die Behörden für Paracelsus den Zutritt zum Collegium und die Möglichkeit, öffentlich als Professor zu lesen, bei der Fakultät durchgesetzt. (Das Collegiengebäude war Eigentum des Staates, der auch den Unterhalt besorgte). Die Erlaubnis konnte jedoch jederzeit widerrufen werden. Warum sich Paracelsus der Universität nicht regelrecht inkorporierte, ist ungewiß; die Annahme, Paracelsus habe das Doktordiplom niemals erworben, hat Burckhardt [74]) widerlegt. Mit Burckhardt möchten wir annehmen, daß Paracelsus sich ablehnend gegenüber der Fakultät verhielt, weil er nur ihre Fehler und Aeusserlichkeiten sah und erkannt hatte, daß sie nicht mehr in der Lage war, ihre Aufgaben im tätigen Leben des Volkes zu erfüllen, sodaß er, Paracelsus, der die Schulwissenheit mißachtete, der die in Frankreich und Italien promovierten deutschen Aerzte ablehnte, zu stolz war, sich mit einem italienischen Diplom bei Rektor und Dekan zu melden. Mit Platon fühlte er sich einig

---

[72]) Burckh. Med. Fak; 26.
[73]) I/IV; 141.
[74]) I/IV; 1—4.

in der Ablehnung der „baretlisleute“ [75]), unter deren Hand „das erbermlichst leben sei“ [75]). Für Paracelsus gab es keine Unterwerfung unter niedere Nützlichkeit, etwa eine formelle Anerkennung der Fakultät und ihrer Rechte um der Ruhe und des Friedens willen.

Die Zahl der Zuhörer scheint Paracelsus nicht befriedigt zu haben; am 5. Juni 1527 veröffentlichte er ein lateinisches Flugblatt, die „Intimatio“ oder das sog. Basler Programm [75]), worin er ankündigte: „Nach eigenen Ausarbeitungen täglich 2 Stunden über praktische und theoretische Heilkunde, aus der inneren Medizin und Wundarzneikunde, aus eigenen Erfahrungen am Krankenbette und Laboratorium, zu halten, die Beweise durch Experimente und durch vernunftgemäße Erwägungen, nicht durch Autoritäten zu erbringen“. Weniger die galenische Heilmethode, als die durch den Autoritätsglauben anerzogenen Zweifel am eigenen Können und die damit verbundene Werkunsicherheit durch welche die aus „geborener art zur meisterschaft“ [76]) bestimmten Aerzte verdorben wurden, erbosten Paracelsus. Durchdrungen von der herrschenden und zugleich dienenden Macht des aus tiefem Wissen wirkenden Arztes, lehnte Paracelsus veraltete Bücherweisheiten ab. In der Johannisnacht 1527 warf er in Basel die „Summa der
Anm. 29 Bücher“ [77]) des „Küchen Auctor“ [78]), eine dem Kanon des Avicenna recht ähnliche Schrift, öffentlich ins Feuer. Diese symbolische Tat und ihre Analogie zu Luthers Verbrennung der Bannbulle hat oft Anlaß zu falschen Beurteilungen gegeben, sodaß Oberflächliche Paracelsus um dieser Handlung willen als „Luther der Medizin“ und als Folger und Anhänger Luthers auch auf religiösem Gebiet ansahen, Böswillige ihn „Lutherum Medico-
Anm. 30 rum“ [79]) schmähten, weil sie sein Anderssein nicht verstanden [80]) und nur einen Neuerungsversuch sahen, den sie ablehnten. Ueberzeugt von blutmäßigen und landschaftlichen Bindungen des Menschen an Volk und Vaterland [81]), war sich Paracelsus schmerzlich bewußt geworden, daß ihm seine Zeitgenossen in der tiefen grundlegenden Erkenntnis des planmäßigen Ineinandergreifens natürlichen Geschehens im gesamten Kosmos nicht zu folgen vermochten. Ueber die diesem Nicht-Verstehen entspringenden persönlichen Schmähungen sowie über die Bekrittelung seines Wesens, seiner persönlichen Eigenheiten, war Paracelsus erhaben. Obgleich so eng, wie nur ein Mensch gebunden sein kann, seinem „vaterland“ mit Bewußtsein verhaftet, will er um des Werkes willen lieber „fremd sein im land und ein on ein vaterland und lassen mein stilum noch frembder sein, das auch nicht unbilich. lonts euch aber nicht befrembden, das ich anderst bin, dan euer brauch

---

[75]) I/IV; 1—4.
[76]) I/X; 269 u. I/II; 350.
[77]) I/VIII; 58.
[78]) I/VIII; 325.
[79]) I/VIII; 38.
[80]) I/II; 208.
[81]) I/II; 210; 63.

inhalt, tractir, dieweil mir erlaubt ist der natur iren gang zu beschreiben. etwa mer aus ir mir befolen dan euch, so ich doch auch wart auf das, was euch vom liecht der natur beschert sei“ [82]). Aus dem Wissen um die umspannende Weite und Tiefe seiner Schau wachsen Paracelsus stets neue Kräfte zur Selbstbehauptung und Abwehr der andrängenden Gegner. Nicht an sein Werk, sondern an das Werk, an die Heilung kranker Menschen durch Unterstützung des Guten in der Natur, ist sein Leben hingegeben; seine Persönlichkeit ist nur Träger des Werkes, sein Wesen und sein Charakter sind die ethischen Voraussetzungen für den Heilwirker [83]), die vor dem Werk in den Hintergrund treten. „Das Werk“ mußte leben. Diesem Wirken-Müssen entsprachen Hohenheims deutsche Lehrvorträge. In der lebendigen Sprache seines Volkes, in frühem Mittelhochdeutsch [84]) hielt er seine Vorlesungen, *Anm. 31* für die er über den Kreis der des Lateins kundigen Medizinstudenten hinaus auch bei Badern, Chirurgen und Feldscherer Gehör und Verständnis zu gewinnen sucht [85]). Nicht die Erfahrung, daß er bei den unverbildeten Heilsbeflissenen mehr Verstehen fand als bei den akademisch gebildeten Standesgenossen, veranlaßte ihn, in deutscher Sprache zu lehren, sondern es entsprang seinem (paracelsisch-)deutschen Wesen die Gedanken, die ihn bis ins Innerste erfüllten, in seiner Muttersprache lebendig zu formen. Er verabscheute das Kauderwelsch der Aerzte, denen „weder ein Jurist noch Kaiser und Pabst, noch Theologus beikommen kann“ [86]) und forderte, daß „die arznei so lauter und klar in seines vaterlandes sprach stehen sol, das der Teutsche den Araben verstand und die Griechen den Teutschen“ [86]). Die Fachgelehrten, die *Anm. 32* selbst international und nur der Schulwissenschaft verhaftet, die Einheit von Wissen, Leben und Art verloren oder nie besessen hatten, waren bald bereit, ihm daraus den Vorwurf zu machen, er sei unwissend, weil er des Lateins nicht mächtig sei. Da aber blutleere Spezialwissenschaft eine Wesentlichem entspringende Ablehnung ihrer Terminologie immer als „Nicht-Wissen“ zu schmähen geneigt sein wird, so könnte man hieraus allein noch nicht den Schluß böswilliger Verleumdung ziehen. Weil aber diese Gegner Paracelsus immer schmähten, so werden wir auch hier üble Verleumdung vermuten müssen. Das bestätigt die Tatsache, daß Paracelsus offenbar des Lateinischen sehr wohl mächtig war: der häufige und geschickte Gebrauch lateinischer Wörter da, wo ihm deutsche fehlten, zeigt das noch mehr, als die Ueberlieferung lateinischer Bruchstücke in seinen Schriften, sowie auch die zwar *Anm. 33* seltenen Verweise, häufigeren Richtigstellungen alter Autoren, die nur einem des Lateins Kundigen möglich waren [87]). Von seiner

[82]) I/II; 208.
[83]) siehe: Zeller: Paracelsus, Achelis: Acta; 35, sowie I/XI; „Labyrinthus medicorum errantium“.
[84]) Strunz: Scientia; 315.
[85]) I/IV; XXIV.
[86]) I/VIII; 76.
[87]) siehe z. B. „Scholia et observationes in Poémata Macri“: I/III; 381 ff.

eigenen Hand sind uns außer einigen Aufzeichnungen [88]) nur Briefe (an Desiderius Erasmus und Bonifacius Amerbach und Clauser) sowie amtliche Universitätsschriften und Rezepte lateinisch überliefert. Vor den Ohren eines Erasmus oder des Oporin, Hohenheims Basler Famulus, dessen elegantes Latein selbst Erasmus lobte, konnten allerdings die holprigen lateinischen Sätze des Paracelsus nicht den Anspruch auf „Sprachkenntnisse" erheben. Paracelsus sagt selbst: „ich sage euch, es ist der ganze himel und alle kreuter zehnmal ehe und leichter zu erlernen, den das heillose latein und griechisch grammatica. und were besser, man studirte die nötigsten dinge zur arznei gehörig vorhin und das latein hernach" [89]).

Offenbar besaß Paracelsus trotz der Holprigkeit seines Lateins ein starkes Sprachgefühl, das ihm ermöglichte, sich bei seinen Wanderungen und Kriegsdiensten fremden Zungen anzupassen, um in der Fremde leben und Heilmittel erfahren zu können. „Reden und schwezen (ist) vihisch; die kraft der wort aber, die sollen menschlich sein" [90]); die Sprache war ihm etwas Lebendes, sie mußte, um die Fülle des Geschehens ausdrücken zu können, stets neu geformt werden. Dadurch erhielten zwar seine Schriften etwas ungemein Lebendiges, etwas Packendes, gleichzeitig wurden sie aber für den Leser schwer verständlich, weil sie eine eingehende Beschäftigung mit dem Inhalt der gesamten Schrift voraussetzten, denn „die paracelsischen Nomina sind mit der „Begründung" seiner Naturauffaßung und Medizin verknüpft" [91]). Durch das Ringen um Klarheit in Gedanken und Ausdruck wurden die „Nomina" selbst erst neu geprägt, wobei sie „keineswegs immer die volle begriffliche Prägnanz erreichten, sondern sich oft in einem eigenartigen Zwischenzustand zwischen Anschauung und Begriff bewegten" [91]). „Falsche Benennungen" [92]), „Uebernomina" [91]) waren Paracelsus zuwider, denn Ding und Namen gehörten für ihn sinnvoll zusammen [93]). An die Stelle klingender Worte versuchte er begründete Begriffe zu setzen. Eigenmächtig füllte er daher alte Begriffe mit anderem, neuen Inhalt, stellte unter verschiedenen Erscheinungsformen einer Ursache durch die Benennung die Verknüpfung her, wobei er der natürlichen Erkenntnis auch das menschliche Verhalten einbezog, sodaß eine natürliche Zuordnung des Geschehens im Makrokosmos und Mikrokosmos durch die paracelsischen Begriffe entstand. Plastisch durch die Fülle von Bildern, haftet seinen Werken noch das Ringen um die Formung seiner Gedanken an; was ihn erfüllte, riß ihn in seinen Worten mit. Seine Sprache ist daher eigentümlicher und vielleicht auch eindringlicher als die Sprache Luthers; sie mußte es sein, weil Luther überlieferten Inhalt — Allgemeingut der Ge-

[88]) I/IV; XXXVIII.
[89]) I/XIV; 624.
[90]) I/XIII; 315.
[91]) Achelis: Acta; 34.
[92]) siehe: I/VIII; 75.
[93]) vergl. I/II; 210 u. I/VIII; 75

lehrten — aus dem Lateinischen bezw. Hebräischen in die deutsche Sprache formte, während Paracelsus Eigenerlebtes gestaltete. *Anm. 34*

Mit fast grüblerischer Leidenschaft hing Paracelsus seinen Ideen nach, „denn einer der da Ynn die natürlichen Ding kombdt, dem ist schwer dauon zulassen. So einer ye lennger ye mehr bedennkht/undersucht ynn derselbigen, Ye lennger ye hertter wirdt er gezwungen weiter nachzugründen, dann also nit allein das (er) sye liebe, Sonnder sye yberliebet, Ynnd noch mehr sye zwyngt zur liebe“[94]). Oft sprang Paracelsus mitten in der Nacht auf um seine Eingebungen zu diktieren [95]). Von seiner Aufgabe gepackt, redete er wie im Eifer des Disputierens mit „stamleter Zunge“ [96]), sodaß ihm seine Verleumder stete Trunkenheit nachsagten. *Anm. 35*

Hingegeben an die Aufgabe des Arzt-Erziehers, ein Erwecker schlummernder, gottgewollter Aerzte, „nicht alein als ein physikus, sonder an dem Ort aus der natur und über die natur der philosophei, in solchem was bei mir (Paracelsus) auf dismal die experienz geben hat, unbekümert all andere, so vor mir und neben mir schreiben oder nachfolgend komen werden“ [97]) hielt Paracelsus während der ganzen Dauer seines Basler Aufenthaltes Vorlesungen: im ersten (Sommer-)Semester 1527 „De Gradibus et Compositionibus, Receptorum et Naturalium“ [98]), worin er vom A und O der galenischen Aerzteausbildung, vom Rezept ausgehend, seine medizinisch-philosophischen Erkenntnisse darlegte, auf die er im zweiten Semester in den „chirurgischen Krankheiten“, der Behandlung von Verwundungen, aufbaute. Ueber die Syphilis zu lesen und zu demonstrieren hatte Paracelsus wahrscheinlich als Stoff für das dritte Semester vorgesehen. In den Hundstagen, die als akademische Ferien galten, las Paracelsus privat ein Kolleg [99]). Aber trotz eifrigen Bemühens erlangte Paracelsus nicht die ordentliche Mitgliedschaft der Fakultät und damit auch nicht das Recht, seine Schüler zu promovieren. Die Gunst der Stunde blieb ihm schicksalhaft versagt. Im November 1527 starb der Buchdrucker Froben. Das traf Paracelsus schwer [100]), denn er verlor nicht nur einen einflußreichen Gönner, dessen Tod die Hoffnung auf die Drucklegung der Gradusschrift durch diesen berühmten Drucker zu Schanden machte, sondern der Tod Frobens gab den Gegnern Hohenheims neue Gelegenheit, Gerüchte und Verdächtigungen auszustreuen, wie z. B. er stünde mit dem Teufel im Bunde, da seine Patienten nach Jahresfrist stürben [101]).

Nun beginnt die schicksalhafte Wende im Leben des Paracelsus: Durch ein lateinisches Spottgedicht [102]) wird er öffentlich aufs

---

94) Leid. Hs. 3r.
95) I/I; XVIII, I/III; XLXXX, I/IV; 12, s. Anm. 39.
96) Huser II/I; 55.
97) I/II; 207.
98) I/IV;
99) Burckh.: Med. Fak.; 29 und Corr.; 368, sowie I/IV; XXXII.
100) Zeller; 25—26.
101) I/VIII; 112.
102) Sudh. P.; 38—40.

schwerste beleidigt. Die Verse sind an 3 Basler Kirchen und an der neuen Burse angeschlagen. Form und Inhalt dieser Beschmähung kränkte ihn wohl weniger, als die Tatsache: „das er us minen teglichen, geflessinen auditoribus und uffmerkern der artzney“ [103]) sei. Vergeblich richtete Paracelsus eine Eingabe an den Rat, in der er betont, „daß mir solche schmachvers nachteilig ze liden, noch ze dulden sind“ [103]. Noch dringlicher verlangt er in einer zweiten Eingabe den Schutz des Rates vor solchen Ver-
Anm. 36 unglimpfungen, sowie eine gründliche Untersuchung des Falls und Abhilfe, da er „villicht uß hizigen gemüt etwas anfienge un-
Anm. 37 geschickts“ [103]). Der Verlauf der Untersuchung ist nicht bekannt. Eine Honorarforderung läßt Hohenheims bisher verhaltenen Zorn ausbrechen: gereizt durch die von der Behörde abgewiesene Klage, gibt Paracelsus seiner Entrüstung in Wort und Schrift schonungslos Ausdruck. Ein Sturm der Empörung erhebt sich gegen ihn. Paracelsus droht die Gefahr verhaftet zu werden. Er muß bei Nacht aus Basel fliehen. Für immer ist Paracelsus um die Möglichkeit gebracht, in steter Ruhe Schüler um sich zu sammeln und die Anerkennung seiner Lehre als Hochschullehrer zu erkämpfen. Ungeschützt, ein Einzelner, ist Paracelsus hinfort den Wechselfällen des Lebens ausgesetzt und damit scheinbar ganz um seine Wirkung gebracht, aber „mer will ich richten nach meinem tot wider euch dan darvor. und ob ir schon mein leib fressent, so habt ir nur dreck gefressen; der Theophrastus wird mit euch kriegen on den leib“ [104]). Paracelsus nimmt den Kampf auf. Wieder beginnt das rastlose Landfahren. Es ist nicht treue Gefolgschaft, welche Oporin veranlaßte, den geschmähten Paracelsus nach Colmar zu begleiten, sondern wirtschaftliche Not, Ehrgeiz und Sucht nach äusserem Ruhm. Auch ihn trifft Hohenheims Urteil, das mit starkem Rechts- und Menschlichkeitsgefühl die
Anm. 38 Leistung seiner Schüler wertet [105]). „ein ieglicher aber hat mein lehr nach seinem kopf gestaltet; einer füret mirs in einem mißbrauch zu seinem seckel, ein ander zeuchts im in sein hofart, aber ein anderer glosirts und emendirts, und im fürlegen für mich warens erstunken lügen. Mancher schezt sich auch selber mer als wizig, dan in im war, mancher konte es, ob ers verstünde, mancher verstunds und mangelte, wo es am nötigsten war. diese alle, wie sie gelernt haben, ist nicht urteilen, aber wie sie es brauchen, da sehe sich ein ieglicher für. Dan mancher get in mein arznei und faßt in ein grund, daraus er sich zum letzten zu einem erzvaganten macht; ein ieglicher wendets nach dem und der krank leidet“ [106]), denn „sie haben iren nuz mer dan mein gebot vor augen genomen und ein geldkasten daraus gemacht“ [107]).

---

[103]) I/IV; 146—147.
[104]) I/VIII; 201.
[105]) I/II; 221.
[106]) I/VI; 55.
[107]) I/VI; 56.

Wirkten die Verleumdungen der Schüler und der Mißbrauch des Namens ihres Meisters sich vorwiegend zu dessen Lebzeiten aus, so wirkte Oporin durch jenen berüchtigten, durch Thomas Erastus, den schärfsten Paracelsus-Gegner, verbreiteten Brief bis in unsere Zeit. Als Oporin sich nach zwei Jahren getäuscht sah, das Geheimnis der paracelsischen Medizin, das nach seiner Meinung in dem Rezept der berühmten „Laudanum-Pillen" verborgen lag, zu erfahren, verließ er Paracelsus und ließ sich in Basel als Buchdrucker nieder. Um Gelehrte und Lehrer der Universität für sich als Kunden zu gewinnen, verleugnete er seinen Meister. So schrieb er jenen Brief an Solenandrum und V. Vierum, der an Anschuldigungen und Verleumdungen alles enthält, was man Paracelsus nur irgend vorgeworfen hat: Paracelsus solle stets betrunken gewesen sein, seine Bücher habe er in der Trunkenheit geschrieben, Paracelsus habe kein Latein gekonnt, sich Tag und Nacht nicht entkleidet, er habe kaum gebetet, noch sich um die Sakramente gekümmert, hingegen sowohl Luther als auch den Papst, wie Galen und Hippokrates in ihre Grenzen verwiesen. Paracelsus habe ihn, Oporin, mit dem Schwert bedroht, wenn er des Nachts zu diktieren wünschte, seine Medizinen seien derart giftig, daß Oporin vom Rauch fast gestorben wäre. Bedenkt man aber den Lebensweg dieses ehrgeizigen Mannes Oporin [108]), der viermal begüterte Witwen heiratete, dem jedes Mittel zum Erfolg recht war, so wird man den Brief richtiger werten, als zahlreiche Biographen noch in unserer Zeit, die nur den Brief, nicht aber die Veranlassung und Person des Schreibers in ihre Beurteilung einbeziehen. *Anm. 39*

Nachdem Oporin Paracelsus 1528 in Colmar verlassen hatte, wanderte Paracelsus während des Winters praktizierend durch Schwaben. In Esslingen verweilte er; dann ging er 1529 nach Nürnberg. Von dieser der Reformation am stärksten ergebenen Stadt Deutschlands erhoffte Paracelsus für sein Werk wenn nicht Verständnis, so doch Toleranz [109]). Mit den drei in Colmar ausgearbeiteten Schriften: „Drei Bücher der Wundarznei Bertheonei" [110]), der Ausarbeitung „Von allen offenen Schäden, so aus der Natur geboren werden", sieben Bücher [111]) und den zehn Büchern „Von Blattern, Lähme, Beulen, Löchern und Zittrachen der Franzosen und ihresgleichen" [112]) errang er in Nürnberg seinen ersten Erfolg. Nur nebenher widmete sich Paracelsus in Nürnberg politisch-astrologischen Aufzeigungen: auf Grund der Gemeinsamkeiten von Landschaft (einschließlich Sternenhimmel) und Menschen anerkannte Paracelsus die natürliche Ordnung des (deutschen) „Reiches" in seinen völkischen Machtansprüchen, die planvoll der Gemeinschaft mit anderen Völkern eingegliedert sind.

---

[108]) Ersch.-Gruber; Sekt. III. Bd. IV; 248 ff.
[109]) I/VIII; 129.
[110]) I/VI; 39.
[111]) I/VI; 207.
[112]) I/VI; 301.

Genaue Kenntnis der politischen Lage und klares Abschätzen der Kräfte, Wirkungen und Beziehungen politischer Ereignisse lagen den paracelsischen Prognostikationen zu Grunde. Eingehend beschäftigte sich Paracelsus in Nürnberg mit der morbus gallicus, deren Aetiologie, Klinik und Therapeuthik er nach allen Richtungen erwogen und, auf seine langjährigen Beobachtungen gestützt, in drei Büchern „Von der französischen Krankheit“ [113]) erstmalig veröffentlichte. Der Erfolg seiner Syphilisschrift (1530) erregte den Neid und Widerspruch der Nürnberger Aerzteschaft, die sich scharf angegriffen sah, denn die Nürnberger Aerzte waren in der Syphilis-Behandlung führend. Der Dekan der medizinischen
Anm. 40 Fakultät der Universität Leipzig, Prof. Heinr. Stromer aus Auerbach [114]) schritt ein: er wandte sich an den Rat der Stadt Nürnberg und erreichte, daß dieser den weiteren Druck Hohenheimscher Schriften untersagte. Paracelsus selbst erfuhr von diesem Verbot, das ihm auch die letzte Möglichkeit zu wirken nahm, erst in Beritzhausen. Er wurde um so schwerer davon getroffen, als auch die Ausarbeitung über „Ursprung und Herkommen der Franzosen in 8 Büchern“ [115]) fertig vorlag und wohl schon in Druck gegeben war. Er reichte daher am 1. März 1530 von Beritzhausen aus eine Beschwerde an den Rat von Nürnberg ein [116]), die in ihrem Entwurf hitzig [117]), empört, in ihrer endgültigen Fassung gehalten und der Tragweite des Mißlingens bewußt ist; die Aufhebung des Verbotes erreichte er jedoch nicht. Mit den acht Büchern über „Ursprung und Herkommen der Franzosen“ war für Paracelsus das Thema über die vier Grundsäulen der Medizin abgeschlossen, sodaß er es in späteren Schriften nicht wieder aufnahm.

Nachdem seine Sehnsucht, sein Wissen und Schauen in jungen, berufenen Menschen zu Taten werden zu lassen [118]), keine Erfüllung gefunden hatte, und der Basler Mißerfolg ihn um jedes Wirken von Mensch zu Mensch gebracht hatte, war Paracelsus nur die Schrift als Mittlerin geblieben; durch das Nürnberger Druckverbot war auch diese Möglichkeit der Wirkung gefährdet. Die rastlose Tätigkeit und die liebevolle Hingabe an sein Werk blieben jedoch von diesen Schicksalsschlägen unberührt, mit unbeugsamem Willen, seiner Sendung bewußt, seines Sieges, — wenn auch „nach minem tot“ [119]) — gewiß, arbeitete Paracelsus rastlos am ersten und zweiten Buch Paragranum [120]). Ungeachtet aller Kränkungen warb er mit erstaunlicher Liebe um die „wahren“, um die „auserwelten“ [121]) Aerzte, die „aus der natur schauen, nicht aus der spekulation“ [122]). Nicht mit dem zergliedernden Verstande allein, sondern auch mit allen Sinnen, dem Leibe und mit der ganzen

---

113) I/VII; 67 ff.
114) Sudh. P.; 78.
115) I/VII.
116) I/VIII; 129.
117) siehe Sudh.!; 74—78.
118) vergl. I/VII; 69; 90.
119) I/VIII; 201.
120) I/VIII.
121) I/VIII; 82.
122) I/VIII; 74.

Seele wollte Paracelsus die Natur erfassen. In großartiger philosophischer Schau legte er das ärztliche Wirken in sichtbarer (sichtiger) und unsichtbarer (unsichtiger) Natur grundlegend klar und bezog auch den Einfluß der Erde, der Witterung und der Gestirne auf den Menschen seinen Betrachtungen ein. *Anm. 41*

Die Sonnenfinsternis am 29. März 1530 beobachtete Paracelsus in Regensburg. Sie gab ihm Anlaß, in der kleinen Schrift „De Eclipsi Solis“ [123]) die Einwirkung des Gestirnes auf das Wesen und Handeln der Menschen eingehend klarzulegen.

1530/31, zur Zeit des Augsburger Reichstages und des Schmalkaldischen Bundes, drängten religiöse Fragen und eigene Stellungnahme zu kirchlichen Dingen Paracelsus zur Behandlung; nicht aus kritikloser Uebernahme der Zeitströmungen, die das Abendland in seiner Selbstbefreiung vom Christentum beherrschten, sondern aus schöpferischer Schau, aus dem Wissen um natürliche, gottgegebene Gesetze, wandte sich Paracelsus den Fragen des Glaubens und der Kirche zu, nachdem die grundlegenden medizinisch-philosophischen Gedanken bereits niedergelegt waren. Zunächst geißelte er die Uneinigkeit der Evangelischen, den Streit Luthers mit den Schweizern (Zwingli-Calvin), das Aufkommen der Sekten und die „Raserei der Wiedertäufer“ [124]). Mit dem natürlichen Recht des Menschen, der weiß, „das er mensch ist und als ein Mensch leben soll“ [125]) kritisierte er die kirchlichen und politischen Mißstände. Den Papst sah er als Antichristen, dessen falsche Machtansprüche der natürlichen, d. h. gottgewollten Ordnung widersprachen, wobei Paracelsus scharf zwischen Papst und Kirche schied, indem er die „Kirche“ als Gemeinschaft der auf dem Grunde des Evangeliums suchenden Seelen faßte, während der „Papst“ für ihn die Organisation mit ihren weltlichen und geistigen Machtansprüchen verkörperte.

Nur sich selbst und seinem Schöpfer verantwortlich [126]), erstrebte Paracelsus eine tathafte Vollendung im Diesseits [127]). Von dem Glauben an die Welt, in der Gutes und Böses sich durch notwendigen zerstörlichen Verzehr im Maße hält, erfüllt, blieb ihm die Gewissensnot einer von der Erbsünde der Welt überzeugten, müdeverzichtenden, christlichen Seele fremd. Vor dem Zugriff der rächenden Kirchenmacht nicht sicher, sympathisierte Paracelsus mit dem Angriff der Reformatoren auf den Klerus [128]), wenngleich er nicht aus der katholischen Kirche austrat, wie es naheliegend war. Zunächst stand er Zwingli nahe; in einem Brief an Leo Jud in Zürich schrieb er von Zwingli als „unsern hocherfahrnen Meister unsern Patron“ [128]), mit der Drucklegung der „Auslegung der Kometen“, wollte er „nicht anders gehandelt haben,

[123]) I/VIII; 225 ff.
[124]) I/III; 185.
[125]) I/XII; 70/71, siehe auch: I/VIII; 104.
[126]) I/III; 42.
[127]) I/I; 257, I/XII; 53; 69 & Leid. Hs. 53r.
[128]) Krit. II; 238.

es habs denn unser Patron Meyster Ulrich Zwingli wohl und gütlich verhängt“ [129]). Offenbar stand er mit den Züricher Reformatoren in regem, geistigen Austausch, wie aus dem gleichen Brief hervorgeht: „laß dich das Durchsehen nicht dauern, als wenig mich bedauret, dein oder Meyster Ulrichs Arbeit zu durch-
Anm. 42 lesen“ [129]). Wann Paracelsus mit Sebastian Frank und Andreas Osiander bekannt wurde, und ob er sie persönlich kennen lernte, ist nicht bekannt. Geistig verband ihn mit Sebastian Frank das rücksichtslose Eintreten für eine von allen Autoritäten unabhängige Religiosität, das Hinauswachsen über alle Bindungen, Dogmen und Parteimeinungen, der Kampf um die wahre Kirche, die „ein geistiger, unsichtbarer Leib aller Gläubigen ist“ [130]) [129]). Die Naturphilosophie war Frank, wie Paracelsus, die Quelle der Erkenntnis einer Gottheit, deren persönliche Kraft sich erst im menschlichen Bewußtsein verwirklicht und vollendet.

Sich selbst als schöpferisches Glied natürlich-göttlichen Geschehens fühlend, spürte Paracelsus die Gottheit im Erlebnis der Natur. Aus tiefem Verlangen, die Lebendigkeit der Natur in ihrer inneren Einheit mit geistigem und göttlichem Wesen zu sehen, durchforschte Paracelsus die Bibel, die Quelle des christlichen Glaubens, mit der Feder in der Hand. Dabei bildete er sich eine
Anm. 43 selbständige, unabhängige theologische Meinung [131]), die ihn bald denen entfremdete, die ihm eine Zeitlang nahe gestanden hatten. „Damit ich nitt weiter mit unwahrhafftigen Tittel ein ketzer, unnd ertzketzer gehayssen werde und dess grossen fluchs, darvor mich Gott behuet“ [132]) schrieb er das, was er glaubte, nieder. Den Schöpfungsbericht, sowie die Evangelisten, ließ Paracelsus als überlieferte Wahrheiten gelten, die jedoch einer Auslegung bedurften; seine Auslegungen weichen aber trotz gleicher Terminologie so stark von dem „normalen Christlichen“ ab, daß es einer unvoreingenommenen Klarlegung seiner religiösen Ansichten bedarf, sobald die theologischen Schriften auf ihre Echtheit geprüft und geordnet im Druck zugänglich sein werden; erst dann wird sein Gegensatz sowohl zur katholischen, wie auch zur evangelischen Lehre verstanden werden können. Daß die paracelsische Theologie eine Auseinandersetzung der christlichen Weltanschauung mit der platonischen Weltsicht und die Entscheidung für Platons Weltbild ist, ist aber heute schon zu sehen. Paracelsus stellte die Frage nach der Weltanschauung entscheidend für die „natürliche“ Wissenschaft: Platon hat noch kein Wissen um das Ewige gehabt, daher hat er „das tödtlich desto pesser geliebdt“ [133]), Paracelsus dagegen hat auch das Wissen um das Ewige, denn er „hat das wort dess ewigen, auss dem er schreybt“ [133]). Er baut die natürliche-platonische Weisheit in die ewige Weisheit ein.

---

[129]) Krit. II; 238.
[130]) Hei.-Ü. III; 141.
[131]) Krit. II; 40, 164.
[132]) Krit. II; 345 (Leid. Hs.).
[133]) Leid. Hs.; 6r.

Gleichberechtigt stehen Diesseits und Jenseits nebeneinander [134]: die sterbliche Welt, der Kosmos, wie die unsterbliche, die „deale" Welt, sind Gottes Geschöpfe, in denen alles nach seinem schöpferischen Willen geordnet ist. Die Welt ist gotterfüllt, Gegensätze und falsche Machtansprüche können nicht auftreten, da der sichtbare Mensch dem Diesseits verhaftet, der unsichtbare Mensch dem Jenseits zugehörig ist; sowohl der sichtbare, wie der unsichtbare Mensch, der in jedem Menschen verborgen liegt, erstrebt in seinem Machtbereich die Vollkommenheit. Hier zeigt sich ganz deutlich Paracelsus, der Platoniker, dem die Gedanken des Timaios zu eigen sind. Paracelsus beanspruchte das Recht, seinen Glauben frei zu bekennen; es ist „billich, das ich Alls ein Philosophus die dinng für mich nembe zu philosophieren. Wiewol mir solliches von vihlen yn argem wirt aussgelegt. Dann ein theyl vermaindt, Niemandts soll ynn den dinngen reden, er sey denn vff der schaydtlen beschoren, daß mich nit schreckhen mag dieweyl und ich sieh, wie ein yeglicher krankh ligt... solt mir nit erlaubdt sein, von dem zu reden, In dem ich bin" [135]. „So der geyst der da außgeet auß dem mundt Gottes frey ist, vnnd vnbunden, vnnd vngezwungen, sonnder wie ein windt, da geystet er, So sey nun platz zu Philosophieren, Alls einem weltlichen, der sich kheines zwungen geysts ynn ym berühmen mag" [136]. Hier zeigt sich wieder bei Paracelsus die andere Seite seines Wesens, die — verwandt auch Ulrich von Hutten und Franz von Sickingen und den Vätern der Pflanzenkunde im fränkisch-schwäbischen Raum — um die Bereinigung des deutschen Menschen von unbegründeten Vorurteilen sowie vom christlichen Dogma rang.

Makrokosmos und Mikrokosmos in ihrer Ordnung umfaßten alle sichtbaren Dinge der Natur, wie sie Gott in seiner Schöpfung aus dem Lymbus elementisch geschaffen hatte; die Beziehungen hatte Paracelsus in seinen medizinischen und philosophisch-astrologischen Schriften dargelegt: Seine Schau der Welt in ihrer planmäßigen Ordnung mit ihrer ewig schaffenden Kraft ließen Paracelsus die Astronomie betreiben, um für sein Handeln als Arzt die kosmische Rechtfertigung zu erweisen. Die Theologie umfaßte die Erkenntnis der übernatürlichen Welt.

Es war keine „Periode" [137] im Sinne eines Abweges, wenn Paracelsus die Bibel durchforschte, in zahlreichen Schriften seine eigenwilligen Auslegungen niederschrieb und den kirchlichen Ritus eingehender Kritik unterwarf, im Juli 1530 bei Zimmern an der Altmühl einen Abschnitt eines Psalmenkommentars niederschrieb und im gleichen Jahr seine „Sieben Bücher über die Coena Domini an Papst Clemens VII" herausbrachte [138]. Der Philosophie des Diesseits, der natürlichen Dinge, überlagerte sich die gleiche

Anm. 44

Anm. 45

[134]) I/III; 94.
[135]) Leid. Hs.; 10v.
[136]) Leid. Hs.; 3r.
[137]) I/IX; 25.
[138]) I/VIII; 20, Leid. Hs.; 12r-129r.

Grundhaltung entspringende Philosophie des Jenseits; „Je mehr die Philosophey der Irrdischen dinngen erkhenndt wirdt, Ye mehr die ewige begrundt wirdt“ [139]. Auf der Suche nach dem Ursprung und Grund der Wissenschaft und Kunst mußte die Frage nach dem Zusammenhang von Gott, „der alle weisheit und kunst ist“ [140]) und dem Wissen im Menschen geklärt werden. Ein natürliches Wissen und ein Glaube war auch schon vor Christi Geburt vorhanden. „Wer da viel werk von der natur verstet erkent (der) weiß, daß er hoch im Glauben ist, denn der Schöpfer ist sein lehrer“: als z. B. Platon, „in dem wir nicht allein einen natürlichen philosophus achten, sondern auch einen in mirakeln bekannten“ [141]); da aber sowohl Platon wie auch Aristoteles „in bezug auf glauben, auf Christus nichts sind, denn sie sind heidnisch“ [142]), so „wird der Platon angenommen als einer, in dem ein samen gesein ist, aber durch die constellation betrübt“ [143]), d. h. die Zeit war seiner vollen Wirkung noch nicht günstig, denn „den eckstein haben sie nitt gewusst, Unnd die wurtzen, auß welicher der mensch ewig wirdt“ [144]). Hätte Platon später gelebt, „wer wolt mir zuschreyben gewalt geben, dieweyl ein sollicher so groß ist gewest Ym liecht der natur, wie hoch wer ergründt worden das ewig“ [144]). Die Philosophie „de divinis operibus et secretis naturae“ wurde erst zur vollkommenen „Philosophia magna“ durch die „Philosophieae pars altera de vita beata“ [145]).

In Nördlingen schloß Paracelsus im Herbst 1531 ein Traktat über die Pest ab. Gegen Ende des Winters befand er sich in St. Gallen, wo er trotz religionspolitischer Unruhen mit Zähigkeit sein „Opus Paramirum“ [146]), dessen Gedanken er schon einmal
Anm. 46 im „Volumen Paramirum de medica industria“ [147]) angedeutet hatte, überarbeitete. Das Paramirum widmete er dem „hochgelarten herrn Joachim von Watt, doctors und burgmeisters zu St. Gallen“[148]), der „Seele des Reformationswerkes in St. Gallen“ [149]).

1532 beschäftigte sich Paracelsus dann noch eingehender mit der Bibel. Es ist anzunehmen, daß in dieser Zeit die zahlreichen Auslegungen der Evangelisten entstanden sind sowie Hohenheims Stellungnahme zu den Sakramenten. Seine medizinischen Forschungen wurden von August 1531 bis Januar 1535 bewußt zurückgestellt. In der Vorrede zum ersten Buch der großen Wundarznei sagt Paracelsus: „von ir (der Medizin) gelassen, in andere händel gefallen, jedoch aber wiederumb in diese kunst getrungen“ [150]).

Ohne beengende wirtschaftliche Bindung wanderte Paracelsus in der Zeit, in der er die Medizin zurückstellte, im Appenzeller

[139]) Leid. Hs.; 5v.
[140]) I/XIII; 308.
[141]) I/XIII; 247.
[142]) I/XIV; 273.
[143]) I/XIV; 274.
[144]) Leid. Hs.; 6r.
[145]) I/XIV; V. I/XIV; XI.
[146]) I/IX; 6.
[147]) I/I.
[148]) I/IX; 37.
[149]) Ha; 89.
[150]) I/X; 20.

Land umher. Es mag sein, daß gegen Ende 1533 oder Anfang 1534 der Besuch in den Berg- und Hüttenwerken des Tiroler Unter-Inntales (Schwaz usw.), wo er seine früheren Beobachtungen als gereifter, erfahrener Mann überprüfte, ihm neuen Antrieb zu medizinischem Schaffen gab. Dies anzunehmen liegt umso näher, als Paracelsus an das „Opus Paramirum" anknüpfend, „von der Bergsucht und anderen Bergkrankheiten 3 Bücher" [151]) (1533—34) schrieb. Den Ausschlag hat seine innere Berufung als Arzt gegeben. Dieses Berufensein fand er in der Bibel bestätigt. Er schreibt im Vorwort zur großen Wundarznei: „doch funden den spruch Christi, die gesunden dürfen keins arztes, alein die kranken. bewegt mich sovil, das ich mir must ein ander fürnemen fürsezen, nemlich das die kunst nach inhalt des spruchs Christi warhaftig, gerecht, gewiss volkomen und ganz wer und in ir nichts von geisten zur verfürung, nicht des glücks schuld, sondern in nöten ein bewerte nothafte kunst allen kranken nüzlich und behilflich zu ir gesuntheit" [152]) 1534 ist die Abwendung von der Medizin überwunden. Gegen Sommer ist Paracelsus in Innsbruck; es geht ihm wirtschaftlich schlecht; er berichtet: „dieweil ich aber derselbigen staffirung (er meint die Kleidung der Aerzte) mittelmässig erschin, not was fürbass zustreichen" [153]). Der Bürgermeister von Innsbruck glaubte ihm nicht, daß er Arzt sei und verbot ihm den Aufenthalt in Innsbruck. Paracelsus fährt weiter fort über seinen damaligen Zustand: „zwen bresten hat ich an mir an demselben ort, mein armut und mein frombheit, die armut wart mir ausgeblasen durch iren burgermeister, der etwan zu Innsbruck die doctor haben gesehen, in seidenen kleidern an den fürstenhöfen, nicht in zerissen lumpen an der sonnen braten; ietz ward der sentenz gefelt, das ich kein doctor were. der frombheit halben richtet mich der prediger und der pfarrer aus, dieweil und ich der Venus kein zutitler bin, auch mit nichten liebe diejenigen, die da lernen, das ich selbst nit tue" [153]). Da der Bürgermeister ihm den Aufenthalt untersagte, wanderte Paracelsus weiter mit „Maxem Poschem" über den Brenner, über Sterzingen nach Meran. In Sterzingen wütete die Pest, der die Aerzte hilflos gegenüber standen. Paracelsus gab im „Büchlein von der Pestilenz an die Stadt Sterzingen" [154]) auf wenigen Seiten eine Anweisung zur Behandlung der Krankheit.

Gegen Ende des Jahres 1535 verließ Paracelsus wieder die Schweiz und begab sich nach dem Allgäu, nach Schwaben und Bayern. In St. Moritz lernte er die Eigenschaften des Sauerbrunnens kennen; in Bad Pfäffers war er Ende August 1535 Gast des Abtes Johann Jacob Russinger, der ihn zu ärztlichen Konsultationen gerufen hatte. Hier entstand die Schrift „Von den Tugenden, Kräften und Wirkung, Ursprung und Herkommen,

[151]) I/IX; 461.
[152]) I/X; 20.
[153]) I/IX; 561; 562.
[154]) I/IX; 545.

Regiment und Ordnung, Pfäfers August 1535“ [155]), die als erste deutsche Bäderschrift in deutscher Sprache lange von einflußreicher Bedeutung blieb. Memmingen, Mindelheim und Ulm besuchte Paracelsus zu Beginn des Jahres 1536, wo er die „große Wundarznei“ dem Ulmer Drucker Hans Varnier in Druck gab. Der erste Druckbogen ergab durch die schlechte Uebersetzung ins Lateinische eine Fülle irreführender Fehler [156]). So entstellt wollte Paracelsus eines seiner Hauptwerke nicht herausgehen lassen. Das Werk wurde zwar von Hans Varnier 1536 herausgegeben, aber Paracelsus begab sich sofort nach Augsburg, um die allein „gültige Ausgabe“ [157]) zu besorgen. Das erste Buch des Augsburger Drucks wurde am 25. Juli 1536, das zweite am 22. August 1536 vollendet. Die Bücher der „grossen Wundarznei“ bedeuteten einen großen Erfolg; sie waren buchhändlerisch die erfolgreichste Schrift zu Lebzeiten Paracelsi. Zur selben Zeit erschien „die Prognostikation auf 24 zukünftige Jahre“ [158]), die gleichzeitig von Marcus Tatius ins Lateinische übersetzt, gedruckt wurde [159]). Nach kurzen Unterbrechungen weilte Paracelsus im Oktober wieder in Augsburg. Ob Paracelsus in der folgenden Zeit noch medizinische Schriften verfaßt und veröffentlicht hat, vermag nicht entschieden zu werden. In den letzten 5 Jahren von 1536 bis 1541 bildeten die Praktiken die einzige Form, in der Paracelsus sich an die Oeffentlichkeit wandte. Diese Praktiken, besonders die erste von 1536, zeigten Paracelsus deutlich als politischen Menschen. Im Kampf um das Reich entscheidet er sich aus seiner Weltschau heraus, in der alles mit Notwendigkeit geschieht, für Kaiser und Reich gegen den Papst. Seine Schau der Welt in ihrer planhaften Ordnung und mit ihrer ewig schaffenden Kraft ließen Paracelsus die Astronomie betreiben, um sowohl für die politischen Entscheidungen als auch für sein Handeln als Arzt die kosmische Rechtfertigung zu erweisen. Er trat dem Glauben an die Schicksalsgewalt der Sterne noch einmal deutlicher als in seinen ersten Praktiken entgegen. Für äussere Verhältnisse und einzelne Schicksale sind Sternbilder belanglos; „der Mensch gibt ihm selbs (dem Gestirn) mer zu schaffen, dan er eingetrungen wird“ [160]), d. h. ganz deutlich, der Mensch deutet mehr in das Gestirn hinein, als in der Macht des Gestirns steht; man muß daher ansehen, was die Menschen dem Himmel zuschreiben; mit dem Glauben an solchen Einfluß hört der vermeintliche magische Einfluß der Sterne auf [161]). Das sagt der wegen seiner magischen Astrologie verfehmte Paracelsus.

Im Frühjahr 1537 besuchte Paracelsus Elferdingen an der Donau, wo er sich in die „Philosophia sagax der großen und der kleinen Welt“ [162]) eingesponnen hat. Von dort wurde er von

---

[155]) I/IX; 639.
[156]) Ha; 84.
[157]) Zedelin. Vorport: I/X.
[158]) I/X; 579 deutsch.
[159]) I/X; 621 lateinisch.
[160]) I/X.
[161]) siehe Teil III.
[162]) I/XII gen. Astronomia Magna

Johann von der Leipnitz „obristen Erbmarschalls des Königreich Böheim“ [163]) im Juni 1537 nach Mährisch-Kromau gerufen, wo er die Philosophia Sagax vollendete. Im selben Jahre hielt sich Paracelsus in Preßburg und Wien und gegen Ende des Jahres in Villach auf. Er traf seinen Vater nicht mehr am Leben. Am 8. September 1534 war Wilhelm von Hohenheim „der Arzney Licentiat“ [164]) verschieden. Nach E. Riedt [165]) soll Paracelsus durch die Fuggersche Bergwerksverwaltung nach Villach berufen worden sein, da man in Lavanthal Gold zu gewinnen hoffte. Paracelsus übernahm die metallurgischen Untersuchungen, er untersuchte und beschrieb den Goldzug der Bäche. So entstand die Chronik des Landes Kärnten. Hoffnungen auf große Ausbeute konnte Paracelsus nicht erwecken; so hielt er sich bald seines Auftrages entbunden. Nicht weit von Villach, in St. Veit, hielt er sich anschliessend länger auf. Von dort widmete er vier Schriften: die „Chronica des Ursprungs des Landes Kärnten“, die „Verantwortung über etliche Verunglimpfungen seiner Mißgönner“, das „Buch vom Irrgang und Labyrinth der Aerzte“ und das „Buch von den tartarischen Krankheiten“ den Ständen des Erzherzogtums Kärnten, mit der Bitte, die Schriften durch den Druck zu veröffentlichen [166]).

Unstet wanderte Paracelsus dann wieder als ausübender Arzt über Augsburg, München nach Grätz und Breslau. In Klagenfurt hielt er sich wahrscheinlich länger auf. Die Vermutung, „daß Paracelsus von dem damaligen, seit 1540 dort (in Salzburg) regierenden Fürsterzbischof Ernst Pfalzgraf am Rhein und Herzog in Bayern, einem Freund und Gönner der Naturwissenschaften und Lehrer der Astronomie, nach Salzburg berufen worden sei“ [167]), gewinnt an Wahrscheinlichkeit durch ein Schreiben Hohenheims [168]) vom 2. März 1540, in welchem er bedauert die Behandlung des Landeshauptmannes Hans Ungenad in Steyr nicht übernehmen zu können, da er „solchem begeren nach schwachheit halben nicht wol stat tuen mag, neben dem, das ich (Paracelsus) ietzo aus dem Lant, ob got wil, willens zuverreiten, und derhalben brief teglich alhier gewartund bin“ [168]). Die Unpäßlichkeit wird nur vorübergehend gewesen sein, wichtiger wird Paracelsus die Berufung nach Salzburg gewesen sein, auf die er wartete. Ueber Wien ist er 1541 nach Salzburg gekommen, wo er sich im „Haus am Platzel“ im Stadtteil über der Salzach ein Laboratorium einrichtete und Wohnung nahm. Von Salzburg aus ritt Paracelsus noch in seinem Todesjahr zum „Gegenschreiber Jacob Tollinger zu Aussen“ [169]), von dem er, da er Tollinger nicht antraf, sich Nachricht nach Strobl am St. Wolfsgangsee erbat. Von einer zunehmenden

[163]) Ha; 138.
[164]) Ha; 137.
[165]) siehe Literaturverzeichnis
[166]) Empfangsbestätigung der Kärntner Stände bei Sudh. P.; 149.
[167]) Ha; 142.
[168]) Sudh. Paracelsus; 153.
[169]) Sudh. Paracelsus; 154.

steten Verschlechterung seines Gesundheitszustandes etwa durch Leberkrebs [170]) oder durch eine andere schleichende Krankheit, die er sich am chemischen Ofen zugezogen haben mochte, als deren erste Anzeichen die Unpäßlichkeit in Klagenfurt anzusehen wäre, ist uns nichts überliefert worden; von einer Krankheit Hohenheims finden wir ausser in dem erwähnten Briefe, der „im Diktat von anderer Hand geschrieben und unterschrieben“ [171]) ist, nirgends Anzeichen oder Hinweise, wenn man von einem späten Bildnis im Museum zu Salzburg absieht, dessen „iktärische Verfärbung des Antlitzes uns den Verdacht nahelegt, er sei vom Leberkrebs dahingerafft worden“ [170]). Es bleibt daher, auch wenn der Wortlaut des verbrieften Testaments dagegen spricht, wohl für immer in Dunkel gehüllt, ob Paracelsus wirklich auf einem Krankenbesuch von einem Schwächeanfall als Folge eines unsteten, wechselvollen, mühsamen Lebens befallen wurde, oder ob er vielleicht doch von seinen Gegnern beseitigt wurde.

Am 21. September 1541 erklärte Paracelsus im Gasthaus „Zum weißen Schwan“ in der Kaigasse urkundlich dem kaiserlich öffentlichen Notar Hans Kalbsohr seinen letzten Willen [172]). Für Paracelsus hatte der Tod nichts Furchterregendes, denn der Tod gehörte in die Ordnung der gotterfüllten Welt, in der es das Todes-Muß gibt, weil es eine Neuschöpfung gibt [173]) „So das Tagwerk aus ist, so ist er (der Mensch) tot und der tot ist das end seines tagwerks“ [174]). Ob Paracelsus im „Weißen Roß“ oder in seiner Wohnung am Platzl gestorben ist, wissen wir nicht; auch über die letzten Stunden seines Lebens ist uns nichts überliefert. Am 24. September 1541 soll Paracelsus gestorben und am selben Tage begraben sein [175]). Daß es damals Sitte war, die Toten am Sterbetage zu beerdigen, ist nicht bekannt. Merkwürdig erscheint diese Eile, mit der man Paracelsus auf dem Friedhof des Bruderhauses
Anm. 47 zu St. Sebasitan in Salzburg begrub. Auch ist es sehr sonderbar, daß es Hohenheims Wunsch gewesen sein soll, mitten unter den Armen des Versorgungshauses der Brüder zu St. Sebastian begraben zu werden [176]), denn bisher kennen wir Paracelsus als echten Renaissancemenschen, dessen Leben eine ewige Selbstbehauptung war und der im Wissen um eigenen Rang und gebührende Rechte alles tat, um sich von der ihn ewig müdenden Masse seiner Zeit unterschieden zu machen.

So kam der Tod für Paracelsus, der erst 42 Jahre alt war, zu früh; mitten in der Hoch-Zeit eines überreichen noch nicht erfüllten Lebens.

---

170) Sudh. Paraeclsus; 156.
171) Sudh. Paracelsus; 152.
172) Sudh. Paracelsus; 154 ff. & Testamentum, I/XIII; 249
173) I/III; 40 u. I/I; 181.
174) I/II; 20.
175) Ha; 142.
176) Sudh. Paracelsus; 156.

II. B.

Nachdem im vorhergehenden Abschnitt versucht worden ist, das Leben Hohenheims in seinem Ablauf innerhalb des zeitlichen Geschehens zu sehen, sollen in diesem Abschnitt die naturwissenschaftlichen Kenntnisse seiner Zeit und Umgebung, soweit sie uns von Einfluß auf das paracelsische Naturwissen gewesen zu sein scheinen, skizziert werden.

Die paracelsische Naturwissenschaft ist wesentlich bestimmt durch den Gedanken der Wirkungsmöglichkeit des Arztmenschen, d. h. durch die grundlegende Frage, wie kann der Arzt als Stellvertreter des Schöpfers das Naturgeschehen in seinem Kräftespiel erfassen und im Rahmen kosmischer Ordnung beeinflussen. Die von diesem Ziel bestimmte Naturphilosophie ist nicht an Einzelkenntnissen aller Zweige der Naturwissenschaften interessiert, das Wissen um die Dinge an sich spielt eine untergeordnete Rolle, es gibt nur Bausteine im paracelsischen Weltbild. In dieser auf das Heilwirken ausgerichteten Naturphilosophie, der ein ausgesprochen chemisch-polares Denken im Sinne von gut und böse oder giftig und ungiftig zu Grunde liegt, erscheinen die Physik und Astronomie als Randgebiete, deren wissenschaftliche Einzelergebnisse in der Kosmogonie nicht hervortreten. Weder die mathematische Berechnung von Sternbahnen und Sternkonstellationen, noch zahlenmässige Gesetze der Kräftewirkungen der Physik erscheinen wesentlich. Astronomie und Physik in unserem Sinne betrieb Paracelsus nicht; ihn interessierte lediglich der kosmische Lebensraum des Menschen, zu dem auch die Astronomie als Wirkung der Sternkonstellationen und die Physik als physiologische Kraftentfaltung in diesem Lebensraum gehörten. Die Betrachtung des Lebens in diesem Raum erschöpfte sich für Paracelsus nicht im Sammeln von Einzelkenntnissen der Biologie, der Zoologie und Botanik, noch in Analogiebetrachtungen der Lebewesen des Makrokosmos mit dem Mikrokosmos Mensch, sondern Paracelsus betrachtete die Lebensverknüpfungen des Makrokosmos mit dem Leben des Mikrokosmos, das Ineinandergreifen des lebendigen Geschehens im Kosmos, im besonderen die Lebensbeziehungen der Pflanzen, Mineralien und Tiere zum Menschen. Das Studium der Einzelheiten der Zoologie im Hinblick auf den Körperbau bei Tier und Mensch und die Funktion ihrer Organe, sowie Botanik im Sinne von allgemeinen Pflanzenkenntnissen achtete Paracelsus „für die erst lection der philosophei für die jungen“ [177]), die Beschreibung des „corpus und sein form und sein wachsen. das selbig ist nicht dienstlich der arznei, sondern der philosophei“ [177]). Diese „Anfangsgründe der Medizin“, Kenntnisse der Zoologie und Botanik setzte Paracelsus als dem jungen Menschen, der Arzt werden wollte, bekannt voraus. Im

[177]) I/II; 213, 208.

Folgenden sollen nun die „Quellen" dieses biologischen Wissens sowie die Berührungsmöglichkeiten mit der zu Hohenheims Lebzeiten in zahlreichen „Kräuterbüchern" gerade aufblühenden botanischen Wissenschaft kurz gezeichnet werden.

Die Zoologie, die sich in engster Verbindung mit der Anatomie zu entwickeln begann und somit weitgehend mit speziellen medizinischen Erkenntnissen seiner Zeit verknüpft war [178]), ist für Paracelsus, den wir nach den vorhandenen Schriften heute wohl als vorwiegend physiologisch-chemisch interessierten Mediziner bezeichnen würden, nicht von entscheidender Wichtigkeit gewesen, besonders, da er die Chirurgie als künstlichen Eingriff in die gottgewollte Ordnung organischen Geschehens ablehnte. Die Naturobjekte, die heute den Hauptgegenstand der Forschung bilden, fanden nicht seine stärkste Beachtung; „er sah in der Natur nur Bewegung und nur Streben nach Realisation von Anlagen, nach im Voraus gegebenen Möglichkeiten; er sah lauter Entwicklungen aus inneren Kräften, doch keine Entwicklung der greifbaren Formen, sondern eine Differenzierung der Kräfte, eine Individualisierung der Fähigkeiten, die der Natur von Gott eingehaucht worden sind" [179]). Sein medizinisches Wissen wurzelte in seiner philosophischen Zusammenschau des kosmischen Geschehens, aus der er sein Heilwirken als Wirken in der natürlichen Ordnung des Kosmos herleitete. Es galt ihm vor allem die Kräfte der Pflanzen und Mineralien zu erkennen, die, wie auch die physischen Kräfte der Tiere und Menschen der gemeinsamen Ursubstanz, der „hyle" entstammten, um sie der Heilkunst dienstbar zu machen. Alle Zergliederung und alle noch so genaue Untersuchung einzelner Organe war von untergeordneter Bedeutung; „die äussern augen müssen die ding al bestehen" aber „nicht das genugsam sei, so der körper gesehen wird der menschen, item aufgeschnitten und aber besehen, item versoten und aber besehen. das sehen ist alein ein sehen wie ein baur, der ein psalter sicht, sicht alein die buchstaben" [180]). Ihren Sinn erhielt die „Experienz" erst durch die „Scientia". „On scientia ist experientia nichts. ob gleich wol ein experiment einmal gefunden wird in der experienz und ist bestanden (hat sich bewährt), ist es mit der scientia in die experientiam gefürt worden, so wird es verstanden weiter zu gebrauchen" [181]); Sinn und Zweck erhalten die Experimente und Einzelkenntnisse nur, wenn sie von philosophischer Erkenntnis geleitet werden, sodaß sie eine gründlichere Einsicht in den göttlichen Plan der Schöpfung ermöglichen, denn „alle heimlikeiten der natur (sind) zu erfaren durch ire zeichen, die sie uns fürstelt" [182]). „Got hat sein macht in kreutern geben, in stein gelegt,

[178]) siehe Rädl: Biologische Theorien 1. Teil, 2. Auflage, Leipzig-Berlin 1913.
[179]) Rädl; 84.
[180]) I/XI; 184.
[181]) I/XI; 190.
[182]) I/II; 87.

in die samen verborgen, in dem selbigen sollen wir nemen und suchen“ [183]), damit der Arzt nach göttlichem Willen in der „Ordnung der Natur“ handeln kann [184]). Diese Sicht der Natur und das damit verbundene Forschungsziel verkennt Ràdl, wenn er das paracelsische Naturwissen als „vage Vorstellung über das Tier- und Pflanzenleben“ [185]) beurteilt.

Ràdl bemängelt, daß man bei Paracelsus „keine Beschreibung irgendeiner Pflanze, ihrer Blätter, Blumen Früchte, ihres Duftes, ihres Habitus usf.“ [186]) trifft. „Nirgends gibt er kund, daß er mit Interesse ein Tier, seinen Bau oder seine Lebensweise beobachtet hätte. Paracelsus sieht die Natur mit den Augen des Landmannes, der sich wohl der Begriffe Tier, Pflanze, Löwe, Blut, Krankheit bedient, über die materielle Beschaffenheit dieser Objekte aber nur halbbewußte Vorstellungen hegt“ [187]). „Es fällt ihm niemals ein, daß die anatomischen Unterschiede zwischen den einzelnen Tieren der Beachtung wert wären und er begnügt sich mit der geläufigen Unterscheidung der allgemein bekannten organischen Wesen“ [188]). „Seine Lehren sind meistens Erlebnisse, nur Sachkenntnis, ohne die Stufe eines logisch geordneten Wissens zu erreichen“ [189]).

Weil Paracelsus „wie die kreuter beschaffen sein“ [189]) dem „comentatori bono“ befiehlt und allein die „namen und virtutes“ übernimmt, um in „zwifachem prozeß: in qualitibus und in arcanis“ [189]) in seinem Herbarium anzuzeigen „von den kreutern und wurzen, samen und blettern, sovil und ich (Paracelsus) auf diese Zeit erfaren hab und weiss: in ein weg durch die erfarenheit, durch mein gebrauch, zum andern durch die natürliche theorik und das also ein concordanz geschehe gleich in sein gleichen, on angesehen der Arabischen, Griechischen, Hebreischen etc. schreiber anzeigung, sonder alein was teutsch ist“ [190]), ist Paracelsus von den Historikern der Biologie als „oberflächlich und unwissend“ [191]) gesehen worden, weil er weder als beschreibender und systematisierender Botaniker noch als Arten und Abstammungen suchender Zoologe einzuordnen war, als uninteressant für die Entwicklungsgeschichte der Biologie abgetan. Es wurde immer übersehen, daß der Formen und Farben „sehende“ Paracelsus [192]), dem „alle eußerliche erzeigung der natur“ [193]), jede Gestalt Ausdruck des inneren Wesens ist, weder Botanik noch Zoologie als selbständige, aus dem Gefüge naturwissenschaftlicher Betrachtung

183) I/XIII; 305.
184) siehe I/VIII; 70 ff.
185) Ràdl; 90.
186) Ràdl; 91.
187) Ràdl; 91.
188) Ràdl; 90.
189) I/II; 6.
190) I/II; 5.
191) H. F. Meyer; IV.
192) siehe I/VIII; 76 und I/II; 61; vergl. auch Darmstaedter: Paracelsische Auffassungen über Farbenerscheinungen. Acta; 121.
193) I/XI; 195.

herausgelöste Wissenschaften betrieb [194]), sondern „Entsprechungen" der Pflanzenformen mit menschlichen Organen eingehend prüfte, vor allem solche, denen die Volksmedizin besondere Heilwirkungen zuschrieb. Er ordnete die Pflanzen nach ihren Heilkräften und baute sie in ihrer Gesamtheit durch seine Signaturenlehre in seine Kosmogonie ein; denn „die natur zeichnet ein ietlichs gewechs so von ir ausgêt zu dem, darzu es gut ist" [195]), und „nichts ist on zeichen" [195]). Diese „Signatur ist gar aus dem brauch komen und ir gar vergessen worden, aus dem dan groß irsal folget. nemlich, das noch bisher kein arzt oder scribent nach rechtem grunt geschriben hat, was in den natürlichen dingen sei, all so vil ir sind nur nach hören sagen, wie es aus blinder erfarenheit erfarn sei worden" [195]). „Ein ietlicher der do schreibt oder schreiben wil von kreuter oder andern natürlichen dingen (sol) aus dem signato schreiben", denn durch die Signaturen „seind verborgen ding gefunden worden" [196]); sie ist eine „Scientia, durch die alle gewechs die jenige frucht, so dem menschen sol zu gutem komen, in sonderlicher substanz das selbig dem menschen fürzeigen" [197]). Aus der Erkenntnis, „das sich die natur nit übernöten läßt noch in ein anders wesen treiben, dan ir natur ist" [198]), verordnete er einfache, klare Rezepte, denn „bringest du arznei die der natur nit bequem ist, so verderbst du sie. das ist die kunst, dass du der natur bequeme arznei erkennest, so magstu leichtlich heilen" [198]). Da „die kraft ganz in einem simplex ist und nicht geteilt in zwei, drei, vier oder fünf etc., sonder in ein ganzes, und das selbig simplex bedarf nichts als alein der alchimei die nichts anders ist, dan ein ding mit dem erzknappen, erzschmelzer, erzman oder bergman; es ligt im herausziehen nit im componieren; es ligt im erkennen, was darin ligt, und nit dasselbig machen mit zusammengesezten und geflickten stücken" [199]), wandte er die Pflanzen eindeutiger, spezieller, wenn auch in beschränkterem Maße als die zeitgenössische Medizin an [200]) und brauchte mineralische Heilmittel in einem bis dahin unbekannten Ausmaße. Wenn Paracelsus auch nicht der erste war, der mineralische Heilmittel „innerlich" verordnete [201]), so war er doch einer der ersten, die diese Anwendung auf gründlichen chemischen Kenntnissen und philosophischen Erkenntnissen aufbaute. „Nur bei oberflächlicher Betrachtung erscheint die paracelsische Lehre den Drogen

---

194) Siehe Achelis: „Zur Grundstruktur der paracelsischen Naturwissenschaften". Kyklos Bd. 1. Leipzig 1928; 44—51.
195) I/II; 86.
196) I/II; 88.
197) I/II; 61.
198) I/X; 30.
199) I/VIII; 84.
200) siehe Aschner: „Die Pflanzenheilkunde bei Paracelsus, Acta; 89.
201) siehe Sticker. Entwicklungsgeschichte der spezifischen Therapie. Janus 33, 1929; 131—198, 213—234, 248—270, sowie Sticker: „Die Entwicklung der ärztlichen Kunst in Deutschland". München 1927.

feindlich. Feindlich steht sie nur den aus zahllosen Drogen gemischten Compositis gegenüber, mit denen die galenisch-arabische Schule die Medizin überflutete. In einem Punkt hat aber Paracelsus die Pharmakognosie in ganz neue Bahnen gebracht. Er ist der Begründer der Pharmaco-Chemie. Erst von ihm datiert der Gedanke, die wirksame Substanz aus der Droge zu extrahieren, die Droge chemisch zu studieren" [202]).

Sowohl mit Heilpflanzen, als auch mit mineralischen Heilmitteln wurde Paracelsus schon in der Frühzeit seiner Jugend durch den Vater vertraut. Es ist anzunehmen, daß Paracelsus die ersten Kräuterbücher [203]), das Lehrgedicht des Walafrid von Strabo, den sog. „Hortulus", der später als „Lehrgedicht des Macer Floridus, ein Kranz von 25 Gedichten in lateinischen Hexametern" unter dem Titel „De viribus herbarum" verbreitet war, ferner das „Buch von der Natur" des Conrad von Megenburg (1349/50), sowie die Schrift des Theophrast „De historia et de causis plantaor" herausgegeben von Theodor Gaza (1483) und den „Herbarius" ein medizinisches Kräuterbuch (herausgegeben von Peter Schoffer) (1484), sowie den in deutscher Sprache geschriebenen „Hortus Sanitatis" (des Johann von Cube?) (1485) und den „Grossen Hortus Sanitatis" durch seinen Vater oder spätestens in seinen Studienjahren kennenlernte. Ausser diesen aus dem Wissensschatz der Klostergärten in den Wissensstoff der Schulmedizin eingegangenen Kräuterbüchern ist die 1500 im Druck erschienene „Destillierkunst" des Hieronymus Brunschwig, der, obgleich ein „direkter Vorläufer der Werke der Väter der Botanik [204]), in entwicklungsgeschichtlichen Betrachtungen der Botanik meist übergangen wird, Paracelsus wenn nicht in seiner Studienzeit, so doch sicher in Straßburg, wo Brunschwig gelebt und gewirkt hat, bekannt geworden. Mit den als „Kräuterbücher" erschienenen Werken hat sich Paracelsus jedenfalls eingehend kritisch beschäftigt, wie seine Stellungnahme im Macer-Kommentar [205]), sein „Herbarius" [206]) und seine Schrift „Von den natürlichen Dingen" [206]) sowie die „Fragmente zum Herbarius" [206]) deutlich zeigen, d. h. in Schriften, die in den Jahren 1525/6 entstanden sind. Bis 1528 war der erste der vier bekanntesten „deutschen Väter der Pflanzenkunde", Otto Brunfels, als Lehrer in Straßburg. Ob Zusammenhänge mit dem Aufenthalt der Paracelsus in Straßburg, der ja 1526 dort das Bürgerrecht erwarb, bestehen, wäre zu prüfen. Das Kräuterbuch des Brunfels erschien zwar erst 1530 gedruckt; ob Paracelsus auf Grund persönlicher Beziehungen das Manuskript gelesen hat, ist nicht festzustellen. Falls die Fragmente „In errores communis herbariis" [206]) sich auf das Brunfels'sche Buch

Anm. 48

Anm. 49

Anm. 50

Anm. 51

Anm. 52

[202]) Tschirsch, II; 866.
[203]) siehe W. L. Schreiber: „Geschichte der Kräuterbücher des 16. u. 17. Jahrhunderts".
[204]) Fischer; 113.
[205]) I/III.
[206]) I/II.

beziehen, müsste die Bekanntschaft Paracelsus-Brunfels zwischen die Niederlegung des „Herbarius“ und der „Scholia et observationes in Poëmata Macri“ fallen. Es ist jedenfalls wahrscheinlich, daß sich Paracelsus und Brunfels, wenn nicht persönlich, so doch über den Basler Kreis der Reformierten, dem sowohl Paracelsus als auch Brunfels nahe stand, gekannt haben, zumal Brunfels und Paracelsus gleichzeitig in Straßburg verweilten, von wo Paracelsus ein Jahr vor Brunfels nach Basel kam. Wie weit eine gegenseitige Annäherung oder Ablehnung durch gemeinsame Freunde möglich gewesen ist, bedürfte einer genauen Prüfung,
Anm. 53 einer Prüfung, die zu der lückenhaften Biographie Brunfels, besonders im Hinblick auf sein geistiges Werden als Naturforscher und Arzt Wertvolles beitragen dürfte. Mit Oecolampadius, der Hohenheims Berufung nach Basel veranlaßte, stand Brunfels seit 1522, nachdem er 3 Monate mit ihm als Lehrer bei Nesen in Frankfurt tätig war [207]), in Briefwechsel, zu Leo Jud, den Freund Zwinglis sowie zu Zwingli selbst stand sowohl Paracelsus [208]) als auch Brunfels [209]) in Beziehungen. Mit Erasmus, den Paracelsus im Hause Frobens kennen lernte [210]) hatte Brunfels 1520 vergeblich brieflich-freundschaftlichen Gedankenaustausch gesucht, geriet dann aber 1523 durch die Verteidigung Huttens, des ehemaligen Freundes des Erasmus, von dem sich Erasmus „aus Furcht bei hohen Gönnern anzustossen und aus Besorgnis, für den kranken und mittellosen ehemaligen Freund zu tief in den eigenen Beutel greifen zu müssen“ [209]) in seinen Spongia lossagte, mit Erasmus in offene Fehde und söhnte sich dann allerdings formell 1525 auf Veranlassung des Straßburger Stadtrates wie durch die Brüder Amerbach usw. mit Erasmus aus [211]). Die enge Verbindung des vorwiegend als Botaniker und Arzt bekannten ehemaligen Karthäusermönches Brunfels mit dem Kreis der Reformierten im süd-
Anm. 54 westlichen Deutschland scheint geeignet, ein gutes Bild zu geben von den Kräften und Ansätzen, die die vom katholischen Dogma befreite wissenschaftliche Forschung vorwärts trieb, sowie von den Persönlichkeiten, die die Neuerungen in der Wissenschaft, in der Lebensauffassung und Haltung, sowie politische Neuordnungen im Reiche anstrebten, denn Brunfels, der ein begabter, humanistisch gebildeter Gelehrter war, unterhielt zeit seines Lebens einen ausgedehnten wissenschaftlichen Briefwechsel (vor allem über theologische Probleme) und war bestrebt, mit allen namhaften Gelehrten in Deutschland in Beziehungen zu treten [211]). Wir sehen ihn persönlich bekannt mit Zwingli, Luther, Erasmus, Oecolampadius, mit Hutten und Sickingen, den Trägern der politischen Reformation, die für die Reichsidee gegen die ultramontane katho-

[207]) Roth: ZS. f. Gesch. d. Oberrheins NF. 9. 1894; 290.
[208]) Krit. II; 238.
[209]) Allg. dtsch. Biogr. XIII; 474.
[210]) Roth: I/III.
[211]) Roth: ZS. f. Gesch. d. Oberrheins NF. 9. 1894; 300.

lische Kirche kämpften. Es würde hier zu weit führen, dieses Netz von Beziehungen, in das Paracelsus durch seine Wanderungen und besonders durch seinen etwas längeren Aufenthalt in Straßburg und Basel zu bringen sein würde, zu skizzieren, zumal wir über die persönlichen Bekanntschaften Hohenheims recht spärlich unterrichtet sind und auch von Hohenheim ausgehend zu keiner größeren Klarheit über Berührungspunkte und Zusammentreffen mit Zeitgenossen kommen werden; dagegen dürfte noch manche „biographische" Ergänzung zum Leben Hohenheims aus einer genauen Bearbeitung der Biographien der Gelehrten und Politiker seiner Zeit, besonders aus den Kreisen der Reformierten, zu erwarten sein. Es sei hier nur darauf hingewiesen, wie stark die Ansätze zur „deutschen" Forschung mit den durch die Reformation hervorgerufenen Umwälzungen auf allen Gebieten des Lebens und der Wissenschaft in wechselseitiger Einwirkung stehen, Umwälzungen, deren vielseitigen Problemen Paracelsus sich nicht verschlossen hat.

Ob über die Bekanntschaft Hohenheims mit Brunfels eine indirekte Verbindung Hohenheims mit Hieronymus Bock [212]) (genannt Tragus) und damit zu Bocks Schüler Jacob Diether (Theodorus Tabernaemontanus) [213]) und über Basilius Amerbach mit Leonhard Fuchs [214]) gegeben ist, sodaß Gemeinsamkeiten im Streben und naturwissenschaftlich-medizinischen Erkennen der deutschen „Väter der Pflanzenkunde" und des Paracelsus auf (persönliche) Beziehungen zurückzuführen wären, kann wegen der Lückenhaftigkeit der Biographien, die die erst später herausgegebenen und teilweise heute noch nicht veröffentlichten Briefwechsel, die für die zeitgenössische Beeinflussung wichtig sind, nur mangelhaft berücksichtigen, nicht entschieden werden. Im Folgenden sei Hohenheims Stellung zur zeitgenössischen Botanik und seine Anforderung an „Kräuterbücher" kurz charakterisiert: Während die „Väter der Pflanzenkunde" eine möglichst umfassende, genaue, eingehende Beschreibung der Flora im Wort und Bild erstrebten, die wohl kaum ihren Sinn durch die praktische Anwendung zu Heilzwecken erhielt, wurden Hohenheims Pflanzenkenntnisse ausschliesslich von der Medizin bestimmt. Es galt ihm nicht, möglichst viele Pflanzen zu kennen, sondern möglichst einfache und sicher wirkende Pflanzendrogen aus eigener Erfahrung zu kennen und zu prüfen [215]); nicht die Beschreibung der Pflanze nach Art und Herkommen kann letzter Sinn eines medizinischen Kräuterbuches sein, sondern die genaue Kenntnis der Kräfte der Pflanze, sowie der vorbereitenden Behandlung durch Destillation zur Nutzbarmachung ihrer Kräfte[216]). Der „kunst der destillierung" [217]) des Hieronymus von Brunschwig

Anm. 55

[212]) Roth: bot. Zentralbl. 1898, II; 265 sowie Tschirsch, II; 841.
[213]) Roth: Zentralbl. f. Bibl. XIV, 1897; 84 ff..
[214]) Stübler: „Leonhard Fuchs".
[215]) siehe I/II; 221.
[216]) siehe I/II; 208.
[217]) siehe Anm. 49 u. 50.

von Pflanzen „umb ir subtyle reyniggkeit willen, domit abzetylgen vnd weschen die müssigkeit, so do ist“ [218]), steht der „Herbarius“ Hohenheims in seiner Haltung und seinem Streben näher, als den Kräuterbüchern der Väter der Botanik. Weder Paracelsus noch Brunschwig beschrieben die Pflanzen, wenngleich Brunschwig die Pflanzen abbildete und in knapper Weise über ihren Namen berichtete was Paracelsus ebenfalls für notwendig hielt, (dieselbe aber „acht für die erst lection der philosophei für die jungen“[219])); beiden war die Verwendung der Destillation in der Heilkunde die Hauptsache. Beide schrieben sie nicht für Laien zur Selbstbehandlung [220]), sondern zur Belehrung von Aerzten. Die der vorwiegend ärztlich-verantwortlichen Haltung entspringende Beschränkung auf wenige Pflanzen [221]) hat Hohenheim das Urteil einer „beschränkten Pflanzenkenntnis“ bei der Nachwelt eingetragen [222]), „denn in all seinen meist medizinischen Schriften möchten sich kaum ein paar Dutzend Pflanzennamen suchen lassen“ [223]), und Brunschwig als Pflanzenkenner übersehen lassen, obgleich „von den späteren Botanikern . . namentlich Otto Brunfels . . große Stücke auf Brunschwig hielt, und ihm manche richtige Beobachtung entnahm“ [224]). Paracelsus wurde ob seiner geringen Pflanzenkenntnisse nicht zu den Botanikern gerechnet, wenngleich man „den deutlichsten Spuren seines Einflusses auch auf die Botanik noch lange nach seinem Tode begegnet“ [223]). Gemeinsam ist den „Vätern der Botanik“ mit Hohenheim die Beschränkung auf die deutsche, heimatliche Flora und ein deutliches Abwenden von den arabischen Heilmitteln, die die Schulmedizin von den Arabern, von Galen und Avicenna, übernommen hatte [225]). Während Brunschwig die fremden Namen von Pflanzen, die im Dioskur oder Galen genannt wurden, kurz erwähnt, nimmt die Identifizierung von arabischen Heilmitteln mit deutschen Pflanzen bei dem humanistisch gebildeten Brunfels einen weitaus größeren Teil ein. Brunschwig legt den Hauptwert der Gewinnung und Reinigung selbsterprobter Heilmittel bei und schöpft als Arzt eigene Erfahrungen, während Brunfels über das Studium der Schriften von Rhazes und Averroes, die er herausgab, sowie über den „Spiegel der Arznei“ des Lorenz Phriess und „die kleine Wundarznei“ von Lanfrancus, die er ebenfalls herausgab, zum Studium der heimatlichen Pflanzen angeregt wurde; er hat manches, besonders in der medizinischen Anwendung, diesen Büchern entnommen, denn er selbst studierte erst nach der lateinischen Abfassung seines Kräuterbuches in Basel Medizin. Paracelsus verurteilt diese Art Kräuterbücher zu schreiben aufs schärfste. Von den „vil experiment die sie sezen,

218) Brunschwig: „Liber de arte destillandi; 2r, 1500.
219) siehe I/II; 208.
220) siehe Vorworte d. Kräuterbücher von Brunfels, Bock und Tabernaemontanus.
221) I/II; 5 u. 6.
222) Ha; Spunda, Sudhoff, Meyer . . .
223) Meyer, IV; 432.
224) Roth: ZS. f. Natw., Bd. 75, 1903; 106.
225) I/II; 210.

ist nicht müglich, das der hundertste teil inen bekannt sei gsein. darumb so seind es zusammen klaubt arbeit, aus den historien, poeten, vetulis, eins in das ander und mit keim grunt verfasset. Auch weiss niemants, seins experiment oder canones oder gickis oder geckis“ [226]). Brunfels Beschreibungen der Pflanzen sind „sehr dürftig und lückenhaft, sie fehlen sogar manchmal ganz“[227]). „Das beste, ja das einzig dauernd wertvolle an Brunfels Herbarium“, das 1530 lateinisch und 1532 in deutscher Sprache erschien, „waren die Abbildungen des Malers Hans von Weyditz“ [227]). Wesentlich ist aber, daß Brunfels Bock, von dessen Pflanzensammeln er Kenntnis erhalten hatte, 1531 persönlich aufsuchte und ihn zur Herausgabe seines Kräuterbuches veranlasste. Bock ließ sein Buch, das er deutsch schrieb, mit Holzschnitten, die nach lebenden Pflanzen gezeichnet wurden, bebildern. „In der Beschreibung steht Bock weit über Brunfels. Er reproduziert nicht in erster Linie die Angaben der Alten, sondern lieferte selbst schon recht gute und zutreffende Beschreibungen“ [228]) und fügte die Fundorte der Pflanzen an. Die Anordnung der Pflanzen nach dem Alphabet der Namen verwarf er entschieden als falsch [229]) und bemühte sich, die Pflanzen nach ihrer natürlichen Verwandtschaft zu gruppieren [230]). *Anm. 56*

Während Brunfels und Bock in enger persönlicher Beziehung standen, lässt sich ein persönlicher Verkehr mit Fuchs, dem dritten der „Väter der deutschen Pflanzenkunde“, nicht nachweisen [231]). „Im Gegenteil scheint es nach Gesners Urteil in Kybers Ausgabe zwischen beiden nicht an Eifersucht gefehlt zu haben“ [231]), „Bock und Fuchs lebten fast gleichzeitig. Während Bock und Brunfels zunächst Theologen waren, war Fuchs von Anfang an Mediziner. Sein Werk zeichnete sich durch prächtige Abbildungen lebensvoller Natürlichkeit“ aus, „der Text ist vortrefflich und reich an eigenen Beobachtungen. Die ausführlichen Beschreibungen stehen mit den Abbildungen in enger Beziehung“ [232]), was bei Bock nicht immer der Fall ist und noch weniger bei Brunfels. Mit diesem Kräuterbuch, dessen Text „nicht allein Namen, Geschlecht, Gestalt, Heimat und Blütezeit“, sondern auch die „krafft vnd würkung der Pflanzen“ behandelt und alle früheren Arbeiten nicht unwesentlich überragt, ist die Entwicklung und Verbesserung der Kräuterbücher die z. Zt. Hohenheims eine wesentliche Rolle in der „Volksmedizin“ spielten und die Hohenheims „Naturheilkunde“ den Weg vorbereiteten, abgeschlossen. Am Beginn der Entwicklung und Ausgestaltung der Pflanzenkunde wird Brunfels genannt, der von Brunschwig übernimmt und an Bock und dessen Schüler Tabernaemontanus unter wesentlicher persönlicher Anteilnahme

[226]) I/II; 221.
[227]) Tschirsch II; 838.
[228]) Tschirsch II; 841.
[229]) Roth: bot. Zentralbl. 1898; 344.
[230]) Tschirsch II; 841.
[231]) Roth: bot. Zentralbl. 1898; 347.
[232]) Tschirsch II; 845.

und Beeinflussung weitergibt. Mit Leonhard Fuchs, dem die Kräuterbücher von Brunfels und Bock vorlagen, ist die Entwicklung der medizinischen Kräuterbücher zum Stillstand gekommen. Die immer besseren Darstellungen durch Holzschnitte und die genauere Beschreibung der gesamten Pflanzen und ihrer Teile entfernte sich immer mehr von der Medizin und machte die Pflanzenkunde bald zu einer selbständigen Wissenschaft, die durch die Drogenkunde nur noch in losem Zusammenhang mit der Medizin stand. Während die Drogenkunde des Paracelsus fast gänzlich unerwähnt bleibt (obgleich die heutige Kräutermedizin fast alle bei Paracelsus angewandten Kräuter noch in der gleichen Weise anwendet), ist Hohenheims Anwendung der Metalle und ihrer chemischen Verbindungen in der Medizin stets besonders hervorgehoben worden. Diese Betonung der mineralischen Heilmittel wird allerdings dadurch verständlich, daß vor Paracelsus kaum Metalle in der Heilkunde angewandt wurden, weil die Aerzte geringe oder gar keine chemischen Kenntnisse besassen, die zur geschickten Anwendung und Zubereitung der mineralischen Heilmittel und der Kenntnis ihrer Wirkung erforderlich waren. Mit den metallischen Heilmitteln führte Paracelsus etwas wesentlich Neues in die Medizin ein. Die Mühe, mit der das z.Zt. Hohenheims verstreute und verborgene chemische Wissen zu erwerben war, wird die folgende Betrachtung der Quellen des chemischen Wissens zeigen, auf die wir, soweit dies möglich, im Zusammenhang mit dem paracelsischen Werden hinweisen werden.

Der Stand der Pflanzenkunde zu Lebzeiten Hohenheims konnte vorwiegend an dem Wirken einzelner Persönlichkeiten gekennzeichnet werden, an hervorragenden Männern, die kurz vor Paracelsus oder zu dessen Lebzeiten eine neue Forschung vorwärtstrieben. Die chemischen Kenntnisse dagegen müssen als verstreutes, teilweise schon aus dem Altertum überliefertes Erfahrungsgut aus den verschiedensten handwerklichen Gebieten zusammengetragen werden, denn das alchimistische Wissen war nicht stetig weitergereicht, jedem Suchenden verständlich aufgezeichnet überliefert worden, sondern als Geheimwissenschaft, mit Mystik und Aberglauben stark durchsetzt, einmal erfahren, dann aber auch wieder in Vergessenheit geraten und verstreut, schwer zugänglich. Andererseits war chemisches Wissen, meist unabhängig von der sog. „Alchemie" als handwerkliche Technik praktisch erfahren und ausgewertet, weit verbreitet. Dieses verstreute chemische Wissen hat Paracelsus mühsam gesammelt und es weitgehend gelöst von allem mystischen Beiwerk und von allen unlauteren Methoden der „Goldmacherkunst" „Alchemie" in seine Philosophie des Weltganzen eingebaut [233]). Ihm wurde Alchemie zur „kunst, die allemal in die höhern krefte begert von nuz des menschen" [234]), „eine bereiterin der arznei, die do die arznei rein

[233]) siehe z. B. I/III; 29—64. [234]) I/II; 71.

macht und lauter und gibt sie volkomen und ganz, das der arzt sein wissen volendet“ [235]).

Neben Paracelsus wäre der andere große Arzt, der Mineraloge und Physiker Georg Agricola als Zeitgenosse Hohenheims zu nennen. Art und Zielsetzungen der Forschung dieser beiden Aerzte waren grundverschieden: während Paracelsus ganz Deutschland, vorwiegend das südliche und südwestliche Deutschland und die an Deutschland angrenzenden Länder durchwanderte, um die vielseitigen und verstreuten chemischen Kenntnisse zu erwerben und praktisch zu erproben, unterwarf Agricola als seßhafter Arzt zu Chemnitz die Schlesischen Bergwerke, ihre geologischen, physikalischen und chemischen Eigenheiten und Probleme eingehender Betrachtung und Beschreibung. Während Hohenheim die chemischen Kenntnisse als Arzt verwertete, der in der Medizin Umwälzungen schaffende Chemiker-Arzt wurde, blieb Agricola in seinem umfangreichen Werk, in dem er eine möglichst genaue Aufzeichnung aller zum Bergwerkbetriebe gehörenden Einrichtungen und Prozesse erstrebte, unabhängig von seiner Tätigkeit als Arzt, Bergwerkswissenschaftler. Wir wissen nicht, ob der unruhige, lernbegierige Paracelsus den schlesischen Arzt und Bürgermeister auf seinen Wanderungen aufgesucht hat. Ein gegenseitiges Fördern oder eine Beeinflussung der in derselben Zeitspanne lebenden und forschenden Männer dürfte wohl kaum anzunehmen sein.

Im Folgenden soll nun nicht eine geschichtliche Entwicklung der „Alchemie“ in Theorie und Praxis gegeben werden, auch keine eingehende Betrachtung der speziellen Kenntnisse und vorhandenen Theorien, sondern es sollen die Quellen des zur Zeit des Paracelsus verstreuten chemischen Wissens aufgezeigt und, soweit möglich, in Zusammenhang mit dem Werden Hohenheims gebracht werden.

Uns scheinen die in seiner Jugend und Frühzeit erhaltenen Eindrücke und Kenntnisse des Berg- und Hüttenwesens von besonderer Bedeutung gewesen zu sein, weil sie Paracelsus mit den *Anm. 57*
Grundsubstanzen, den Mineralien und chemischen Prozessen vertraut machten und weil Paracelsus in den Bergwerken früh die Einwirkung chemischer Stoffe auf den menschlichen Körper beobachtete. Der Gedanke, den Einfluß der Metalle als Ursache der Bergkrankheiten zu sehen, führte Paracelsus notwendig zu eingehender Beschäftigung mit der Alchemie, die ihm die ursächlichen *Anm. 58*
Zusammenhänge aufzudecken schien.

Das was heute die Chemie umfaßt, war damals, soweit es nicht als Apothekenwissen vom Kräuter- und Säftekochen der Medizin untergeordnet war, in drei von einander getrennten Zweigen: als Hüttenchemie, als Feuerwerkerei und als Alchemie vorhanden.

---

[235]) I/VIII; 38.

Die Hüttenchemie umfaßte als ausschließliche Erfahrungswissenschaft die Schmelz- und Scheidekunst; die Feuerwerkskunst baute ihre chemische Praxis noch auf Vorstellungen von Elementen und dazugehörenden Ueberlegungen auf, wobei die zweckgerichtete Praxis der Schießtechnik überwog: die Alchemie „als metaphysische Folgerung einer uralten Legierungstechnik“ [236]) war überwiegend philosophisch und damit spekulativ gerichtet. Die praktische Fertigkeit der Schmelz- und Scheidekunst, sowie die Kunst, chemische Stoffe zu erkennen und zu reinigen, um sie im Dienste zielgerichteter klarer Forschung anzuwenden, beherrschte Paracelsus früh, wohl schon vor seinem Universitätsstudium; er vereinigte die praktischen Kenntnisse mit den philosophisch-chemischen Ansichten und dem praktischen Können der Alchimisten, das er auf seinen Wanderungen erworben haben wird. Diese zusammengefaßten chemischen Kenntnisse machte Paracelsus seiner „Berufung“, dem Heilwirken, dienstbar.

Anm. 59 Seine Jugend verbrachte Paracelsus in den Nordalpen, in Villach und Schwaz, Orten, die wegen ihres umfangreichen Bergbaues berühmt waren. In den dortigen Schmelzhütten und Laborierstuben erwarb er sich die grundlegenden chemischen Kenntnisse, in die er spätere Beobachtungen in den Bergwerken Mitteldeutschlands (in Westfalen, Thüringen, Sachsen und Schlesien), in Ungarn und Norwegen einreihte. Ueber das Bergwesen in Steiermark, das Paracelsus erwähnt [237]), können wir nichts sagen; desgleichen konnten wir nichts über die Villacher Bergschule ermitteln, in deren Dienst der Vater als Lehrer gestanden hat. Dagegen konnten wir uns von den Tiroler Bergwerken, deren Eindrücke und Kenntnisse uns für Paracelsus am wichtigsten erscheinen, aus erhaltenen Bergwerksordnungen und Bergwerksakten, besonders nach einer als Handschrift vorliegenden „Schwazer Bergwerksakte“ [238]), ein Bild von dem Wissen im Betrieb der Bergwerke machen. Die Bergwerksordnung von Schwaz ist um so geeigneter als Paracelsus, enttäuscht von dem Hochschulstudium, längere Zeit in Schwaz verweilte und das dortige Hüttenwesen durch seinen Lehrer, den „edlen und vösten Sigmund Fieger von Schwaz“ [239]), der in Schwaz eigene Bergwerke besaß und eine „anzahl seiner gehaltenen Laboranten“ [239]) selbst beaufsichtigte, genau gekannt hat.

Anm. 60 Im Tiroler Bergbaugebiet, das sich von Basel über Schwaz nach Villach erstreckte, besonders in der näheren Umgebung von Schwaz, befanden sich alle Arten von Bergwerkbetrieben: es wurde vor allem Kupfer und Silber sowie Blei und Eisen gehüttet. Die Kupfererze waren sehr silberhaltig und standen im grauen Schiefer, während die silberhaltigen Bleierze hauptsächlich in der „rothen

---

[236]) Strunz: „Alchemie und Technik“ in ZS. f. ges. Natw. 1936; 401.

[237]) Chir. Bücher u. Schr.; 102.

[238]) Man. Erlangen, 1714 sowie Cgm. 1203.

[239]) Chir. Büch. u. Schr.; 102.

Bergart“ [240]) vorkamen. An Eisenerzen war das Land reich, jedoch kam das Eisen nur sehr unrein vor, sodaß es an den wenigsten Orten abgebaut und verhüttet wurde [240]). In der Gegend von Schwaz waren z. Zt. des Paracelsus etwa 6—7 Schmelzhütten in Betrieb, in denen die Kupfer-, Silber- und Bleierze zum Kaufmannsgut verarbeitet wurden [241]). Die metallurgische Probierkunst, wie sie in dieser Zeit in Tirol geübt wurde, ist uns nur erhalten als Aufzählung einzelner Beobachtungen, einzelner Methoden, die sich für die Scheidekunst aus praktischer Erfahrung als besonders brauchbar erwiesen hatten.

In den Schwazer Schmelzhütten lernte Paracelsus vorwiegend, wie man Eisen, Kupfer, Blei, Silber und Quecksilber, Antimon und Gold am günstigsten aus dem Berggut schied; in der Schmelze beobachtete er das Verhalten der Metalle, lernte, wie man Metalle erkennen, ihre Eigenschaften, Härte und Sprödigkeit prüfen kann, sowie wie Vitriol und Salpetersäure anzuwenden seien. „Das Zink, das durch Paracelsus besonders bekannt wurde“ [242]), wird er erst in den skandinavischen Bergwerken kennengelernt haben. Unsere Akte enthält besondere Verfahren zum Schmelzen und Probieren *Anm. 61* von Kupfer- und Bleierzen, denen verschiedene andere Erze beigemengt waren; ähnliche Verfahren finden sich bei Agricola [243]), zwar nicht im Bergbuch [244]), das sich vorwiegend mit Wasserkünsten und dergleichen das Bergwerk betreffende Einrichtungen beschäftigt, aber in seinem Buch von Metallen [243]).

Der Prozeß, die Erze zu schmelzen, bestand bei den schwefligen Erzen, um die es sich bei den meisten Schwazer Erzen han- *Anm. 62* delte, aus mehreren Vorgängen, so bei der Kupfergewinnung aus dem Rösten der Erze, dem Schmelzen auf Rohstein, dem Rösten des Rohsteines und Schmelzen auf Schwarzkupfer. Durch das Rösten wurden die Arsenide und Sulfide durch Verflüchtigung entfernt oder bei dem nachfolgenden „Schmelzen auf dem Rohstein“, der in der Hauptsache aus Verbindungen des Schwefels mit Kupfer und Eisen bestand, verschlackt. Anschliessend wurde der Rohstein geröstet und auf Schwarzkupfer geschmolzen [245]). Silber wurde von Kupfer durch den „Saigerprozeß“ [246]) getrennt, indem das silberhaltige Kupfer mit Blei zusammengeschmolzen wurde, wobei der größte Teil des Bleis sich mit dem Silber legierte. (Diesen Prozeß nannte man in der Alchemie „Cupellation“). Durch Erhitzen konnte dann das silberhaltige Blei in flüssiger Form von dem Kupfer abgelassen werden. Aus dieser silberhaltigen Bleischmelze gewann man das Silber durch Abtreiben, d. h. durch

---

240) siehe: Sperges.
241) Man. Erlangen; 82r—118v u. 121r sowie Cgm. 1203; 164r ff.
242) Kopp. Gesch. d. Chemie III; 91—92.
243) De re metallica, Basel 1556, Berlin 1928.
244) Agricola: „Von Bergwerken“, Basel 1557 u. „Bergwerkbuch“, Basel 1621.
245) Man. Erlangen.
246) Lippmann: Beiträge, Mittelalterl. Hausbuch v. 1480.

oxydierendes Schmelzen, wobei das Blei in Bleioxyd überging und das Silber als Metall zurückblieb. Gegen zu starken Eisengehalt, der sich beim Umrühren der Schlacken einer Kupferprobe durch zu starkes Funkensprühen zeigte, wurde ein Zusatz von Kalkstein, der das Eisen ausscheiden sollte, empfohlen [247]). Zur Klärung der Schmelzen wurde „Weinrebenholz und Aschen von gebrannten peynen (Knochen)" zugesetzt. Zur Verarbeitung der Erze im großen und ihrer Prüfung im kleinen benutzte man verschiedene Flußmittel, zu denen u. a. „geglühter Sand, Schlacken, Tuffkalk, Kalkstein, gebrannter Kalk, Salz, Buchen, Eschen- oder Waidaschen (= Pottasche), sowie Lauge und Stein aus dieser" [248]) gehörten. Weitere Zusätze, die namentlich zur Gewinnung eines mehr oder minder reinen metallischen Königs aus Kupfererzen dienten, waren: Glasgalle, Grauspießglanz (um die Edelmetalle für sich oder doch mit möglichst wenig Kupfer in einem König zu konzentrieren), Eisenfeyle und Schierling, „den man röstet, saygert und aufsammlet" [248]).

Damit sind die frühen „Erfahrungen", die Paracelsus im Hüttenwerk sammeln konnte, an Hand der Schwazer Bergwerksakte und des „Mittelalterlichen Hausbuchs" hinreichend umrissen. Es sei noch auf die Härtung des Eisens hingewiesen, die für die zahlreichen Waffenschmieden in Tirol und Oesterreich von Bedeutung war. Der Prozeß beruhte im wesentlichen auf einer starken Erhitzung des Eisens und darauf folgender rascher Abkühlung in Wasser oder „Bocksblut, Harn oder Eisenkraut", wie es das Probierbüchlein empfiehlt [249]), technische Mittel, deren Anwendung Paracelsus in den Verruf eines Magiers brachten. Unter „Zementierung" [249]) verstand man das Glühen von Eisen mit kohlenstoffhaltigen Substanzen, wie Ledermehl, Leim, Horn, geraspeltem Holz [249]). Zum Weichmachen des Eisens oder Stahls empfahl das Hausbuch „kalte oder heisse Lauge aus Waidasche, Aetzkali, Steinsalz, Salpeter, Salmiak, Weinstein, starken Weinessig und Seifenbrühe [250]). Man legte das Eisen die erforderliche Zeit ein, überzog es dann mit Lehm, glühte, ließ langsam erkalten oder löschte noch heiß u. a. auch im Safte von Bilsenkraut oder in Aqua vitae, worin schon Blei gelöscht worden war [251]). Wichtig für die Waffenkunst war das Aetzen von Stahl und Eisen durch das Auftragen von „Metallfarben". Blattsilber, Weinstein, Alaun und Salz wurden in Wasser gelöst und das zu färbende Metall unter bürsten hineingetaucht [251]).

---

[247]) Darmstaedter, Kunstbüchlein; 130.

[248]) zit. nach Lippmann, Beitr.; 201 im Man. Erlangen verstreut; 235, 275r. u. a.

[249]) Darmstaedter, Berg- u. Prob.; 161.

[250]) zitiert nach Lippmann, Beitr.; 204.

[251]) siehe: Lippmann Beitr.; 204 und Darmstaedter, Berg- u. Kunstb.; 148.

Während in der Probierkunst der Hütte die Metalle und ihre Reinigung im Mittelpunkt des Interesses standen und Paracelsus vorwiegend technische Kenntnisse über Metalle übermittelt wurden, erhielt er durch die Feuerwerkskunst, mit der er auf seinen Kriegsfahrten in enge Berührung kam, genaue Kenntnisse des Salpeters, des Schwefels und der Kohle. Die Feuerwerkskunst war als zusammenhängendes Gebiet wohl am gründlichsten ausgebildet und in dem Feuerwerksbuch des Abraham von Memmingen [252]) laufend ergänzt dargelegt worden. Es ist anzunehmen, daß sich dieses Buch in der väterlichen Bibliothek Hohenheims befand oder daß Paracelsus auf seinen Fahrten „eine der zahlreichen Abschriften, die über ganz Deutschland und Frankreich verbreitet waren“ [252]) gelesen hat, so daß Paracelsus die mit dem „Büxenpulver“ [253]) gemachten Erfahrungen genau gekannt hat. *Anm. 63* *Anm. 64*

Nachdem die chemischen Kenntnisse im Hüttenwesen und in der Feuerwerkerei kurz angedeutet wurden, muß noch auf die „Alchemie“ [254]) eingegangen werden.

In die geschichtliche Betrachtung ist die Alchemie als Goldmacherkunst eingegangen, als deren wichtigstes Ergebnis die Untersuchung der Metalle, ihre Scheidung und Reinigung anzusehen sei. Zweifellos wurden bei den Versuchen, unedle Metalle in edle zu verwandeln, gute Kenntnisse der Eigenschaften und des Verhaltens der Metalle als Schmelzen und in Säuren erworben, aber damit sind die chemischen Kenntnisse des 15. Jahrhunderts noch nicht erschöpft. Die praktischen Kenntnisse der Alchemisten waren schwer faßbar, weil die Alchemie als Religion galt, die nicht erlernbar war, sondern sich nur als Offenbarung von dem zur hermetischen Philosophie Berufenen erleben ließ [255]). Daher dienten der Alchemie Symbole und Allegorien zur Ueberlieferung und Darstellung ihrer Erkenntnisse, um die Kunst vor unlauterem Gebrauch zu schützen. Dem Eingeweihten waren diese Versinnbildlichungen richtungweisend, während sie dem Uneingeweihten das Geheimnis der Kunst nicht preisgaben. In diese Darstellung ließ sich naturgemäß vieles aus späterer Erfahrung hineindeuten. Um so beachtenswerter ist die „Summa Perfectionis“ des Geber[256]), die die ganzen chemischen Kenntnisse etwa des 13. Jahrhunderts wiedergibt [257]). Wahrscheinlich ist die „Summa perfectionis“, die spätestens 1541 (wahrscheinlich aber schon früher) bei Peipus in Nürnberg gedruckt wurde [258]), die erste wirklich systematische Zusammenstellung chemischer und alchemistischer Kenntnisse und Erfahrungen [257]). Die „systematische“ Zusammenstellung der Kenntnisse bedeutete notwendigerweise einen Verzicht auf Er-

[252]) Jähns: Kriegswissenschaften.
[253]) I/II; 108.
[254]) Cgm. 356; 11.
[255]) Vergl. Hermetische Schriften des Altertums und Mittelalters.
[256]) Darmstaedter: Die Alchemie des Geber.
[257]) Darmstaedter: Die Alchemie des Geber; 5.
[258]) Darmstaedter: Die Alchemie des Geber; 4.

wähnung, bezw. Darstellung beiläufiger Erfahrungen und vorhandenen praktischen Wissens, wie es uns etwa in den Schriften aus dem 10., 11. und 12. Jahrhundert [259]) erhalten ist, Kenntnisse und Erfahrungen aus recht verschiedenen Gebieten: der Färberei, der Waffenschmiede und Goldschmiede, der Hüttenleute, der Chemiker und Aerzte. Systematisch war die Fülle des praktischen Wissens und Könnens noch nicht zu fassen. Daher scheint schon hier wie in der Folgezeit das Wesen der Alchemie in der Kenntnis der Metalle und der aristotelischen Theorie der Elemente, die zu dem Glauben an eine Transmutation im Sinne einer Metallveredlung führte, zu liegen. Damit war aber nur ein Gebiet der Alchemie bewußt in den Vordergrund gerückt, nämlich die Kenntnis der Metalle. Die geschichtlichen Darstellungen haben die Möglichkeit, Metalle zu veredeln, derart in den Vordergrund gerückt, daß das wahre Können und Wissen der Alchimisten, das notwendig zu einer Experimentierkunst gehörte, wie sie den Alchimisten von der Geschichte zugestanden wird, ganz zurücktritt und nur beiläufig erwähnt wird. Das medizinisch-chemische Wissen, wie es die Kräuter- und Säftekochereien vermittelten, sowie die technischen Erfahrungen der alchimistischen Küchen über die Wirkung organischer Lösungs- und Fällungsmittel, Abdichtungsmittel, oder Kenntnisse aus der Färberei und Glasmalerei, sowie Hausrezepte zur Herstellung von Seifen, abführenden Tränken, Fleckenwassern und dergleichen, wie sie etwa das Hausbuch von 1480 [260]) oder die Probier- und Kunstbüchlein [261]) bewahrt haben, sind nicht von den Geschichtsschreibern aufgenommen worden. In der historischen Darstellung der Chemie sind diese Kenntnisse praktisch unberücksichtigt geblieben. Die gewiß sehr gründliche Geschichte der Chemie von Kopp, die für alle folgenden geschichtlich-chemischen Darstellungen als Standardwerk richtungsweisend geworden ist, behandelt ausführlich die Kenntnis der Metalle und unabhängig davon, auch in der Anordnung weitgehend getrennt die Lösungsmittel, wobei man aus den zusammengesuchten Tatsachen auch nur ein ziemlich unzusammenhängendes Bild des chemischen Könnens gerade dieser Zeit erhält. Dennoch ist für die Kenntnis der Metalle auch heute noch auf dieses gründlichste und umfassendste Werk zu verweisen; (Bd. I und III). Lippmann [260]) und Darmstaedter [261]) [262]) haben weitgehende Vorarbeiten geleistet, um die Alchemie als umfassendes chemisches Wissen und praktisches Können zu sehen. Diese Ansätze auszubauen und zu einem Gesamtbild des chemischen Wissens des Mittelalters zusammenzu-

---

[259]) Lippmann; Beitr.; 140—200 sowie Darmst. Berg- u. Prob.

[260]) Lippmann, Beitr.; 200 ff.

[261]) Darmstaedter: Berg-Prob.- u. Kunstb.

[262]) Darmstaedter: Geber und Agricola, sowie Arznei und Alchemie bei Paracelsus.

fügen, ist der naturwissenschaftlichen Geschichtsschreibung noch vorbehalten; hier kann nur auf die Quellen hingewiesen werden, denn eine Zusammenarbeitung der zahlreichen Aufsätze von Lippmann und Darmstaedter mit der Geschichte der Chemie von Kopp, Ruska u. A. bedeutet eine Neuschreibung der Geschichte der Chemie des 15. Jahrhunderts, für die zudem noch eine Anzahl von Vorarbeiten zu leisten sind.

Diesen knappen Darlegungen mag entnommen werden, wie mühsam Paracelsus die vorhandenen praktischen chemischen Kenntnisse und sein chemisches Wissen auf Wanderungen zusammentragen mußte. Die vorhandenen alchemistischen Bücher waren, wie erwähnt, unzulänglich und mit Geheimnissen umgeben, recht dürftige Uebermittler; die eigentlichen Kenntnisse wurden vom Lehrer auf den Schüler vererbt. Feuerwerker und Hüttenchemiker gaben ihre Berufsgeheimnisse auch nur schwer preis. Um so bewunderungswürdiger ist es, daß Paracelsus die mit magischem Beiwerk verquickten chemischen Kenntnisse nicht nur unermüdlich sammelte [263]), sondern sie in nüchterner, einheitlicher chemischer Denkweise zu einem Gesamtbild chemisch-technischen Geschehens ordnete, das weit über den Rahmen der praktischen Erfahrung hinaus Grundlage seiner ganzheitlichen Philosophie des (lebendigen) Geschehens im Kosmos wurde [264]).

III.

Die paracelsische Wissenschaft kennt zwei Arten der Weisheit [265]) [266]), zwei „liechter“ [265]), die dem Menschen vom Schöpfer gegeben wurden: die „ewige“ [267]) und die „tötliche“ [267]) Weisheit. Die „ewige“ Weisheit erfaßt das Wissen der Seele um das Ewige, um das Göttliche, das Wissen um den Schöpfer; die „tötliche“ oder „natürliche“ Weisheit, „der natur liecht“ erfährt „der natur kraft, tugent und macht und die kunst der welt“ [268]), sie erfaßt das gesamte Geschehen im Kosmos.

Der Mensch erhält die „natürliche Weisheit“, das „lumen naturale“, in der „ersten geburt“, bei der Schöpfung des Leibes [268]), die „ewige Weisheit“ wird ihm mit der unsterblichen Seele in der „zweiten geburt“ [269]) gegeben. Die „ewige Weisheit“ ist umfassend. Mit der wahren „ewigen Weisheit“ besitzt der Mensch zugleich die natürliche Weisheit [270]), d. h. mit dem Wissen um ewiges Geschehen ist ihm gleichzeitig die Sicht für kosmisches Ge-

---

263) Hohenheims chemische Kenntnisse siehe: Darmstaedter: Arznei und Alchemie. Kopp: Bd. III.
264) siehe besonders: „Neun Bücher Archidoxis“ I/III.
265) I/IX; 43.
266) I/XIII; 292.
267) I/XII; 8 u. I/XII; 61.
268) II/I; 126.
269) I/XII; 61.
270) siehe I/XII u. II/I.

schehen gegeben [271]). Ewige Weisheit ist daher als höchste Weisheit für Paracelsus nicht ohne natürliche Weisheit denkbar, daher soll die Theologie über die natürliche Weisheit hinaus letztes Ziel jedes Menschen sein [272]), wenngleich auch nicht jeder zu ihrer Verkündung berufen ist, denn jeder Mensch ist zu einem besonderen Amt geboren. Sich selbst fühlte Paracelsus als Verkünder natürlicher Weisheit, als Arzt, von Gott berufen, der „on alle einred und aufzug sein ampt vollbringen muss, darumb in got beschaffen hat und das nicht wider bellen oder verachten", denn „wo wir im liecht der natur nit das vollenden, das got durch uns haben wil, muss ein rechnung darumb geben werden am jüngsten tag" [273]). Die natürliche Weisheit, durch die der Mensch die Dinge der Natur erkennt, ist an die geistigen Fähigkeiten geknüpft, die der Mensch bei seiner (leiblichen) Geburt erhält [274]). Gott formte in der ersten Schöpfung aus dem „wesen der elementen und dem gestirn" [274]) den sichtbaren menschlichen Leib und den unsichtbaren Geist, durch den der Mensch „alle natürliche Weisheit" [274]) erhielt. Durch seinen Körper und Geist wurde der Mensch ein Teil des Kosmos und damit diesem engstens verhaftet. Als „Auszug aller geschöpf" [275]), als „Auszug der ganzen machina mundi" [276]), als „son der welt, der da ist aus der welt, der da in ime hat die welt" [275]), als lebendes Geschöpf, das nach dem Bilde Gottes geformt wurde [277]), besitzt der Mensch durch seine Herkunft die Möglichkeit und Fähigkeit zur Schau des gesamten Kosmos. Dieses Erkennen und Wissen um das kosmisch-natürliche Geschehen, um die natürliche Ordnung, die im Menschen liegt, nennt Paracelsus „natürliche Weisheit"; sie ist dem Menschen mit dem „lumen naturale" gegeben [278]). Die „Ordnung" der Erkenntnis aus dem „lumen naturale" ist die „Philosophie des natürlichen Lichts"; „sie ist nichts anderes, allein das ganz wissen und erkanntnus des dings, das den glanz im Spiegel gibt" [279]). Philosophie, Astronomie und Alchemie dienen dieser umfassenden Philosophie der Natur: mit Hilfe der Philosophie suchte Paracelsus die natürliche Entwicklung der Formen zu einer zweckmässig geordneten Ganzheit zu verstehen, durch die Astronomie den inneren Ablauf des Mikrokosmos und sein Verhältnis zum Makrokosmos und durch die Alchemie die Qualitäten und Kräfte der Organismen. Im Kernpunkt dieser Philosophie stehen die Wechselbeziehungen zwischen der gesamten Natur als Makrokosmos und dem Mikrokosmos Mensch. Die Kenntnis und Betrachtung des Makrokosmos ist Paracelsus nicht Selbstzweck, sondern Vorbedingung zur Erkenntnis der Stellung und Beziehung des Mikrokosmos zum Ma-

271) I/XII; 108.
272) I/XII; 42.
273) I/XII; 59.
274) I/XII; 35.
275) I/XII; 378; I/XII; 36. u. I/XIII; 312.
276) I/XII; 43.
277) I/XII; 55.
278) I/III; 42.
279) I/VIII; 72 u. I/II; III, 112.

krokosmos; nur mit dieser umfassenden Kenntnis ist die letzte und höchste Aufgabe, die Gott ihm gestellt hat, — Arzt zu sein, um kranke Menschen zu heilen — zu erfüllen [280]).

Hohenheims Naturwissenschaft ist daher die Philosophie des „lumen naturale", in deren Mittelpunkt das Wissen vom Menschen steht. Der Mensch ist die kleine Welt; er begreift in sich alle Eigenschaften des Makrokosmos, in ihm spiegelt sich alles, was ausserhalb seines Körpers liegt [281]) [282]); als Teil des Kosmos ist er den Kräften des Makrokosmos unterworfen: „So man weiss, wie der Mensch gemacht ist, so weiss man auch durch dasselbig zu erkennen, das er ist des wesens und der eigenschaft wie dan dasselbig ist, aus dem er gemacht ist" [283]), z. B. „durch die vier element und nach der zergehung der elementen folgt die zergehung der menschen"[282]). Da aber der Mensch als letztes aller Geschöpfe geschaffen wurde, wie in der Bibel steht, „so muss die biblische Schrift den anfang der Welt erkleren: ursach, wir wissen alle nichts darumb, sie (die Geschöpfe) seind al geschaffen one den menschen, vor seiner schöpfung. Darumb so niemants dabei gewesen ist, so mag mans nit wissen" [284]) wie die Schöpfung vor sich gegangen ist [284]). „Der geist gottes aber, derselbig ret in der bibel, auf denselben folgt mein (Paracelsus) ekstein zu schreiben, nemlich das der mensch das letzte geschöpf ist" [284]).

Gott steht ausserhalb des Kosmos, „er ist's alein, alles in allem, er ist rerum prima materia (der Urstoff), er ist rerum ultima materia (das Gewordene), er ist, der alles ist" [285]). Er schuf den Kosmos nach seinem Bauplan [286]), der schon vor der Schöpfung bestand. In der Welt war zunächst keinerlei Substanz vorhanden [287]), erst durch Gottes Wort, durch das „fiat" ist „das corpus und sein geist gemacht worden" [287]). Der Urstoff [288]), noch ungestaltet und zeitlos, barg in sich Materie und Form; er wurde das Material und der Boden für das Leben, er trug in sich die Kraft des Wachsens, gab Nahrung und Form, während der Geist das Leben gab, das in seinem zeitlichen Ablauf einer Gesetzmässigkeit unterworfen ist. Der Urstoff, Yliaster, oder das Mysterium Magnum [288]), die nicht zu trennende Einheit von hyle und astrum, von Stoff und Geist, hat in den Steinen, Metallen, Pflanzen und Tieren kraft der verschiedensten speziellen, unmittelbar von Gott stammenden „virtutes" (Kräfte-Eigenschaften) die unterschiedlichsten Formen angenommen; aus ihm „nachfolgend alle creaturen worden und geschaffen seind" [289]). Es wurden „alle geschöpf aus einer materien" geschaffen, „und nit eim ietlichen ein eigens geben. Dise materia aller ding ist Mysterium Magnum,

280) I/VIII; 77 ff.
281) I/XII; 118.
282) I/VIII; 72.
283) I/XII; 31.
284) I/XII; 32.
285) I/III; 34.
286) vergl. I/XIII; 127.
287) I/XII; 33.
288) I/XIII; 389.
289) I/XII; 33.

und nicht ein begreiflichkeit (nicht etwas sichtbares) auf keinerlei wesen gestelt (ohne besondere Eigenschaften) noch in kein biltnus geformiert (also ungeformt), auch mit keiner eigenschaft inclinirt, der gleichen on farben und elementische natur (ohne körperliche Eigenschaften)“ [290]). „Dis mysterium magnum ist ein muter gewesen aller elementen und gleich in (durch sie) solchen auch ein grossmuter aller stern, beumen und der creaturen des fleischs“ [290]), denn die Elemente sind wiederum „muter“ ihrer „Früchte“. Daher ist mysterium magnum ein einige muter aller tötlichen ding, und haben ir ursprung in ir genomen, nicht nach ein ander, sonder in einer Schöpfung, substanz, materi, form, wesen, natur und inclinirung gegeben seind“ [290]). In den Zustand des Mysterium Magnum kommt die Materie niemals zurück, wie ein Käse niemals wieder zu Milch wird [291]).

Der Urstoff, der „Corpus“ oder der „Limbus“ [291]), die Materie ist „in 3 species (Mercur, Sal und Sulphur) gestellt, also das das wort fiat ist worden ein dreifach corpus“ [292]). „sulphur, mercurius und sal, dise drei werden zusamen gesezt als dan heissts ein corpus, und inen wird nichts hinzu getan als alein das leben und sein anhengendes“ [293]). Auf diese drei Prinzipien führt jede Scheidung von Materie, denn „aus den dreien ist die welt erschaffen und zusammen gesetzt worden“ [294]). „diese drei ersten (Spezies) feur, sal und balsamus wol mögen mit andern namen auch genennet werden: als feur sulphur, als sal balsam, als liquor mercurius. das wer sulphur, balsamus und mercurius seind die drei, die gehiessen werden prima materia rerum“ [295]). „diese drei seind prima materia, haben nur einen namen, wie got, also materia prima“ [296]). Wie unter dem Namen Gott die Trinität Gott-Vater, Sohn und heilger Geist verstanden wird, so umschließt der Namen „prima materia“ die Dreiheit der „Species“. Diese dreifache „materia prima“ hat Gott in vier corpora geteilt, „das ist in vier elemente und seind in vier wesen gebracht“ [297]), „nemlich himel, erden, wasser, luft“ [298]). Da für Paracelsus alle Dinge im Kosmos belebt sind [299])und alle Erscheinungen im Universum für ihn infolgedessen Lebensäusserungen sind, nannte Paracelsus diese „4 Elemente“, *Anm. 65* „vier corpora“, die „müter sollent sein aler der dingen“ [300]), die „alle corporalischen ding geberen“ [301]). Substanzmässig ist jedes dieser vier „muter-Elemente“ „in drei teil geteilt und die drei teil seind materia prima der elementen“, nämlich mercur, sal und sulphur, „aber anderst ist materia prima aquae, anderst terrae, anderst aeris, anderst coeli“ [302]), denn in der „materia prima“

[290]) I/XIII; 389.
[291]) I/XIII; 390.
[292]) I/XIII; 134.
[293]) I/IX; 45.
[294]) I/XI; 362.
[295]) I/XIII; 137.
[296]) I/XIII; 136.
[297]) I/XIII; 136.
[298]) I/XIII; 396.
[299]) I/XI; 329.
[300]) I/XIII; 127.
[301]) I/XIII; 341.
[302]) I/XIII; 125/6.

liegen alle Samen und alle wahrnehmbaren Eigenschaften der stofflichen Elemente undifferenziert [303]). Die Verschiedenheit der materia prima der Elemente ist durch das jeweils vorherrschende Prinzip der drei Prinzipien („wesen") merkur, sal und sulphur, das die Eigenart der Substanz bestimmt, bedingt; „sooft ein species, ein ander mercur, sal und sulphur .. und doch so seind nur drei ding: eins wesen ist sulphur, eins wesen ist sal, eins wesen ist mercurius" [304]). Komplexionen und Farben liegen in der „materia *Anm. 66* prima" ungeschieden [305]). Erst für das wahrnehmbare stoffliche Element sind Komplexionen und Farben charakteristisch und die „Complexion zeucht (bezieht) sich auf die elementische art" [306]), während die muter-Elemente „selbs nit perfect farben haben" [305]), sondern „colores collecti von allerlei farben zusamen in eins vermischet; und die vermischung gibt kein farben" [305]), in ihnen liegen alle Farben ihrer Früchte vermischt, „den nit eine farben wachst von inen, sonder vil farben" [305]). Paracelsus setzt für die Vorstellung des Himmels, der Erde, des Wassers und der Luft als „müter der dingen" das Wort „element" oder „praedestiniertes element" [307]) im Sinne des unsichtbaren, umfassenden, samen- und materiebegabten Lebensraumes. Sei es, daß Paracelsus in der Bedeutung biologischer Räume von Elementen spricht, sei es als wahrnehmbarer Gegenstände, als wahrnehmbarer „müter der früchte", die er dann „erde", „wasser", „luft" nennt oder als vorherrschendes chemisches Prinzip, als innere Beschaffenheit oder Komplexion, die den Charakter eines Körpers bestimmt, allem liegt der Gedanke an das unsichtbare, ungreifliche, umfassende, so geheimnisvoll mit schöpferischen Kräften begabte muter-Element, an das „Mysterium Magnum" oder an die „muter der dingen" zu Grunde. Daher wandte sich Paracelsus gegen die enge, einseitig-chemische Auffassung der Elemente bei den Alten die einen Stoff als Element bezeichnen nach seiner Eigenschaft heiß, kalt, trocken, feucht, „es sol nit also sein, wie die alten geschriben haben, nemlich die erden sei kalt und trucken; das ist nit also, sonder an etlichen orten also kalt und trucken, an etlichen kalt und feucht, an etlichen heiss und feucht, also auch heiss und trucken" [308]), sondern er erklärte „das ist ein elementum, das ein muter ist der dingen, so den menschen erhalten und nit von wegen der complex" [308]), die Elemente „alein müter sind, und nicht in ein complexion zu treiben, sonder in mancherlei" [308]). Die „muter" enthält alle Eigenschaften und Komplexionen, alle Materie und Kräfte ihrer Früchte ungeschieden [309]), sie muß daher nicht ihren sichtbaren Früchten gleichen; so ist z. B. das sichtbare Element, das Wasser, das muter-Element „aller mineral ist, im

303) I/XIII; 389.
304) I/III; 42.
305) I/XIII; 131.
306) I/IX; 57.
307) I/III; 102 vergl. Darmst. Arznei-Alchemie; 17.
308) I/XIII; 128.
309) I/III; 228.

garnicht gleich“ [310]). „Kein element anderst procreirt aus im, dann wie es an im selber ist; dan gleich wird alle mal aus im geboren“ [311]). Für Paracelsus ist der in sich abgeschlossene Lebensraum, der den Samen, den Lebensstoff und die Lebenskräfte, die Archei seiner Früchte in sich trägt, ein muter-Element. Im Schöpfungsakt wurden alle Samen der Früchte in die müter-Elemente gelegt. In einer endlichen Zahl von Samen wurde alle Geschöpfe des Kosmos vorgebildet, „ein iegliches geformiert in sein praedestinierte form“ [312]). Andere Kreaturen als die Geschöpfe aus diesen Samen entstehen nicht in der Ordnung der Natur, alle Abweichungen von dieser Ordnung, von dem einmal „vollkommen“ Geschaffenen sind Mißbildungen oder Verirrungen der Natur. Es gibt so viele verschiedene Samen, als es einheitliche Erscheinungen in der Natur gibt. Die Form, die Gestalt des Samens umschließt die Lebenskraft und den Lebensstoff der Früchte; der Same ist das, „das aus ihm wird, noch nicht eröfnet“ [313]), noch unentwickelt. Die Lebenskraft ist richtungsweise einmalig in der Schöpfung festgelegt, aber nicht mechanischem Ablauf unterworfen, sondern dem innewohnenden Gesetz des Vulcanus oder Archeus, der durch sein Auswahlvermögen die Arteigenheit der Dinge erhält. Durch den Archeus wird die Substanz, der Lebensstoff gleichmässig erhalten. Dieser Lebensstoff setzt sich zusammen aus den drei Urprinzipien, den drei „Species“ mercur, sal und sulphur, sowie eigenschaftsloser Masse als träger Volumen-Masse [314]), denn „alle ding die got beschafen hat, die hat er in der corporalität gleicher prozeß ausgeführt“ [315]). „Was da sichtbar ist, dasselb ist alein die einfassung, und das (muter-) element ist ein geist und lebt gleich in den dingen wie ein sêl im leib“, als „prima materia der elementen unsichtbar und ungreiflich und doch in allen“ [316]). Das muter-Element selbst ist dem Menschen unsichtbar, seine Frucht dagegen ist dem Menschen wahrnehmbar; sie enthält das muter-Element unsichtbar [317]). „Muter“ und „Frucht“ besitzen die gleiche stoffliche Zusammensetzung. Nur im Grad der Reinheit, dem Verhältnis von Prinzip und Masse-Corpus, in der Qualität und damit in der Stärke des überwiegenden Prinzips unterscheiden sich die Früchte der gleichen muter von einander.

Die vier praedestinierten Elemente, diese „unsichtbaren leib“ [317]), bestehen als Lebensräume nebeneinander, jedoch nicht unabhängig, sondern „zu gleicher weise, wie sich die erden nert von der sonnen, also nert sich auch ein element des andern“ [318]), d. h. ein Element besteht neben dem andern, kann ohne das andere nicht leben; Ein Element trägt das andere, seine Früchte ragen

[310]) I/III; 23.
[311]) I/XIII; 398.
[312]) I/XIII; 136.
[313]) I/XIII; 59.
[314]) I/XII; 72/73.
[315]) I/III; 38.
[316]) I/XII; 164.
[317]) I/XII; 38.
[318]) I/XIII; 341.

z. B. wie die Bäume der Erde in die Luft, oder wie die Mineralia des Wassers in die Erde [319]), in ein anderes Element hinein. Jede Frucht nährt sich aber vorwiegend aus ihrer muter [320]); wird daher der Frucht die muter entzogen, so stirbt die Frucht [321]).

Die Verschiedenheit der Früchte des gleichen Elementes, wie die verschiedener Elemente, ist nicht nur bedingt durch die materielle „corporalische" Zusammensetzung, auf die die „kunst" der chemischen Analyse führt, sondern sie liegt vor allem „im wesen und natur" [322]), im „geist", in dem jedem Ding innewohnenden Archeus, der für jede Art spezifisch und konstant ist.

Aus der begriffsmässigen und substanzmässigen Fassung der vier praedestinierten, im biologisch-kosmischen Sinn als „muter der dingen" aufgefassten Elemente „feur", „erde", „wasser", „luft", aus denen alle Dinge des Kosmos geschaffen wurden, aus nicht mehr und nicht weniger [323]), ist der Aufbau der gesamten „Welt" als „oberen" und „underen globul" zu fassen [324]).

Im Zentrum des Weltalls, im „himel", der „die andern alle behalt und zusammen beschleußt in ein rotunditet und cirkel" [325]), entstand aus dem Yliaster der Kosmos [326]), der „globul" [327]). Dieser Kosmos wird von der Luft wie von einer Eierschale umschlossen [328]) alles „tötlichs" schliesst die Luft ein und „scheit es vom ewigen hindan" [329]). Das Entfernteste, das wir wahrnehmen können, ist der Himmel, das Gestirn. Was jenseits dieses Himmels ist können wir nicht erkennen [329]), was diesseits ist, erfahren wir durch die natürliche Erkenntnis, das „lumen naturale" [328]). Innerhalb dieses Himmels sind die vier muter-Elemente „zu zweien parteien gemacht; die ein ist der luft und das feuer, ‚der obere globul' [326]), oder auch die ‚siderische Welt' [330]), genannt die ander die „erden und das wasser", die „undere globul", oder auch „elementische welt" [330]) genannt. Dieser „obere" und „undere" Globul verhält sich wie Eidotter und Eiklar [331]) im Ei; eines trägt das andere. Die Erde schwimmt wie der Dotter im Eiweiß. Der Mensch auf der Erde vermag nicht zu unterscheiden was oben und unten ist, da der Himmel wie eine Eischale anzusehen ist, deren „rotundität" verursacht, „das da kein höhe oder tiefe mag gesehen werden", sodaß „wir (die Menschen) nicht wissen, welchs unden oder oben ist, und gehent also auf der ganzen globel gegen den himel und ist alles eine höhe und ein tiefe" [327]).

In diesem Kosmos wurden zunächst die beiden muter-Elemente der siderischen Welt, des „oberen" Globul, das Feuer und die Luft,

319) I/XII; 38.
320) I/XIII; 411.
321) I/XIII; 341.
322) I/XIII; 408.
323) I/XIII; 405.
324) I/XII; 10.
325) I/XIII; 132.
326) I/XIII; 56 u. I/X; 642.
327) I/XIII; 11.
328) I/XIII; 12 u. I/; 184.
329) I/XIII; 15.
330) I/III.
331) I/XIII; 11 u. I/XIII; 140 u. I/VIII; 95.

von den beiden muter-Elementen der elementischen Welt, des „underen" Globul, der Erde und dem Wasser geschieden. Dann wurden die Elemente einzeln geordnet: „anfenglich ist der luft geordnet, darnach das feur, darnach die erden, darnach das wasser" [332]), indem die Substanz eines jeden muter-Elementes in ihren Mercurius, Sulphur und Sal geordnet wurde [333]), sodaß „ein ieglichs element stehet in drei dingen; aus den dreien wachsen alle die ding, so aus dem element gênt, das ist der sulphur, mercurius und sal, on die drei ist kein element" [333]). Die Eigenart eines jeden muter-Elementes beruht auf der speziellen Verteilung der drei Prinzipien Mercurius, Sal und Sulphur, unter denen ein Prinzip vorherrscht und den Charakter des gesamten muter-Elementes und seiner Früchte bestimmt. Da das muter-Element unsichtbar in allen seinen Früchten enthalten ist, bestimmt der Sulphur, Sal und Mercurius des muter-Elementes die „sêl des elementes und sein geist und das recht wesen" [334]), d. h. der unsichtbare Körper des muter-Elementes bestimmt die substanzmässig bedingten Eigenschaften ihrer Früchte, der sichtbaren Körper. Den in ihren Mercurius, Sal und Sulphur geschiedenen Elementen ordnete Paracelsus einen Aufgaben- und Lebensbereich im Kosmos zu: der Luft als „himel, der es alles beschleußt" [335]), dem Feuer, als „das Firmament, das liecht und nacht gibt, kalt und warm" [335]), der Erde, „die alle frücht gibt, und den tritt des fußes" [335]), dem Wasser, „aus dem alle mineral komen und die halb narung der lebendigen" [335]) und suchte in ihnen alles das zu erfassen, was das Element als Lebensraum an lebbarem und erfülltem Leben, was das element als „muter" an „früchten des elements" umschließt, denn „got in allen elementen lebendige creaturen geschaffen hat und nichts hat lassen lêr sein" [336]). Diese „creaturen", diese „früchte der elemente" sind für Paracelsus die gesamten von dem Menschen wahrzunehmenden Körper und Eigenschaften des Kosmos. Soweit diese „früchte der elemente" für den Menschen nicht lebensnotwendig scheinen, handelt Paracelsus sie nicht besonders ab, denn für ihn als Arzt haben eine Naturbetrachtung und damit verbunden Naturphilosophie nur Wert, sofern sie Beeinflussungsmöglichkeiten für den menschlichen Körper und Geist [337]) zu eröffnen scheinen. In diesem Zusammenhang scheidet Paracelsus, vornehmlich in seinen späteren Schriften, das Feuer als muter-Element aus, „dan es gibt doch dem menschen nichts elementisches, gibt nichts von früchten, hat kein gemeinschaft mit dem menschen noch der mensch mit im" [338]), und setzt an die Stelle des Feuers die „frucht des feuers", den Himmel, das Firmament [338*]) als muter-Element, „dan der himel hat mit dem menschen gemein-

---

[332]) I/XIII; 13.
[333]) I/XIII; 8.
[334]) I/III; 41.
[335]) I/XIII; 11.
[336]) I/XIII; 151.
[337]) I/III; 42 u. I/XIII; 128.
[338]) I/XIII; 133.
[338*]) I/XIII; 22.

schaft und der mensch mag on in nicht sein; er muß in haben. on das feur mag er wol sein und leben darumb so er one das feur sein mag, so ist das feur kein element, sonder der himel [339]).

Die muter-Elemente sind in sich geschlossene Lebensbereiche. In ihnen liegen die Samen, Kräfte und Eigenschaften, sowie die Substanz ihrer Früchte noch ungeschieden [340]). In der Schöpfung „ein ordnung den früchten geben ist, welche all in eim gestanden seind“ [340]), so daß jedes muter-Element immer die gleichen Früchte hervorbringt. Wie der Same in der Mutter liegt, sich aus ihr ernährt und wächst und als Frucht vollendet ist, so entwickelt und ernährt sich auch der Same im muter-Element zur Frucht und hat mit ihr die gleiche stoffliche Zusammensetzung. Jede Frucht nährt sich aus ihrem muter-Element: „Was aus dem himel und von dem himel ist, muß auch vom himel erhalten werden und nicht von der erden. was im wasser geboren ist und in dem wasser sein leben entpfangen, wird auch vom wasser erhalten, und in dem wasser ist sein leben, ausserthalb ist sein tot, als man sicht an den fischen. Also was der luft gebiret und aus dem luft ist, als teveniabin, nostoch, manna und melissa etc. haben auch himlische und luftische kräften in sich, müssen auch vom luft erhalten werden, zu gleicher weis wie die vögel, die auch im luft ire ubung haben und im luft müssen erhalten werden; dan im wasser oder in dem feur mögen sie nit fliegen, also auch nicht under der erden“ [341]). Was das ertrich gebiret, was aus dem ertrich herfür kompt, muß auch widerumb von der erden erhalten werden, als da ist alles gewürm und kriechende tier, darnach alle kreuter, wurzlen und was aus der erden wechst“ [342]). einer ieglichen corporalischen materien, die seiner muter muß beraubt sein, ist der tot gegenwertig [342]). Damit sind die gesamten Mannigfaltigkeiten der kosmischen Erscheinungen als „früchte“ den 4 muter-Elementen zugeordnet. Mit dieser Entstehung und Erhaltung aller Lebewesen aus ihrem muter-Element ist gleichzeitig die körperliche Substanz der Früchte auf die Substanz des muter-Elementes zurückgeführt, d. h. auf die 3 Prinzipien Mercurius, Sal und Sulphur, in die ein jedes muter-Element bei der Scheidung der Urmaterie geordnet wurde. „alle ding, die got beschafen hat, die hat er in der corporalitet gleicher prozeß ausgeführt“ [343]), d. h. für den Alchimisten und Arzt Paraceslus, daß jedes Ding, jeder Körper in seinen Mercurius, Sal und Sulphur zu zerlegen ist und jede körperliche Krankheit eine elementische Krankheit ist, die durch Störung der harmonischen Mengenverhältnisse von Mercurius, Sal und Sulphur im Körper entstanden ist und durch Wiederherstellung der „natürlichen Ordnung“ wieder geheilt werden kann.

---

339) I/XIII; 133.
340) I/II; 228; 229.
341) I/VIII; 304, 307.
342) I/XIII; 340, 341.
343) I/XIII; 41.

Paracelsus hat den Begriff Element als „muter" vorwiegend für die Elemente der elementischen Welt, für die Erde und das Wasser, geprägt, um die Vielfältigkeit der Erscheinungen, z. B. der Pflanzen und Tiere in ihrem Lebensraum, und zwar mit diesem zugleich, zu erfassen. Die Elemente Feuer (= Himmel = Firmament) und Luft sind ebenfalls „müter" ihrer früchte (der Witterungen und dergl.), aber bei ihnen überwiegt die dem ursprünglichen, allgemeinen Begriff des Elementes als „muter der dingen" überlagerte, auf den Menschen bezogene Definition des Elementes: „element ist das, so der mensch zu seinem leben braucht" [344]).

Die unsichtbaren müter-Elemente sind in den von den Menschen wahrzunehmenden „Elementen" Feuer, Wasser, Luft und Erde mit ihren Kräften, Eigenschaften und Substanzen enthalten. Das, was der Mensch als „Element" wahrnimmt, ist nur ein Corpus, eine an sich eigenschaftslose Masse [345]), eine „frucht" des unsichtbaren Muter-Elementes, der sichtbare Leib, in dem das muter-Element unsichtbar verborgen liegt. So wenig wie die Farbe vom Ding getrennt werden kann, so wenig kann dieser unsichtbare Leib von dem sichtbaren geschieden werden [346]). In den sichtbaren „Elementen" ist der unsichtbare Leib, das muter-Element stärker und reiner enthalten als in den übrigen „früchten" des muter-Elements, z. B. den Mineralien, Pflanzen und Tieren des muter-Elementes Erde. Das muter-Element, die „sêl" [347]) oder „das praedestinierte Element" [348]), das, was das Leben der materiellen, der wahrnehmbaren Elemente ausmacht, ist auch in dem wahrzunehmenden Element nur als Spur vorhanden.

Die Unterscheidung zwischen dem unsichtbaren muter-Element und dem wahrnehmbaren Element ist häufig bei Paracelsus verwischt, denn auch das wahrnehmbare Element ist wieder muter seiner Früchte, d. h. Lebensraum.

Zunächst sei versucht, aus den über viele Schriften verstreuten Gedanken Aufbau und Leben des Makrokosmos klarzulegen, d. h. Ordnung der „oberen" und „underen", auch als „siderische" oder „firmamentische" und „elementische" Welt unterschiedenen Natur darzutun, sowie die Entstehung des Mikrokosmos Mensch in der Schöpfung und seine Verbundenheit mit dem Makrokosmos klarzulegen.

Das muter-Element Luft erfüllt als wahrnehmbares Element den Raum zwischen Himmel und Erde und trägt sowohl die Erde mit dem Wasser, als auch das Firmament [349]). „Der luftisch mercurius, sulphur und sal (ist) nit corporalisch, nit materialisch, sondern unsichtbar in seiner form und ungreiflich" [350]). Unter den sichtbaren Elementen nimmt dieses unsichtbare, aber wahr-

344) I/XIII; 133.
345) I/XII; 72/73.
346) I/XII; 53.
347) I/XIII; 406.
348) I/III; 102.
349) I/XIII; 15, 16, 11.
350) I/XIII; 8.

zunehmende Element Luft eine Sonderstellung ein, weil es „on materia, ungreiflich und (un-)corporalisch“ [351]) ist, „dorumb so mag er nicht ein corpus geben, als die anderen elementen“ [351]). Das Element Luft ist aber unsichtbar als wahrzunehmendes Element in allen anderen Elementen enthalten; nicht vermischt, sondern in den Hohlräumen der Elemente [352]). Luft „gibt den andern elementen das leben“ [353]) und „ist in den andern dreien verborgen“ [354]), d. h. in allen Früchten der drei muter-Elemente, auch im wahrnehmbaren Feuer, Wasser und in der Erde ist Luft verborgen, denn sie haben einen Atem an sich wie der Mensch [354]). Ohne Luft sind die Dinge tot [355]). Die Luft ist der Lebensraum und umschließt als wahrnehmbares Volumen-Element (Quantität) alles „tötliche“, indem sie das Firmament trägt; gleichzeitig ist sie als wahrnehmbares Element in allem Lebendigen. „Im luft das leben ist alein und sonst nichts“ [356]), daher gibt es keine „Früchte der Luft“ für Paracelsus.

Das Feuer „ist nicht ein element geheissen von deswegen, das ein feuer sei, sonder darumb, das das ganz firmament darin stêt“ [357]). Das wahrzunehmende Element Feuer ist „das firmament“ [358]), also „die sonn, der mon, und alle andere stern, sonst ist nichts das element feur, als dieselben“ [359]), und was sie als „Früchte des Elementes Feuer“ „auf erden geberent: Schnê und regen, wint und hagel und anderst kalt und warm, tag und nacht, somer und winter, und dergl., die aus dem element feur komen, wie ein kint von seiner muter, ein apfel von seinem baum“ [358]). „Dieses element feur ist gesezt in das element luft“ [357]), denn die Luft trägt das Firmament [360]), sodaß die Sterne „im luft freie stên on hangen“, d. h. die Gestirne bewegen sich in der Luft frei „wie die vögel fliegen im luft, also ist der sonnen gang im himel . . das ist im luft“ [357]). Die Gestirne sind Früchte des „himels“ und damit Früchte des Feuers. Sie sind Lebewesen, die sich aus ihrem muter-Element ernähren, die ihre „Emunctorien“ [361]) in den Weltraum ausscheiden. „Die astra haben ir natur und ir mancherlei eigenschaft wie dan auf erden die menschen“ [362]); „wie die Menschen „einander nicht gleich seind in irer natur, also auch mit den sternen, also manigfaltig ist ir art und ir wesen“. Ihre Bahnen sind in der Schöpfung festgelegt, „ein ietlicher stern hat sein gang, keiner dem andern gleich“ [357]). Die Zahl der durch diese Bahnen entstehenden Sternkonstellationen ist endlich, sie wiederholen sich nicht, denn Paracelsus nimmt mit der Erschöpfung der möglichen verschiedenen Sternbilder den Tag des „grossen urteils“ [363]) an.

---

351) I/XIII; 21, 22.
352) I/XIII; 341, 394.
353) I/XIII; 342.
354) I/XIII; 341.
355) I/XIII; 16.
356) I/XIII; 20.
357) I/XIII; 22.
358) I/XIII; 21 u. I/XI; 307, vergl. auch 357.
359) I/XIII; 21 u. I/XI; 307.
360) I/XIII; 11.
361) I/I; 196.
362) I/I; 184.
363) I/XIII; 307.

„Im Element feur zwo naturen seind, heiß und kalt, die hiz ist im weißsen candore“ [364]), d. i. in der Sonne, denn der weiße candor der Welt wurde in der Sonne vereinigt, während „die kelti im roten“ candore, d. i. in den Sternen, zusammengezogen wurde. Daher ist „das feur, so da heiß ist . . . in der sonnen und weiter in keinem firmament nicht; al andere kelti ist in den sternen und weiter in der sonen nicht“ [364]). Alle „heiße canditet, daraus ein maß gemacht und materia, das ist die sonn“, sodaß „im ganzen element kein weißer candor“ mehr enthalten ist, weil er in die Sonne gezogen wurde, so, wie die „rot diaphinitet ist komen in die stern“ [364]), d. i. in den „mon und andere stern und sein geteilt in vil stück“ [364]). Weil nun „aller weißer candor in einer globul coagulirt ist“, im Sonnenball, „so ist der tag alein wo die globul ist. wo nun die globul nicht ist, do ist kein weißer candor, do ist die nacht und die finsternis. dan der rot candor gibt kein liecht in den weißen candorem“ [364]). Daher „der somer aus der sonnen kompt, und die kelte aus dem gestirn“ [364]). „Die sonn wirft von ir ir hiz hinaus durch ire radios auf die globul“ [365]) und „die hiz ist die frucht der sonnen auf die globul und hat sonst kein frucht nicht“ [365]).

Durch die Sonnenstrahlen kommt das materielle Feuer, „das wir gebrauchen“, „auf die globul, wie der regen auf die erden kompt“, „es ist in den vier elementen und heißt tristo“ [366]), d. h. die wahrnehmbaren Elemente Feuer, Wasser, Luft und Erde werden von den Sonnenstrahlen getroffen und haben dadurch materielles Feuer unsichtbar in sich [366]). Das selbig feur bleibt z. B. im element wasser und erzeigt sich in seinen Früchten im stahel und steinen, das (es) dorin ist“ [366]), d. h. die Funken, die beim Hämmern des Eisens oder beim Aneinanderschlagen von Steinen auftreten, stammen aus dem in ihnen verborgenen Feuer. Da nun aber alles, was in den Früchten eines sichtbaren Elementes vorhanden ist, auch im wahrnehmbaren Element selbst vorhanden sein muß, so muß das (materielle) Element Feuer auch im sichtbaren Element Wasser verborgen sein. Im Element Erde und in der Luft ist ebenfalls (materielles) Feuer verborgen und „erzeiget sich in seinen Früchten“ [366]), sodaß „ein ietlichs (jeder Körper) sein tristo in im hat“ [366]), d. h. irgendwie hat jedes lebende Ding des Kosmos materielles Feuer in sich. Erst nach diesen Ueberlegungen ist Paracelsus zu verstehen, wenn er vom Feuer sagt: „das element feur die erde nezt mit dem regen und ist ein kraft und ein eigenschaft“ [366]). Mit den Sonnenstrahlen gelangt das Feuer auf die Erde und dringt in die Dinge, die sie bescheint, ein. Das muter-Element Feuer ist nicht durch eine besondere Komplexion heiß und trocken ausgezeichnet, es kann ebenso kalt und feucht sein [367]), es

[364]) I/XIII; 23.
[365]) I/XIII; 24.
[366]) I/XIII; 21.
[367]) I/XIII; 20.

ist auch nicht dadurch ausgezeichnet, daß es brennt, denn es enthält auch das „dem Verbrennen widerwertige", „das ist das gefrieren" [368]). Das Element Feuer unterscheidet Paracelsus von dem „materialischen feur" [369]), von dem „tristo", das „ein element geheissen wird", das aber kein Element ist, „dan es kompt nicht aus dem element feur" [369]): „Do ist ein underscheit zwischen dem feur und dem element himel, als ignis und coelum. Ignis (= tristo) ist kein elementum; coelum aber ist ein element. Ignis ist ein materia (eine Eigenschaft der Materie), die da kochet und bricht und in die ultimam materiam bringet, ist gleich dem tot. das (materialisch) feur und der tot seind gleich" [370]). Das „materialisch feur" ist nur dort „gleich dem element feur, an dem ort, was der sonnen zugehört" [369]), denn die Sonne stammt aus dem Element Feuer und „es mag die sonn ir element zeigen in dem holz und dasselbig anzünden und verbrennen" [369]), denn „das feur, so aus den steinen und metallen kompt, ist von der sonnen do hinein komen" [369]).

„Im mittel der globul" und damit gleichzeitig inmitten der Erdkugel, befindet sich das muter-Element Wasser, das Paracelsus mit dem wahrnehmbaren Element Wasser gleichsetzt [371]). „es durchgêt alle poros der globul durch sein abdestillieren, das nicht anders ist, dan gleich als die rislach von den dannen (d. i. das Abrieseln der Tannennadeln) die herabfallen auf die erden" [371]). Im Meer kommt alles Wasser der Flüsse und Bäche wieder zusammen, sodaß das Wasser „ringweis um die globul gêt und felt nicht aus seiner stat. also das der teil, der under uns ist, gleich wol uber sich stet als wir und doch under sich henket" [372]). Gott ordnete das Wasser dahin, „das es sei auf der erden und in der erden sein caviteten hab, darinnen es ligt", „das es tragen muß mitsampt der erden den menschen, das er auf im wandern mag und sein gebrauchen" [373]). Das Wasser der Flüsse z. B. „der rein, die thunau, die Elb und andere, sind nit das element (Wasser), sonder frucht des elements. sie sterben im eußern mêr" [374]). „die natur im element aqua", das sich im Zentrum der Erde befindet, „gibt am ersten ein baum (Wasseradern), der ist ein wasserlich corpus, und derselbig baum wechst (vom Zentrum der Erde aus) in die erden, das ist füllt die erden in iren poris an, wie die erden den luft (mit ihren Früchten d. i. Bäumen und dergleichen) anfüllt" [375]), sodaß die Quellen immer aus der Mitte der Erde kommen. Dieses Quellwasser vermag als „ein siedent wasser zu entspringen als wol als ein kalts" [376]). „im wasser kein kraft ist, aber in den bedern" [376]), d. h. warme oder kalte Quellen, in deren Wasser

368) I/XIII; 11.
369) I/XIII; 21.
370) I/XIII; 132.
371) I/XIII; 86.
372) I/III; 35.
373) I/III; 36.
374) I/III; 40.
375) I/III; 37.
376) I/II; 229; 230.

Salze gelöst sind, haben besondere Kräfte und Heilwirkungen, die Trinkwasser „on solche (aluminia, salia, sulphura) gift entspringen, und das so gesunt ist (also das Wasser der Bäder) in ein besondern ort geton, dem der sein noturftig ist“ [377]). „Das kalte wasser (ist) one dergleichen scharpfe und räße tugent und kraft bliben, dan darzu, vich und leuten, gras und beumen, und wie es in gut ist, ist es in der gestalt am besten“ [377]). Daß einige Quellen salzig sind, andere süss, hängt von dem Ort ab, an dem sie zutage treten [378]). Bei den warmen Bädern unterscheidet Paracelsus zwischen „fixi thermi“ [379]) und „gemachten“ [379]). Die „fixi thermi“, „die warmen wasser in der ertkugeln ligen gleich wie die beum auf der erden, und wie ein baum von seinem Samen wachset hinauf in die luft, also gêt aus dem centro der erden der samen, daraus wachsen die cataracten und teilen sich aus die est, soweit die globel get an tag“ [380]). Es können aber auch warme Wasser aus den kalten entspringen [379]), das sind die „gemachten“ [379]) Thermen. In ihnen werden die kalten Wasser „transmutiert“ [379]), derart, daß das kalte Wasser „aus dem kalche der erden, den wir nicht sehen mögen, ein solche hiz empfahen, das wasser die dadurch laufen, kalchmeßig werden. ein heimliger wassergang, der an den tag begert durch (kalkhaltige und mineralhaltige) regiones laufen muß, so muss er sich vereinigen mit disen mineralibus und muß empfahen die hiz und art derselbigen, demnach an den tag bringen und behalt also sein hiz, die er inwendig empfahen hat“ [381]). Wenn „solcher gewermbter cataract weit zu laufen hat, möchte er sich erkalten. daraus dan die beden eins heisser und kelter dan das ander get“ [381]). So entspringen warme Quellen aus „feurberg, kolberg, welche die aetnische art an inen haben“ [382]). Sie bringen das Wasser zum Sieden [382]). Die „gewermbten cataracten“ haben nicht zu allen Zeiten gleich viel und gleich temperiertes Wasser, sondern es ist bei ihnen eine Periodizität festzustellen, während die „fixi thermi“ gleichmäßig laufen; diese Quellen versiegen nur durch „ertbiben oder verfallen der cataracten“ [383]). Ganz gleich ob warme oder kalte Quellen, alle Flüsse enden „in dem eußern mêr“ [383]) und „was drein kompt, das ist alles tot und verzert“ [384]). Da die salzigen Flüsse auch in das Meer laufen, ist das Meerwasser so salzig [385]). Ebbe und Flut dieses Meeres vergleicht Paracelsus mit dem Abwelken der Pflanzen bei Tag und dem Erholen und Aufrichten bei Nacht [386]). Die Früchte des Elementes Wasser sind die „salia, mineralia und lapides“ [386]). Die Erde ist „das corpus, das da aufenthalt die gewechs, beum und frücht des baumes (des) element wasser.

---

377) I/II; 230.
378) I/XIII; 87.
379) I/II; 231.
380) I/II; 235.
381) I/II; 232.
382) I/II; 233.
383) I/II; 236.
384) I/III; 39.
385) I/XIII; 87.
386) I/XIII; 88.

dan do ist kein element, es muß haben ein corpus darin es getragen wird“ [387]), und dieser „corpus“ ist für das Element Wasser, das „elementum aquae“ und seine Früchte „die stein und metalen mit sovil geschlechten, als vil ir dan seind“ [387]) die Erde. Das Element Aqua ist „resolvirt“ zu Wasser und trägt die „gewalt und praeparation“ in sich seine Früchte in die „ultimam materiam“ [388]) zu bringen: „was zu metallen gehört das separirts in metallen und ein ieglich metall für sich selbs. was zu edlen gesteinen gehört also auch in sein art. Was zu steinen gehört der gleichen. und also mit den marcasiten und andern speciebus“ [389]). Die Metalle sind in ihrem Wesen verschieden wie die Kinder einer Mutter; sie sind „nach dem leib wasser, aber die eigenschaft seind metallen, stein, marcasiten, dan sonst haben sie kein verstant, als in der substanz, im corpus anderst zu sein“ [390]). Wie die Früchte der Erde alle in die Luft wachsen, „also gêt auch vom waser sein gewechs, metallen, salia, gemmae lapidis, talk, marcasiten, sulphura etc. alles von der muter des elements in ein ander muter, das ist in die erden, und do volendets sein operation, und hat aber sein wurzen im wasser, wie beum und kreuter ir wurzen in der erden“ [391]). In der Erde werden die Früchte des Wassers vollendet [391]), d. h. sie gehen in ihre „ultima marteria“; „was vom wasser kompt in der erden sein perfection volendet und an sein stat generirt“ [392]). Die Mineralien und Gesteine wurden nicht einmalig geschaffen, sondern Gott schuf „für und für in die geberung die mineralien, damit das die selbigen teglich wechsent “[393]). Die Früchte des Wassers entstehen und vergehen wie die Früchte der Erde. Wenn ein Mineral entstehen soll, will die Natur „ein gewechs in die welt geberen, es sei von golt, silber, kupfer etc. oder von edlen gesteinen, — so richt sie den baum auf aus dem element wasser in die erden, also das es mit der wurzen in iren centro maris stant“ [394]). Der von diesem Centrum, dem muter-Element, ausgehende Stamm des Wassers und seine Aeste ist der Liquor, der Lebensgeist der unterirdischen Wasseradern, er gleicht der Lebenskraft und dem den Samen hervorbringenden Stamm des Baumes; aus diesem Liquor entsteht der „baum des minerals“, der sich „in sein weite ausbreitet“ [391]). Die Aeste der Mineralien reichen in die Bergwerksgegenden. Reines Gold, Silber und Korallen sind die Früchte dieser Wasser-Bäume. An ihnen ist nichts Unreines, so daß sie nicht erst geschieden werden müssen. Verunreinigte Mineralien müssen erst geschieden werden. Paracelsus unterscheidet zwischen dem Corpus des Minerals als dem Element und der Frucht als der Substanz der Volumen Masse: „ein

---

[387]) I/XIII; 85.
[388]) I/III; 23.
[389]) I/III; 34.
[390]) I/III; 35.
[391]) I/III; 36.
[392]) I/III; 37.
[393]) I/III; 33.
[394]) I/III; 40.

ander corpus hat das mineral, ein ander corpus hat die frucht“ [395]). Die „schalen in der der mineral ligt, alein nach der art herfür springt, wie die selbig art des wassers ist, der selbigen clima, region und division“ [395]). Metalle, Steine und Mineralien sieht Paracelsus aber nicht nur in ihrer Entstehung als „lebende Körper“, deren Regeneration analog der der organischen Lebewesen stattfindet, sondern er sieht z. B. in der feuchten Schicht, die oft Steine im Wasser oder auf feuchtem Waldboden bedecken, die „stercora“ oder „emunctoria“ der Steine, das Unverdauliche ihrer Nahrung, die sie aus dem Wasser ziehen. Weil die Steine und Mineralien leben, sind sie für Paracelsus als Heilmittel von so großer Wichtigkeit, daß er sie den pflanzlichen Heilmitteln gleichstellt.

Das wahrnehmbare Element Erde wurde aus dem „ertrichten mercurius, sal, und sulphur zu einer kugel geformt“ und in das „centrum der welt gesetzt“ [396]). „Der luft und das feur heben die erden und das wasser, und sie beide den luft und den feur, und seind also beschaffen, das ie eins das ander hebt, braucht und nert“ [397]). Aus der Erde werden alle Corpora geboren, dan die erden ist ein muter aller corporalischen dingen“ [398]). In der Erde liegen die Samen „der kreuter, der beum, und schwammen und al geschlecht, das aus ir sol procreirt werden“ [396]). In dem Element Erde, in der Erde selbst, „stet die kraft der nerenden dingen, so zu dem lebendigen gehörent“. „Nichts wechst aus der erden als alein laub und gras, holz und kreuter etc.“ [399]), die ihre Art durch Samen erhalten. Die Tiere wurden einmalig aus der Erde geschaffen und pflanzen sich weiter durch Zeugung fort, daher wachsen sie nicht mehr aus der Erde. Was sich ausserdem noch an Früchten in der Erde befindet, z. B. Mineralien, Steine und dergleichen, „das ist vom wasser“ [400]). Alle Früchte der Erde „in den luft wachsen und nichts in der erden bleibt, alles herüber über die erden und gleich sich von der erden scheit“ [400]), denn „alles von der muter des elements in ein ander muter“ wächst und „do volendets sein operation“ [400]). Die Wurzeln der Früchte bleiben in der muter „wie beum und kreuter ir wurzen in der erden“ [400]). Ueber der Erde, in der Luft, „do werden sie perfect und gont in sein ultimam materiam“ [400]). Die Erde enthält an allen Orten die gleichen, erstmalig in der Schöpfung in sie hineingelegten Samen, denn die Erde ist stofflich überall gleich zusammengesetzt; es gibt daher so viele verschiedene Samenwesen, als einheitliche Erscheinungen in der Natur. „Aus der erden wechst saures und süß, handigs und bitters, gift und gallen, guts und böses und ein ietlichs bleibt das es ist“ [401]). Eine „verenderung“ [402]) der

---

395) I/III; 38.
396) I/XIII; 56.
397) I/XIII; 11.
398) I/XIII; 340.
399) I/III; 217.
400) I/III; 36.
401) I/XII; 69.
402) I/XIII; 59.

Vegetation kann nur „durch den himel, der die gewechs fürbringt oder hindert“ [403]) verursacht werden, d. h. obgleich überall in der Erde der gleiche Same vorhanden ist, kommt durch ungünstiges Klima und dadurch ungeeigneten Boden der Same nicht überall zur Entwicklung, denn „das gras auf dem felt mag on die sonn und die obern nit wachsen“ [404]). Diese klimatisch-regionalen Einflüsse faßt Paracelsus unter dem Namen Aniadus zusammen. Der Aniadus bedingt die Verschiedenheit der Pflanzen und Tiere der Länder; der „Aniadus terrae“ leitet die Kräfte in den richtigen Weg, sodaß die Frucht „wird geformirt als ein apfel, birn, feigen etc. im kern in gestalt eines samens“ [405]). In der Schöpfung wurde „éim ietlichen sein aniadus geben, diese art und wesen zu volenden“ [406]). „Wie (wohin) der aniadus gefallen ist mit den beumen ist sein ursachen, das feigen und pomeranzen wollen haben sein sonder ertrich, das sich zu seinem wachsen vergleichen und auch der himel darnach“ [403]), denn „der sam aus der erden nichts hat, als alein das wachsen und die kraft seiner form“ [403]). „Sein wachsen ist nichts, als alein die aniadische art“, die alle „formen ordnet und bringet in sein wesen, dazu es verordnet ist“ [407]). Die Früchte wurden einmalig „von got geschaffen, ein ietliche art in ir eigenschaft und wesen“ [408]), ihr Same wurde in der Schöpfung fertig in die Erde hineingelegt, denn „ein samen ist ein natürliche geist, wo (wenn) er aber geseet wird, wird aus im ein baum, iezt ist er in sein corpus“ [409]). „Der Same ist das, das aus im wirt, noch nicht eröffnet“ [406]). Diese Samen bringt die Erde unverändert immer wieder hervor [410]). Was aber aus der Erde hervorgegangen ist, kehrt auch wieder in die Erde zurück „es gehent hin alle ding, so von der erden seind wider in die erden, und die erden verzerts in der gestalt, das sie nit eins lots schwerer ist dan vor tausend jaren oder viertausenden; es ist gleich eine schwere“ [411]). Die Erde gibt Frucht und verzehrt „die vile und überfluß wider“, derart, „das der mensch gleich so wenig weißt, wo es hinkompt, als er von dem gestrigen tag weißt, wohin er komen ist“ [411]), „was von der erde wechst, das kompt wider in sie und wird verloren, also das nichts mer do gefunden wird, gleich wie dem gestrigen tag“ [412]), [411]).

Fassen wir die grundlegenden Gedanken kurz zusammen: die beiden Elemente der „underen globul“ sind müter aller wahrnehmbaren, irdischen Körper, aller „corporalischen dingen“, während die beiden Elemente der „oberen globul“ müter aller kosmischen Kräfte und Eigenarten sind, die auf die „undere globul“ einwirken.

---

403) I/XIII; 59.
404) I/III; 242.
405) I/XIII; 61.
406) I/XIII; 74.
407) I/XIII; 60.
408) I/III; 42.
409) I/XII; 57.
410) I/III; 41.
411) I/III; 39.
412) I/XIII; 60.

Durch die Ordnung der vier muter-Elemente als „müter“ mit ihren Früchten hat Paraceslus die gesamten lebendigen Körper des Makrokosmos zu einer planmäßig geordneten Einheit zusammengefaßt, zu einer Gesamtheit, in die jedes einzelne Lebewesen durch seinen Ursprung und den Aufbau seines Körpers, den es mit allen anderen Lebewesen des Makrokosmos gemein hat, eingefügt ist. In diesen Makrokosmos wurde der Mikrokosmos Mensch gesetzt und durch seinen Körper engstens mit dem Makrokosmos verknüpft.

Als letztes Geschöpf der Schöpfung, „nachdem got alle creaturen und element, alle sternen und geschöpf geschaffen hat“ [413]), schuf Gott den Menschen, weil „die materia nicht am ersten gewesen ist, davon er (der Mensch) hat sollen werden“ [414]). Während alle anderen Kreaturen aus dem Yliaster durch das Wort Gottes entstanden, sollte der Mensch nicht „aus dem gemeinen kot“ [415]), aus einem muter-Element, nach dem Bildnis Gottes geformt werden, sondern aus dem „auszug aller geschöpf“ [415]), aus dem „limus terrae“ [416]), einer „massa“ [415]), in der das „wesen der element und des gestirns zusammen gestellt“ [413]) war. Dieser „limus terrae“ war „ein auszug von allen corporibus und creatis“ [414]), in welchem „treues und untreues, frombs und unfrombs, gerechts und ungerechts und allerlei art guter und böser tier und gewechsen gewesen seind und also alles zusammen komen in ein massam, aus der nun ist der mensch gemacht“ [417]). In dieser „Massa“ war das „wesen der vier Elemente“ vereinigt, sodaß der Mensch „als fünftes wesen“ [418]), als „fünftes Element“ [418]), als „muter der vier wesen der elemente“ [418]), Wesen und Eigenschaft der ganzen Welt in sich trägt, d. h. der Mensch ist „in seines leibes ordnung gesezt in die vier teil der welt“, das bedeutet aber, daß er als Auszug der vier Elemente Anteil an allen Elementen hat und in seinem vegetativen Ablauf der Ordnung der Element-Lebensräume unterworfen ist. Darüber hinaus vereinigt der Mensch in sich das Wesen und die Eigenschaft der Früchte der Elemente, z. B. in Bezug auf die Vernunft „die vier geschlecht der tieren, das ist wie sie in den vier teilen begriffen werden, im wasser, luft, erden und feur“ [419]), sodaß der Mensch die natürliche Vernunft aller Tiere schon in der Geburt erhält.

Der Mensch besitzt einen sichtbaren und einen „unsichtbaren“ „Corpus“; der „sichtbare Corpus“ ist der „Leib“ des Menschen, der „unsichtbare“ ist der „Geist“. Der sichtbare und der unsichtbare Corpus des Menschen mögen so wenig von einander geschieden werden, „als ein farben von einem leib oder ein werme von der sonnen“ [420]), denn „weder hent noch füß geben kein menschen, alein die natürliche weisheit und die natürliche kunst geben den

[413]) I/XII; 36 u. I/XIII; 312.
[414]) I/XII; 34.
[415]) I/XII; 35.
[416]) I/XII; 33.
[417]) I/XII; 69.
[418]) I/XII; 39.
[419]) I/XIII; 312.
[420]) I/XII; 53.

menschen“ [421]). Mit dem unsichtbaren Corpus, der im Menschen verborgen liegt, erhielt der Mensch „das wesen der weisheit, der kunst und der vernunft“ [422]); der sichtbare Corpus ist nur „das instrument, das die kunst des unsichtbaren offenbar machet“[423]).

Der Mensch ist also „auf zwei teil gestelt“, „ein corpus materiale und ein corpus spirituale“ [424]). Der sichtbare Leib wurde „von dem sichtbarn genommen, das unsichtbare von dem unsichtbarn“ [425]), „der ein teil ist von den elementen, das ist das fleisch und blut worden, der ander teil seind die sinn und gedanken, welche aus dem gestirn zogen sind“ [425]). Der sichtbare, wie der unsichtbare Leib des Menschen wurde aus dem „limus terrae“, in dem „alle natur, kraft und eigenschaft und alles wesen der oberen und underen globul“ [422]) vereinigt war, von Gott nach seinem Willen geformt [426]). Die geistigen Fähigkeiten und die „viehische Weisheit“[427]) erhielt der Mensch in dem „limusterrae“ durch das Wesen der Elemente der siderischen Welt mit der Substanz des Körpers; die „rechte weisheit“, die „englische“ [427]), die „ewige Weisheit“, erhielt er mit dem „Bildnis Gottes“, d. h. die Fähigkeit, Kenntnisse zusammenzuschauen zur Erkenntnis, erhielt der Mensch als Bildnis Gottes durch Gott selbst in dem „lumen naturale“. Durch dieses „lumen naturale“ ist der Mensch vor den übrigen Geschöpfen ausgezeichnet [428]). Gott weiß und kennt alle Zusammenhänge, Gott ist allwissend; der Mensch ist sein Ebenbild, hat Teil an diesem Wissen, „er ist beschaffen anstat gottes auf erden“ [429]). Was got im geist tut, das tut der mensch mit seinem leib und mit seinen instrumenten“ [428]). „seine glider geschickt sind alles das zu volenden, das got in das gestirn geben und gelegt hat“ [429]), denn „es muß etwas sein, durch das das gestirn handlet, das ist alein der mensch“ [429]). „Sol der mensch die werk gottes für sich nehmen und sie gebrauchen, ist not, das im die unverborgen seient und das sie im wol bekant stunden in seinem grunt, dan sonst wird ers misbrauchen“ [430]). Daher „hat got den menschen beschaffen, das alles das volent mag werden durch in, das weisheit, kunst, guts und böses antrift“ [431]). Alle, Menschen haben gleich viel Weisheit, „keiner mag sprechen, er hab mer dan der ander oder weniger dan der ander“ [432]). Wie groß der Anteil am göttlichen Wissen ist, hängt von dem Streben, dem Fleiß der Menschen ab, denn „der da schlaft, der weiß nichts, der also doll lebt, sauft, faulend, der ermanet sich an das nicht, das in ime ist, sondern durch sein faulheit versaumpt er die arbeit der weisheit“ [432]). Die Zustimmung, die der Mensch dem Rat eines andern

421) I/XII; 55.
422) I/XII; 35.
423) I/XII; 53.
424) I/XII; 52.
425) I/XII; 38.
426) I/XIII; 296 u. I/XII; 52.
427) I/XIII; 300.
428) I/XIII; 310 u. I/III; 39.
429) I/XII; 57.
430) I/III; 31.
431) I/XII; 63.
432) I/XIII; 294.

Menschen gibt, zeugt dafür, daß die Weisheit auch in dem Menschen liegt, er selbst aber geschlafen hat, sonst hätte er selbst den Rat geben können. „Aus der weisheit erben wir alle gleich“ [433]), „als wenig das leben im menschen mag gestückelt werden oder einem mer oder weniger geben werden dan dem andern. also wie das leben, solent ir auch wissen von der weisheit“ [434]).

Durch die drei Welten, die elementische, die siderische und die deale Welt ist der Mensch „der ganz grunt und kern aller wesen und eigenschaften der ganzen welt“ [435]), darum „ist der mensch die kleine welt, das ist alle eigenschaft der welt hat der mensch in ime, darumb ist er microcosmum“ [436]). Der Mensch ist ein geschöpf volkomen auf sich selbs“ [437]). Nach „art der welt“ [438]) hat der Mensch „dieselb eigenschaft und natur zu gedulden und mit ir (zu) leiden“ [439]), d. h. im Menschen als Mikrokosmos gelten analoge Gesetze des Makrokosmos, ausserdem ist der Mikrokosmos aber als Teil des Makrokosmos gleichzeitig den Gesetzen und Einflüssen des Makrokosmos unterworfen.

Für den Alchimisten und Arzt Paracelsus ist die Erkenntnis des gemeinsamen Ursprungs aller Lebewesen aus der Urmaterie und die sich aus der gleichen körperlich-substanziellen Zusammensetzung ergebenden Gemeinsamkeiten aller Lebewesen des Kosmos von grundlegender Wichtigkeit. Die Erkenntnis: „alle ding, die got beschafen hat, die hat er in der corporalitet geicher prozeß ausgefürt“ [440]) leitet sein Handeln als Alchimist und Arzt. Dieser Erkenntnis und der darauf fußenden Klarlegung und Aufdeckung
Anm. 67 der Zusammenhänge von Einflüssen und Abhängigkeiten im Kosmos dient seine Philosophie.

Nachdem alle Geschöpfe, alle „Früchte“ des Makrokosmos in den vier muter-Elementen vollkommen angelegt und auch der Mensch als „auszug aller geschöpf“ nach dem Bilde Gottes geformt war, wurden alle geschaffenen Dinge durch ihren Samen der „Ordnung der Natur“ [441]) übergeben. Durch die Fortpflanzung durch Samen, durch das „ens siminis“, werden alle Arteigenheiten, die den Lebewesen in der Schöpfung gegeben wurden, ohne Abweichungen erhalten, und „der same ist das, das aus im wird, noch nicht eröffnet“ [442]).

Jeder Same enthält das Leben, die „vis vitalis“, den Magneten, der die Nahrung anzieht, und den arteigenen Archeus der die Nahrung scheidet und die Kräfte der „vis vitalis“ zur Entwicklung des Körpers nach dem jedem Samen „inligenden“ Bauplan zuführt. Das Wachsen des Samens „ist nichts, als alein

---

433) I/XIII; 295.
434) I/XIII; 296.
435) I/XII; 35.
436) I/XII; 37.
437) I/I; 281.
438) I/XII; 36.
439) I/VIII; 101.
440) I/III; 38.
441) I/XII; 46.
442) I/XIII; 59.

die aniadische art, die alle formen ordnet und bringet in sein wesen, dazu es verordnet ist“ [443]).

Samen tragen nur voll entwickelte, auf der Höhe ihrer Kraft stehende Lebewesen. Jedes Lebewesen hat sein Gestirn in sich, das, wie die Gestirne des Firmaments, seine vorgeschriebenen Bahnen durchläuft. Die Zahl der von den Gestirnen in den Lebewesen zu durchlaufenden Bahnen ist die gleiche wie die der Sternbahnen im Kosmos. Von der Schnelligkeit, mit der diese Bahnen in jedem Geschöpf durchlaufen werden, hängt die Lebensdauer der Geschöpfe ab. [444]). Diese Schnelligkeit und die damit verbundene Lebensdauer, damit meint Paracelsus die Lebensfähigkeit des ganzen Organismus, wurde in der Schöpfung für die einzelnen Arten der Lebewesen festgelegt. Paracelsus nennt diese Lebensfähigkeit des Organismus das „ens naturale“ [445]). Nur selten wird die dem Geschöpf durch sein „ens naturale“ gesetzte Lebensdauer erreicht, weil der Organismus vorwiegend durch Krankheit, d. h. Vergiftung des Archeus, frühzeitig geschwächt wird [446]), so daß der Organismus nicht mehr lebensfähig ist und „der tot kompt alein aus verderben oder aus vergiftung der lebendigen geisten“ [447]), nicht aus verbrauchtem Organismus. Den Kräutern ist eine andere Lebensdauer als den Bäumen gegeben, und die Tiere wiederum haben eine andere Lebensdauer, d. h. für Paracelsus: jedes Geschöpf, (wie jede Art) hat sein „ens naturale“ und sein „natürlicher Tod“ nach dem „ens naturale“ ist die Zeit des Alterns, des Absterbens des Organismus, „ist sein zeit seines jars“ [448]). Solange die Geschöpfe in der Fülle ihrer Kraft stehen, tragen sie Samen; mit dem Abnehmen der Lebensfähigkeit, dem Schwächerwerden des „ens naturale“ hört dieses Samen-tragen auf und das Lebewesen „gêt in die consumation, in welcher alle geschöpfe beschließen und ir ende nemen“ [449]), denn „nichts ist one consumption“ [450]). Der Körper einschließlich der ihm innewohnenden Kräfte kehrt wieder in seine „muter“ zurück, d. h. „was von ir (der Erde) wechst, das kompt wider in sie und wird verloren, also das nichts mer do gefunden wird, gleich wie dem gestrigen tag“ [451]). Durch den Samen einer Pflanze z. B. wurde der Erde Kraft entzogen, und es blieb nur Masse-Erde zurück [452]); mit dem Vergehen der Pflanzen „gehent hin alle ding, so von der erden seind, wider in die erden, und die erden verzerts in der gestalt, das sie nit eins lots schwerer ist heut, als gestern gewesen ist, oder heut schwerer dan vor tausent jaren oder viertausenden; es ist gleich eine schwere“ [453]). Weder an Kraft, noch an Substanz verliert noch

443) I/XIII; 60.
444) I/I; 206, 207.
445) siehe I/I; 202 ff.
446) I/III; 221 ff.
447) I/III; 143.
448) I/XIII; 60.
449) I/III; 41.
450) I/XIII; 87.
451) I/III; 39.
452) I/XII; 72, 73.
453) I/III; 39.

gewinnt das muter-Element im Ablauf des kosmischen Geschehens, wie auch der Kosmos nichts an Gewicht und Kraft verliert, denn „sovil ist das verlassen corpus (der Kosmos) schwecher, sovil und das fünft wesen in ime tregt", soviel der Mensch in sich trägt, soviel für seine Schöpfung „von dem verlassen corpus genomen ist, sovil ist es minder" [454]). Im Kosmos ist soviel Kraft „bliben das (der Mensch) aus dem, so noch bliben ist, leben mag füren, narung entpfangen, essen und trinken und was dan den himel in seiner vernunft auch antrift" [455]). Der stete Kreislauf des Lebens, das Entstehen der Lebewesen, das Wachsen, das Gedeihen, die Erhaltung des Körpers und seiner Kräfte durch den Archeus und das Vergehen und Zurückkehren von Substanz und Kräften [456]) in das muter-Element, nachdem für die Erhaltung des Lebens und der Arteigenheit des Lebewesens durch neue Samen gesorgt ist, wiederholt sich bei allen Geschöpfen aller muter-Elemente; in der Natur „ist alles mit dem tot umbgeben, gleich als ein kint, das den tot mit dem leben bringet" [455]).

Die Fülle der Kraft der Lebewesen hängt von der Kraft des inneren Gestirns und von der Kraft der Sonne ab. Das innere Gestirn hat seine größte Kraft im Sommer, wenn auch das äussere Gestirn die größte Kraft hat, denn Gott gab allen Geschöpfen ihre „Zeit des reifens", die von der Kraft der Sonne abhängt, denn wenn die Sonne die größte Kraft hat, finden alle Lebensprozesse kräftiger statt, denn die Wärme der Sonne fördert die „digest", d. i. die Verdauung der Nahrung und damit die Tätigkeit des Archeus, denn „kein leben ist one narung" [457]). Daher findet auch ohne Nahrung kein Wachstum statt. Die größte Kraft hat die Sonne im Sommer, daher hat jedes Lebewesen des Makrokosmos seine Zeit, in der es Samen trägt, in der die Früchte „geformiert" werden „als ein apfel, birn, feigen" deren „kern" die „gestalt des samens" [458]) ist, da „jede frucht, die ein ander frucht sol geben, die selbig einen sam hat" [459]). Die Zeit des Reifens, die Zeit der „ernde" der Früchte hat Gott „beschaffen, das ein ernde ist im korn, ein herbst im obst, also das alle ding zu seiner zeit sein ernt und herbst haben" [460]). „got hat beschafen ein zil, zu wachsen ein kint, das ist auf 40 Wochen: zu gleicher weis wie den kühen, den tauben und andern, alles in ein zil gesezt ist" [461]).

Der Same ist ein neues, selbständiges, lebendiges Wesen. „Ein sam, der in ein acker geworfen wird, der gibt sein frucht von im selbs, dan er hat ens seminis in im" [462]), „er gibt das ganz kraut von im mit allen neuen tugenden (d. h. mit den gleichen, jedoch erneuten, verjüngten Kräften seiner „muter"), mit verzeren aller

[454]) I/XII; 43.
[455]) I/III; 39; 40.
[456]) I/III; 231.
[457]) I/II; 395.
[458]) I/XIII; 61.
[459]) I/III; 34.
[460]) I/III; 35.
[461]) I/I; 270.
[462]) I/I; 179.

alten wesen also, das die alt substanz, das alt wesen, die alt natur da kein wirkung mer hat“ [463]), d. h. unabhängig von der muter-Pflanze die den Samen trug. Die Entwicklung des Samens ist im Makrokosmos an die Kraft der Sonne gebunden, denn ohne „digest“, ohne Nahrungsaufnahme und Nahrungsverarbeitung durch den Archeus kann kein Same wachsen [464]). Die Kraft der Sonne ist aber erst im Frühjahr ausreichend für diese „digest“. Daher hat jedes Lebewesen seine festliegende Zeit, in der der Same zum neuen Lebewesen reift.

Die Art der „geberung der frucht“, die Entstehung des Samens, *Anm.68*
ist nicht für alle Geschöpfe des Makrokosmos die gleiche, daher teilt Paracelsus die Lebewesen nach der „art der geberung“ in „empfindliche“ und „unempfindliche gewechs“ [465]).

„Unempfindliche Gewechs“ sind „laub und gras, stein und erz und ander“[465]). In ihnen liegt der Same „ingemischt und ingenaturt in das wesen der natur so sie haben“ [466]), d. h. der Same ist ein Teil von ihnen. Diese Samen und Gewächse bleiben „in irer natur, wesen und was inen eingeboren ist und verharren (so) im end aller beschaffung“ [467]), d. h. die Samen dieser „Gewächse“ behalten dieselben Eigenschaften, die sie in der Schöpfung erhalten haben, im Gegensatz zu den „empfintlichen Gewechsen“, deren Natur „durch die vermischung der samen von frauen und mannen so verendert“ wird, daß z. B. „kein mensch dem andern mag gleich sein“ [468]). Die unempfintlichen gewechs“ in welchen „frau und man eins ist, ein ding“ [469]), sind „muter irer früchte“: „also in alen beumen, steinen seind nur gleichs von gleichen als die nußbaum geben alle gleich nüssen, nichts daran verendert“ [470]). Diese „unempfindlichen Gewächse“ haben eine bestimmte, von Gott festgesetzte Jahreszeit des Reifens; „got (hat) die zeit beschaffen, das ein ernde ist im korn, ein herbst im obst. also das alle ding zu seiner zeit sein ernt und herbst haben“ [471]). „Unempfindliche Gewächse“ müssen „produzieren nach der praedestirnirten zeit ir frucht, die sie nicht ubergon mögen“ [472]). „So nun die frucht gar hinaus geschüt ist, so dorrt der selbig baum ab und stirbt in im selbs, zergêt wie alle ding und laßt sein frucht ligen“ [472]). Der Baum „gêt in die consumation, in welcher alle geschöpfe beschließen und ir ende nemen, und nach der natur art ist widerumb ein neu gewechs do“ [472]). Die „unempfintlichen gewechs“ teilt Paracelsus in „zweierlei frücht vom element der erden“ und zwar in solche, „die die erden selber gibt“, die der Mensch nicht sät, und solche, „die sie von samen gibt“ [473]),

---

[463]) I/III; 140.
[464]) I/I; 179.
[465]) I/I; 252.
[466]) I/I; 253.
[467]) I/I; 283.
[468]) I/I; 249.
[469]) I/I; 257.
[470]) I/I; 263.
[471]) I/III; 35.
[472]) I/III; 41.
[473]) I/XIII; 58, 59.

die der Mensch in die Erde sät, „das ist ein gegebener sam“ [474]). „Gras und heu (sind) der erden gewechs aus ir selber“ [474]), dagegen „korn wechst von keiner erden nicht, noch der weiz, er muss geseet werden“ [474]). Die Samen, die gesäet werden stammen aus dem Paradies [474]) „das dan die ander welt ist, darin kein sterben ist“ [475]). „das im paradies wechst, ist gleich so wol untötlich in seiner substanz, als in dem wesen“, „sein leben ist ewig“ [475]). Vom Paradies sind die Samen „herausgeseet und also gewachsen. daher weiter plantirt und gebauen und ist ire frucht des paradis gleich zu verstên“ [474]). „Das erste korn ist geschaffen gewesen, die andern nachfolgend durch die elemente und das gestirn gewachsen“ [476]). Die Unterscheidung der Pflanzen nach ihrer Herkunft, nach „paradisischen“ Samen und Samen, den die Erde gibt, ist bei Paracelsus nicht klar und eindeutig durchgeführt[477]).

Die „empfintlichen gewechs“ hat Gott in „zweierlei geschlechtern“ geschaffen, zu ihnen gehört „ietlichs das ein gegenwurf hat, das dis bewegt zu dem samen; das selbige hat kein angebornen samen oder einwonenden“ [478]); „Empfintliche gewechs“ sind die menschen und das vieh“ [478]). In ihnen sind „der Same und das wesen der natur nit mit einander beschaffen“ [478]), ihnen dient „die natur zum leben des leibs und das object zu dem samen, ietlichs für sich selbs“ [479]). Während die „unempfindlichen gewechs“ ohne besondere Anregung nach der „Ordnung der Natur“ in der in der Schöpfung bestimmten Jahreszeit Samen tragen müssen, bedürfen die „empfintlichen gewechs“ zur Zeugung des Samens des „gegenwurfs“, das ist die Anregung der Phantasie durch das andere Geschlecht. Eigentlich, meint Paracelsus, wäre von dem „unvernünftigen vieh zu erzelen, welchs den gegenwurf verstehet und weist sein natur“, denn „die beschafne speculation, die das vich in im selber hat, ursacht ire wirklichkeit (ihr Dasein) und iren samen (ihre Fortpflanzung), und ir natur nit“ [480]), d. h. die Phantasie, die „speculation“, nicht die „natur“, nicht der Körper verursacht den Samen. Da aber allein im Menschen „die vernunft des geists ist und in keim andern“, denn nur der Mensch ist „in das liecht der natur gesezt“ [481]), „so wöllen wir (Paracelsus) von dem menschen angeben, wie der geboren wird, von der materien, doraus er wird, von seiner formirung, von seinem wachsen“ [481]). Die Fortpflanzung der Menschen und Tiere findet in gleicher Weise statt; das Tier vererbt den Körper mit seinen Fähigkeiten und die „vihische Vernunft“ [482]), d. i. die arteigene „tierische klugheit“ [483]); der Mensch dagegen vererbt die art- und blutmäßigen Eigenschaften, dazu alle tierische Klugheit vereinigt, denn

474) I/XIII; 59.
475) I/III; 233, 234.
476) I/XII; 45.
477) vergl. I/XII; 46 mit I/XIII; 59.
478) I/I; 253.
479) I/I; 257/8.
480) I/I; 258.
481) I/I; 254.
482) I/XIII; 312.
483) I/XIII; 298.

er ist der Auszug aus allen Geschöpfen, und darüber hinaus durch das göttliche Bildnis die „menschliche weisheit", die „vernunft des geists" [484]). In den Tieren liegt die „vihische Vernunft" verteilt auf viele Tiere [485]): den einen ist eine gewisse Klugheit, ein „verstand" [485]), den andern eine „listigkeit" [485]), wieder anderen „fürsichtigkeit" [485]) eigen; im Menschen liegen alle diese Eigenschaften vereinigt. Von diesen vielen Eigenschaften werden durch die Erziehung jeweils gute oder böse Eigenschaften geweckt. Was das Tier lernt, ist vorher in ihm angelegt [486]), aus dem „verborgenen vihegeist wachsen die vogel in ir vernunft, in ir gesang, in ir kunst" [487]). Jedes Tier vermag nur das zu lernen, das seiner Art eigen ist und das infolgedessen in ihm schlummert [486]). Wie das „vich in species geteilt seind in dem leib" [488]), daß es verschiedenes Aussehen hat, „so haben sie auch teilung der art" [488]): „die fisch können schwimmen, die vögel fliegen ,die vierfüßige tier gehent ungelernt" [488]). „Das vihe lernet von im selbs on schulgeng sein ampt" [488]), während das Wissen der Menschen durch Erziehung und „schulgeng" geweckt werden muß. Alle Menschen erhalten gleich viel Weisheit bei der Geburt; von dem Fleiß und Willen eines jeden Menschen hängt es ab, was er sich an Wissen erarbeitet [489]). Der Arzt Paracelsus behandelt als Beispiel die Fortpflanzung der Menschen, ohne irgendwie weiter auf die Zeugung der Tiere einzugehen, denn „des menschen geburt nimpt sich tierisch" [490]). „Wie das geberen (der) zweifüßigen menschen ist in uns, also ist es auch in den andern secten allen von allen formen" [491]). „Darumb wir billich under unser geberung ir geberung aller begreifen" [491]), d. h. die „geberung" aller „empfindlichen gewechs", „dan es wird (in ihnen) nur ein natur erfunden, aber verborgen in vil manicher formen" [491]). „Das inwendige der natur, und das in der natur das leben ist, ist in allen formen gleich, nichts schwecher, nichts sterker, alein die form underschieden" [492]).

Den ersten Menschen schuf Gott, „weiter ist der Mensch der ordnung der natur überliefert worden" [493]), indem Gott „dem menschen geben hat die geberend kraft", so daß Kinder „weiter nicht gemacht werden von der hant gottes, sonder in die geschöpf der natur befolen, geboren zu werden" [493]). Adam wurde nach dem Bildnis Gottes geschaffen, „aber von Eva wissent, das aus ime dem Adam selbs, sein frau genomen und gemacht ist worden, und nicht geboren" [494]), denn „got hat nicht wöllen zwo personen aus der welt ziehen, sondern nur eine, — den mann" [494]), damit

484) I/I; 254 u. I/XII; 55 u. I/VIII; 104.
485) I/XIII; 316.
486) I/XIII; 314.
487) I/XIII; 319.
488) I/XIII; 320.
489) siehe I/XIII; 354—358.
490) I/XII; 50.
491) I/I; 248.
492) I/I; 249.
493) I/XII; 46.
494) I/XII; 44.

nicht zu viel Kraft aus der Welt gezogen würde[495]), denn der Kosmos ist um die Kräfte ärmer, die zur Schaffung des Menschen aus ihm gezogen wurden [496]). „aus dem mann wurde die frau gemacht, auf das ein concordanz da sei", „dan wer die frau Eva gemacht worden aus einer andern massa, so were da zusamen die begird nicht gestanden. so aber ein blut und ein fleisch ist, aus dem folgt, das sie einander nicht verlassen können" [495]). Der Mensch sollte aus seinesgleichen geboren werden, „von wegen der biltnus des menschen, auch von wegen der andern form der tierischen art, die nit aus den elementen, sonder aus seines gleichen geboren solt werden, als mensch von menschen und im menschen. nicht wie korn von korn, aber nicht im korn, sonder in der erden" [497]). Daher „der samen des menschen in das corpus der elementen nit geseet wird, sonder in die frau, also hats got wölen, das sein biltnis in der frauen entpfangen und geboren werde und nit im eußern wesen" [497]). „Wie die massa got in seine hant genomen hat mit aller eigenschaft der großen welt und daraus einen menschen gemacht, ein solche massa ist ein ieglicher samen aus dem ein kint wird" [498]), d. h. der Same des Menschen hat die gleichen Kräfte und Eigenschaften wie die Substanz, aus der der erste Mensch geformt wurde. „Derselbig samen ,der das fünft wesen ist, behalt die art und eigenschaft der massae und limi terrae mit der coniunction der grossen welt, wie ein auszug in die kleine welt, welche der mensch ist" [499]), d. h. mit dem Samen liegen „alle eigenschaften der großen und kleinen welt im bauch der frauen, die tregt die kleine welt in irem bauch" [499]). Der geborene Mensch ist also substanzmäßig genau dasselbe, wie der erste erschaffene Mensch; „sie haben éin wesen, éin natur und eigenschaft" [500]).

Der Mensch ist aber „nicht volkomen für sich selbs ein samen zu sein, sonder selbander. das ist er ist nur ein halber sam" [501]). „der man (hat) einen halben samen und die frau ein halben; also die zwen machen ein ganzen samen" [502]). Dadurch leidet der Mensch nicht an „Samennot", wie die Pflanzen, die zur gegebenen Zeit Samen tragen müssen. Gott gab dem Menschen nur den halben Samen, damit der Geist des Menschen nicht durch die Begierde „verhengt" [503]) werde und der Mensch „durch kein begirt vom liecht der natur keme" [503]), d. h. damit die geistige Tätigkeit nicht durch körperliche Sinnlichkeit gehindert wird. Nicht durch die Natur, sondern „alein durch das obiect" [503]) kann die begierde der „entpfintlichen gewechs", zu denen der Mensch gehört, entfacht werden. Für den Mann ist die Frau das

---

[495]) I/XII; 44.
[496]) I/XII; 43.
[497]) I/XII; 46.
[498]) I/XII; 47.
[499]) I/XII; 49. u. I/I; 163 ff.
[500]) I/XII; 48.
[501]) I/I; 256.
[502]) I/I; 261.
[503]) I/I; 254.

Objekt der Begehrlichkeit und für die Frau der Mann [504]). Der Mensch hat die Macht „sich begirlich zu machen", denn Gott hat dem Menschen „den samen gesezt in die fantasei, grüntlich, materialisch und mit allem seinen wesen und das also: wil der man, so macht im sein speculation ein begirt, der begirt macht im den samen" [505]). Der Same „kompt durch sie (die Fantasei) und geht mit ir hinweg" [506]). „Das wesen, der sam das ist die speculatio, die geboren wird aus dem obiecto" [507]), d. h. durch die von dem „obiecto" oder „Gegenwurf" hervorgerufene Begierde entsteht der Same. „In der matrix" der Frau ist dann „ein anziehende kraft, welche gleicht eim magneten, an sich zu ziehen den samen" [508]). „Verhengt" sich der Mensch, „so ist er samenreich, wo aber nit, so ist kein sam in im noch lust" [509]). Wenn der Mensch „verhengt hat und seinen willen erfüllet in der speculation, als dan entzünt sich der liquor vitae von der speculation und wird zu einem samen eines anderen (neuen) menschen. Also ist dis im mannen und also auch in der frauen. der liquor vitae wird und bleibt sonst ein liquor und kein sam" [507]). Im liquor vitae liegt auch die Vernunft, der Wille des Menschen [510]). Zwei „entien" wirken im Samen, „zwei entia im men- Same des materiellen Körpers mit dem alle körperlichen Eigenschen sind: ens seminis und ens virtutis" [511]). Ens seminis ist der Same des materiellen Körpers, mit dem alle Körperlichen Eigenarten vererbt werden, ens virtutis dagegen vererbt die charakterlichen Eigenschaften; Paracelsus nennt sie wohl auch „ens proprietatis" [511]). Mit dem spiritus vitae, mit dem „Leben, das nit von dem samen materialisch geboren wird, sonder spiritualisch aus im entspringt eins natürlichen ursprungs" [512]), mit diesem „Spiritus vitae", oder liquor vitae", der „ein geist" ist, „der da ligt in allen gliedern des leibs wie sie dan genent werden und ist in allen gleich der éine geist, die éine kraft in einem wie in dem andern, und ist das höchste korn des lebens aus dem alle glider leben" [513]), werden diese beiden entien im Samen weitervererbt. „Kein natur des lebens (im Kosmos) wird ufenthalten one den spiritum vitae, in dem die lebende kraft ist aller dingen" [514]). Unabhängig davon, ob einige Glieder für den Menschen wichtiger scheinen als andere, „liegt der spiritus vitae in allen mit gleicher Stärke". „die glider seient achtbar oder nit, so ist ir aller spiritus vitae der einig geist und die eine virtus, vis und operatio" [513]). Dieser Geist läßt sich nicht im Körper lokalisieren [513]), er durchwandert den ganzen Körper, durchdringt ihn in den „Poren", „ie fester das glid ist, gesunt und kernhaft von seiner natur, ie

504) I/I; 254.
505) siehe I/I.
506) I/I; 256.
507) I/I; 258.
508) I/I; 262.
509) I/I; 255.
510) I/II; 396.
511) I/I; 177.
512) I/III; 227.
513) I/III; 15.
514) I/II; 395.

vitae nicht hin mag, da gebirt sich eine krankheit“ [515]). „Der spiritus vitae ist underworfen der influenz gleich wie der leib der erden“ [516]); er „isset von der oberen influenz und neret sich des elements feurs“ [515]), d. h. er ernährt sich unsichtbar aus den Kräften der Sterne, denn „der leib etwas haben muß, das er vom leben nit verzeret werd, sonder im wesen bleibt“ [517]). Diesen spiritus vitae „vom herzen, von (der) lebern, vom milz, vom gebein, vom mark, vom geeder, von musculis, vom blut, vom fleisch und von allen dem so im ganzen leib ist, zeucht der samen an sich; von der frauen und vom man“ [518]). „Alles das do ein besonder stück ist im leib, das hat ein besondern samen“ [519]), „der still ligt nach seiner anzündung an dem end, do er dan ist ausgeteilt, durch den ganzen leib und gebirt kein menschen nicht, alein der agstein [der „Magnet“, die „anziehende Kraft“ [519])] bringe in an die stat der geberung, da der sam sol gezeitiget werden“ [520]). Die „besonderen samen“ nennt Paracelsus auch allgemein „liquores“ und versteht unter dem „liquor vitae“ die im Samen zusammengezogenen „liquores“ oder Samen der einzelnen Glieder. „Die natur sezt den samen von dem man und von der frauen zusamen“ [521]), aber so, daß „von einem ietlichen glid nur ein sam“ vorhanden ist, „so er zusamen kompt“ [522]). „Vom hirn des mannes und vom hirn der frau, die zwen geben nur ein hirn, aber welcher under den zweien der gewaltigst ist, derselbig naturt das kint ime nach, das dem selbigen gleich ist, aber in keinem weg volkomen demselbigen gleich“ [523]), „aus ursachen das vom andern samen ein brechung geschicht, welche allemal ein enderung ist der form“ [524]). „Leben, empfintlichkeit, gesicht, gehör, gustus olfactus dise stück sind alle im samen volkomen, ganz und on tadel“ [525]). Da aber „ie ein glid das ander bildet, darumb erblich hernach folgen die krankheiten der eltern nach dem und die oberhant gewesen ist“ [524]). Das Gute muß überwiegen. Diese Erblichkeit von Krankheiten bezieht sich aber nur auf den Samen von Gliedern, deren liquor vitae angegriffen ist, also Anfälligkeit für Krankheiten durch schwache oder kränkliche Glieder, d. h. also, wenn der liquor vitae angegriffen ist. Wenn z. B. die Eltern durch einen Unfall die Hände verloren haben, so wird das Kind deshalb nicht handlos, „aus ursachen, der liquor derselbigen hant ist im nit genomen, alein die stat“ [526]), „aber so die hant aus dem liquore krank wird, dasselbige wirt auch bresthaftig“ [526]) denn „alle krankheiten, so aus dem liquore gehent, dieselbigen erben in das kint, alein der sam unterdrücke in“ [526]). Dagegen können sterker auch er (der spiritus vitae) in im ist“. „Wo der spiritus

[515]) I/III; 16.
[516]) I/III; 17.
[517]) I/I; 182.
[518]) I/I; 261.
[519]) I/I; 262.
[520]) I/I; 261.
[521]) I/I; 264.
[522]) I/I; 263.
[523]) I/I; 263.
[524]) I/I; 264.
[525]) I/I; 261.
[526]) I/I; 266.

auch die Kinder von gesunden Eltern gebrechlich sein, z. B. blind, aus „ursach, das der sam der instrumenti oculi und der cellen des gesichts nit gefallen ist". „Got hat ime (dem Menschen) das gesicht nit verzigen (vorenthalten) aber die natur hat das geben aus gebresthaftigkeit des zeugs oder ir eigner irrung oder auf ein misgewechsliche art" [527]). Kinder können aber auch Schaden nehmen durch Erschrecken der Mutter, durch „verwundern", dadurch, daß „das blut die narung des kints entzeucht (entzogen) oder zu vil hinzu lauft und die natur der muter in solchem verendert wird, durch welche verenderung das kint in krankheit felt" [528]). Dagegen glaubt Paracelsus nicht an Veränderungen der Kinder durch Einbildungen und Phantasie der Mutter „das im die fantasei des ersehens nicht schadet seiner muter" [528]).

Die „Verhengnus" muß sowohl im Mann, wie in der Frau sein; „also ir beider verhengnus macht die werk aus irem willen" [529]), d. h. zeugt den Samen und damit das Kind. Zur „merung der geschlecht" hat Gott den Menschen „den freien willen gesezt, ob sie wollen oder nicht, mögen sie geberen und inen den samen geben" [530]).

Das Geschlecht des Kindes richtet sich danach, „welcher samen den andern uberwint, nicht in der Form oder gestalt des kints oder seiner glidern, alein in der natur, und ist da ein natürlicher kampf der den samen nit berürt, dise uberwindung geschicht nit aus kraft des samen sondern aus kraft ir beider natur, so den samen treibt in der muter. Welchen samen die matrix am ersten an sich bringt under inen beiden, derselbig gibet kneblein oder megdlein. Kompt ir same ehe dan der seine, so wirts ein megdlein, kompt seiner ehe so wirts ein kneblein" [531]).

„Got hat beschafen ein zil, zu wachsen ein kint, das ist auf 40 Wochen: zu gleicher weis wie den kühen, den tauben und andern, alles in ein zil gesezt ist" [532]). Die Natur ordnet den Samen, „als dan höret die matrix auf und tut nichts mer. darnach kompt die materialische natur und treibet das kint in das gewechs, also das alles das, wie es gesezt ist, wachsen muß zu einem corpus wie er dan sein sol" [533]). „Und also der same kein same mer ist, sondern blüt und fleisch, wie dan an einem menschen sein sol, als dan lässt die materialische natur auch von ir und kompt auf die die gnade gottes nach der beschaffung des menschen und gibt ir das leben und was eim lebendigen zugehört, (er erweckt) das gesicht, das gehör, die empfintlikeit, den geschmack, den gustum. als dan ist in ir (der Mutter) die wachsende kraft als dan wird im geben der geist, die sêl, die vernunft, der verstant und alles das so zu der sêl gehörig sind. als dan folgt hernach die zeit der geberung" [534]).

527) I/I; 272.
528) I/I; 273.
529) I/I; 255.
530) I/I; 254.
531) I/I; 264.
532) I/I; 270.
533) I/I; 271.
534) I/I; 271.

Mann und Frau, „aus einem solchen par wird volendet die geburt des kints, das gleich gestaltet und gleichförmig ist seiner eltern, von den es geboren ist“ [535]), denn „des menschen geburt nimpt sich tierisch“ [536]). „Von vatter und mutter wird nichts von vernunft und weisheit geboren [537]), d. h. es wird keine besondere Weisheit vererbt von klugen und geschickten Eltern, denn Vernunft und Weisheit erhält der Mensch „alein vom firmament durch die Wirkung des fünften wesens und die kraft der kleinen welt, die da (substanz- und wesensmäßig) gleich mit der eußern und ungeschiden (ist), also das ihe eine ist, wie die ander“ [537]). Eine „wirkung der großen welt“, durch die das Kind seinen Verstand bekommt findet nicht statt, sondern das Gestirn in den Eltern, die allen Lebewesen eigenen, gleichartigen inneren Konstellationen geben dem Kinde den Verstand und die Vernunft. Eine Einwirkung geschieht im Menschen nur „durch die element und durch das gestirn in vatter und mutter, als in den instrumenten, die der natur dazu geben seind, nit das die eußer welt auch da handlet, sonder auf mikrokosmisch durch das fünft wesen“, d. h. nach eigenen Gesetzen des Mikrokosmos, die den Gesetzen des Makrokosmos analog sind, denn die Frau ist zugleich „frau und acker“ [538]). Es wirken nicht die äußeren Sternbahnen auf die Entwicklung des Kindes, sondern das innere Gestirn von Vater und Mutter, „es wirken die elemente und das gestirn und also wird der mensch geboren von vatter und mutter, von elementen und gestirn“ [538]). „Der samen im menschen ligt umsonst, so die außer confluenz nicht mitwirket“ [539]), denn „die geburt der menschen alein in den zweien menschen nicht ligt, sonder inen ist es zu behalten geben worden, das fünft wesen und die macht zu seen und zu entpfahen“ [539]). „Die confluenz der eußern welt muß auch da sein, von wegen das sie nicht voneinander geschieden seind“ [539]),d. h. daß die Menschen sich körperlich vereinigen. „Conception ist ein gewalt, also geschicht: das gestirn in der eußern welt und das gestirn in der kleinen welt haben ir constellation oder confluenz mit einander und ist éin lauf und éine wirkung nach art irer coniunction, das gestirn, die kraft, die empfengnus zu machen, so die massa in irer gewalt ist. Nun ist die massa ein elementischer leib“, daher „alle eigenschaft der großen und der kleinen welt (komen) zusamen im bauch der frauen, die tregt die kleine welt in irem bauch“, d. h. in ihr vereinigt sich der elementische Leib der Samen sowohl mit dem inneren Gestirn, als auch mit dem äußeren Gestirn durch die Confluenz zwischen innerem und äußerem Gestirn. „Wo volkomene concordanz nit ist, da wird auch kein volkomener mensch, sonder es wird ein misgewechs“ [540]). „des menschen geburt nimpt

[535]) I/I; 246.
[536]) I/XII; 50.
[537]) I/XII; 47.
[538]) I/I; 246.
[539]) I/XII; 48.
[540]) I/XII; 249.

sich tierisch, die biltnus aber gehet nach göttlichem willen“ [541]). In ein „misgewechs“ geht das „Bildnus“ nicht. Alle Menschen *Anm. 69* wurden von einem Gott geschaffen, „der die sêl gibt in allen“ [542]), er hat „allen ein gleich ewigs geben, aber nit ein gleiche form, sonder das gar manigfaltig durch die veter lassen geboren werden“ [542]). „Die vermischung der samen von frauen und mannen die selbig gibt so vil verenderung, das kein mensch dem andern mag gleich sein“ [543]), denn „von got das ens seminis also beschaffen ist, das alle die gestalt, farben, form der menschen müssen erfüllt werden, deren kein zal ist, und so die alle erfüllt seind, als dan so komen die leut herwider, die da (aus-)sehen werden wie die die gestorben seind. So der jüngst tag kompt so werden die farben und sitten der menschen alle erfüllt sein, das er ist alein gesezt auf den punkten, so alle farben, form und gestalten und sitten der menschen für sind und keiner mer mag geboren werden, er muß etwan eim gleich sehen. als dan ist die stunt aus des laufs der ersten welt“ [544]). Mit dem Samen der „unempfintlichen gewechs“ schuf Gott die unveränderlich stets sich gleichbleibend erhaltende Natur, durch die Fortpflanzung der „empfindlichen gewechs“ erhielt die Natur eine Veränderlichkeit, die der Veränderlichkeit des Kosmos d. h. den veränderten Sternbahnen im Makrokosmos analog ist und von ihr soweit abhängig ist, daß mit der Erschöpfung der Sternkonstellationen eine Erschöpfung aller Variationsmöglichkeiten der „empfindlichen gewechs“ gleichzeitig eintritt, d. h. das „end der ersten welt“ ist in der Zahl der möglichen Variationen sowohl der Sternbahnen als auch der Lebewesen festgesetzt und für beide der gleiche Zeitpunkt.

Gott hat jedes Ding einmal vollkommen geschaffen und durch den Samen der „Ordnung der Natur“ [545]) übergeben; die weitere Ordnung der einzelnen Erscheinungen des Kosmos überantwortete er dem Weltgeist, dem Aniadus [546]) oder Archeus [547]). Diesen Weltgeist erhielt jedes muter-Element in der Schöpfung. Er ist „der, der die ding alle fügt und ordnet in der natur, das ein ieglichs in sein ultimam materiam kompt“ [547]), denn die Natur „bedarf eins dispensatoris, der die ding ordnet, die do zusamen gehörent, domit das daraus werd, das daraus werden sol. der selbig ist nun von got verordnet, der es zusamen füge, und ist archeus naturae“ [548]). Dieser Weltgeist nahm in den Früchten der muter-Elemente z. B. in den Steinen, Metallen, Pflanzen und Tieren zugleich mit der Materie kraft der verschiedensten, speziellen, unmittelbar von Gott stammenden „virtutes“, durch die „ein ietliche art in ir eigenschaft und wesen geschaffen wurde“ [549]), die

[541]) I/XII; 50.
[542]) I/I; 247.
[543]) I/I; 249.
[544]) I/I; 181.
[545]) I/XII; 46.
[546]) I/XIII; 74.
[547]) I/III; 35.
[548]) I/III; 47.
[549]) I/III; 42.

verschiedensten Formen an, sodaß jedes Lebewesen des Kosmos (zu ihnen gehören außer den Pflanzen, Tieren und Menschen auch die Steine, Erze und Mineralien, sowie die Sterne [550])) so lange es lebt, einen Teil des Weltgeistes in sich trägt, der erst mit dem Tod wieder in das muter-Element zurückkehrt [551]).

Jede sichtbare Frucht der muter-Elemente hat einen sichtbaren und einen unsichtbaren Körper; der sichtbare Körper, der stoffliche „elementische" „Leib" nährt sich aus der elementischen Substanz seiner „muter", also z. B. der Mensch von den Früchten der Erde, während sich der unsichtbare Leib, der „spiritus vitae" auch Aniadus, Archeus oder Vulcanus von Paracelsus genannt, aus dem Unsichtbaren, dem „firmamentischen", unsichtbar ernährt. Dieses „firmamentische" ist die Kraft und das Wesen des muter-Elementes aus dem sich der „spiritus vitae", die Lebenskraft oder das Leben der Lebewesen unsichtbar ernährt, denn „alle die irdischen corpora über das, das sie von elementen haben ein firmamentische kraft und tugent mit tragen, wo ein elementisches corpus ist, da ist auch ein firmamentische eigenschaft" [552]). „Was da firmamentisch ist, das leßt sich auf alchimistisch nicht tractirn, aber was elementisch ist, dasselbig ist underwerflich der alchimistischen bereitung" [553]). Dem sichtbaren Körper dienen die sichtbaren Elemente, d. h. die wahrnehmbaren Früchte der Erde und des Wassers zur Nahrung, während die firmamentische Kraft und Tugend durch die unsichtbare Nahrung erhalten wird. Die „Nahrung" ist aber „nit also volkomen" [554]), wie der „Leib". Daher hat jedes Lebewesen einen „Archeus", der sowohl die elementische als auch die siderische Nahrung für den Körper bereitet. Der Archeus erhält den „spiritum vitae" „in dem die lebende kraft ist aller dingen", ohne den „kein natur des lebens wird ufenthalten" [555]) und mit ihm den Körper in seiner Kraft.

Jedem Lebewesen wird sein besonderer Archeus im Samen beigegeben; er trennt das Gute von dem Bösen der Nahrung, die z. B. der Magnet der Pflanze anzieht. Ohne den Archeus lebt kein Same und kein Geschöpf. Auf die notwendige Nahrung z. B. des Menschen hat Gott dem Menschen „ein alchimisten gesezt, damit das wir das gift, das wir under dem guten einnemen nicht als ein gift verzeren, sondern das selbig vom guten scheiden" [556]), denn „ein ietlichs ding ist in im selbs volkomen und wol beschaffen ime selbs auf sein teil, aber eim andern zu seim nuz ist es gut und bös beschaffen" [554]). Als Speise sind die Geschöpfe, die alle vollkommen aus der Schöpfung hervorgegangen sind, gleichzeitig

---

[550]) I/XI; 329.
[551]) siehe z. B. I/III; 39 und I/XIII; 60.
[552]) I/XII; 97, 98.
[553]) I/XII; 98.
[554]) I/I; 189.
[555]) I/II; 395.
[556]) I/I; 190.

Nahrung und Gift [557]). „Ein stier der da gras isset, der isset im sein gift und sein gesunt, wan im gras ist gift und gesunt narung und arznei“ [557]). Denn die Geschöpfe wurden einander nicht nur als Speise, sondern um ihrer selbst willen, und darum auch zu ihrer Selbsterhaltung vollkommen ausgerüstet geschaffen. „Der Ochs ist beschaffen im zu seiner notturft in die form und dem menschen zu seiner narung in die speis“ [558]); „were er alein beschaffen von wegen des menschen und nit sein selbs auch, so bedürft er keiner hörner nit, noch der bein, noch der klauen, wan darin ist kein narung“ [559]). „Ein ietlich tier sein narung hat das im selbs zugeeignet ist zu seiner narung und darauf ein alchimisten im verordnet der das scheit“ [560]). Dieser Alchimist „ist vom schöpfer eingesetzt und geben, er sol das gift vom guten scheiden“ [561]). Die Erkenntnis des Bösen und Guten hat der Alchimist oder Archeus „in im selbs“ [562]), denn jedes Lebewesen erhielt in der Schöpfung seinen arteigenen Archeus, der nur für das betreffende Lebewesen die Nahrung vollkommen scheidet. Die Archei der verschiedenen Lebewesen scheiden daher alle verschieden. In der Verschiedenheit der Scheidung sieht Paracelsus gewissermaßen eine Rangstufe der Empfindlichkeiten der Archei [560]): der Archeus der Tiere, die die Pflanzen fressen, ist „empfindlicher“ als der Archeus der Pflanzen, d. h. er scheidet das Gute „schärfer“ von dem Gift als der Archeus der Pflanzen; der Archeus des Menschen, das ist der Archeus des menschlichen Magens, ist wiederum empfindlicher als der Archeus der Tiere und Pflanzen, die ihm zur Nahrung dienen. Daher können sowohl Tiere wie auch Pflanzen aus dem, was der Archeus des Menschen „in sein sack“ [557]) ausgeschieden hat, noch Nahrung entnehmen und der Archeus der Pflanze wieder aus dem, was der Archeus des Tieres ausgeschieden hat. Der pflanzliche Archeus ist also am unempfindlichsten, am „subtilsten“.

Der Archeus scheidet nicht nur Materie sondern er nimmt mit dem Guten die für ihn guten Kräfte der Nahrung, ihre „Entien“ mit auf und verarbeitet sie zu arteigener Kraft des Lebewesens. Der Archeus des Menschen z. B. „verwandlet das gut in ein tinctur, er tingirt den leib zu seim leben, er ordinirt der natur das subiect in ir, er tingirt sie, das sie zu blut und fleisch wird“ [563]). „Diser alchimist“ des Menschen „wonet im magen, welcher sein instrument ist, darin er kochet und arbeitet“ [563]). Sobald die Speise in den Magen kommt, arbeitet der Alchimist [564]). Er scheidet das gift in sein sack das gute dem leib“ [565]).

---

[557]) I/I; 189; 190.
[558]) I/I; 199.
[559]) I/I; 200.
[560]) I/I; 192.
[561]) I/I; 193.
[562]) I/I; 191.
[563]) I/I; 194.
[564]) I/I; 195.
[565]) I/I; 198.

Die Gesundheit, die Leistungsfähigkeit des Alchimisten, des Archeus, bedingt die Gesundheit des Lebewesens. Der Archeus kann sowohl „elementisch“ durch ein Uebermaß von Giften (Entien), durch dauernde falsche Ernährung, oder Speise, die für den Körper nicht geeignet ist, so daß der Alchimist sie nicht scheiden kann, geschwächt und getötet werden, wie auch durch „firmamentisch-siderischen“ Einfluß vergiftet werden, wenn die Astren die Luft vergiftet haben, die „unsichtbare“ Nahrung des Leibes, denn „der leib muß etwas haben, das er vom leben nit verzeret werd, sondern im wesen bleibt“ [566]). Diese Kraft „kompt aus dem firmament“ [566]). Paracelsus nennt diese „unsichtbare Nahrung“, diese Kraft das „ens astrale“ [567]). Es „ist ein ding das wir nicht sehen das uns (die Menschen) und alles das, das da lebet und die empfintlikeit hat, enthalt (erhält) bei dem leben, das kumpt aus dem gestirn“ [567]). Durch die Luft kommt dieses Ens auf die Erde, als Wärme der Sonne, als Kälte der Sterne als Licht und Finsternis, als „geruch, dunst, schweiß von den sternen vermischt im luft“ [567]). Da die Sterne ebenfalls Lebewesen sind, die sich aus dem Himmel ernähren, scheiden sie auch „emunctorien“ aus, die sie wie eine Hülle umgeben. Durch den Wind, den „blas“, gelangen diese Emunctorien, die für die Geschöpfe auf der Erde giftig sein können, es aber nicht unbedingt sein müssen, mit der Luft auf die Erde und wirken auf die Archei der Lebewesen ein. Ist der Alchimist eines Lebewesens nicht widerstandsfähig, unterliegt er dem anstürmenden Gift, kann er die gute Kraft nicht von dem Gift scheiden, so wird er „bresthaftig“. So aber „der alchimist bresthaftig ist, das das gift (sowohl der elementischen, als auch der siderischen Nahrung) nicht mag nach volkomener künstlicher art vom guten gescheiden werden und wird also aus dem gift und guten ein vereinigte putrefaction und darnach ein digestio“ [568]), so entsteht eine Krankheit. Die Vergiftung jedes Archeus durch siderischen Einfluß als auch durch elementische Gifte wirkt sich körperlich beim Lebewesen aus, denn jedes Gift ist ein „muter der krankheit“.

Kräftewirkungen finden im Kosmos nur durch die Nahrung, also auf den Archeus, statt. Im Makrokosmos gibt es keine anderen Kräfte für Paracelsus. Die Archei erhalten das Wesen der Dinge und ihre Eigenschaften. Diese nur den lebenden Körpern arteigenen Eigenschaften, die durch den Archeus mit der Substanz gleichzeitig am Leben erhalten werden, nennt Paracelsus „Entien“ [569]). Das Ens der Sonne ist die Wärme und das Licht, das Ens der Sterne ist die Kälte und Finsternis. Nicht „die reinigkeit der sonnen, noch die kunst mercurii, noch die schön veneris“ [570]) nützt der Natur und damit dem Menschen, sondern

[566]) I/I; 182.
[567]) I/I; 184 ff.
[568]) I/I; 195.
[569]) siehe I/I.
[570]) I/I; 180.

„uns nuzet alein der schein von der sonnen, das er die frücht macht und den somer, darin uns unsere narung wechst“ [571]). Weder das Firmament mit seinen Sternbildern ,noch die Sonne übt irgendeine andere Kraft auf die elementische Welt aus als durch die Entien, d. h. durch ihre Eigenschaften [571]). Von dem Firmament „kompt kelte, werme, trückne und feuchte und der gleichen wie ir eigenschaft anzeigen“ [572]). Die Kraftwirkung dieser Eigenschaften auf die elementische Welt ist nicht immer die gleiche, denn die Sonne steht verschieden hoch und die Sterne wandern ihre vorgeschriebenen Bahnen [573]). Da nun der eine Stern mehr oder weniger Kälte als der andere ausstrahlt, so gelangen diese Entien verschieden stark auf die Erde. Die Erde braucht aber z. B. die Wärme und Kälte sowie das Licht zum Gedeihen ihrer Früchte, denn „der same muß ein digest haben, das ist im ertrich“ [571]) d. h. die „digest“ findet „im ertrich“ statt und zwar folgendermaßen: die Erde, „die muter ist ein digest on alle astra“ [571]), die Kraft die notwendig ist um diese Digest anzuregen muß aber durch die Wärme erzeugt werden, d. h. von der Sonne, so daß im „ertrich ist kein digest on die sonn“ [571]). Im Frühling und Sommer wirkt diese Kraft der Sonne am stärksten und diese Kräfte, die Sonne und das Licht wirken sich auf die Früchte der Erde aus, so daß sie wachsen und reifen“ [574]) und im Herbst, wenn die Kraft der Sonne abnimmt, reif sind. Mit der schwächer werdenden Kraft der Sonne, mit ihrer abnehmenden Wärme erhält die irdische Natur weniger Wärme, weniger Kraft. Im Sommer und am Tage nehmen die Pflanzen und Tiere die meiste Wärme, d. h. die größte Kraft auf. Pflückt man daher Pflanzen gleich nach Sonnenuntergang oder Früchte, sobald sie reif sind, so haben sie die meiste Kraft in sich. Im Winter ist die Kraft der Sonne schwächer, daher sind die Pflanzen und anderen Lebewesen im Winter kraftloser als im Sommer, sie nehmen weniger Nahrung zu sich und wachsen infolgedessen kaum.

Da die Sterne wandern, ändern sich die Sternkonstellationen und da die einzelnen Sterne verschieden starke Kräfte haben, ändert sich die Kraft der Sternbilder in den Jahren. Je stärker nun die Eigenschaften der im Sternbild stehenden Sterne sind, je kraftvoller der Kampf der Wärme der Sonne mit der Kälte des Gestirns ist, um so kraftvoller ist auch das Geschehen auf der Erde. Da aber alle Sternkonstellationen nur einmal durchlaufen werden bis zum Tage des „jüngsten Gerichtes“, ist die Kraft im Weltall immer wechselnd, niemals zweimal die gleiche. Der Kosmos erstrebt immer die Harmonie; ein kraftvolles Firmament bedingt eine kraftvolle „undere“ Welt, d. h. für Paracelsus: ein starkes Firmament bedingt eine in ihren vollen Kräften stehende

571) I/I; 179; 180.
572) I/I; 184.
573) I/XIII; 22.
574) I/III; 35.

irdische Lebewelt mit Menschen, deren geistige Kräfte und Kultur auf das höchste entwickelt sind, während ein schwaches Firmament, das sind stetig sich schwächende Sternkonstellationen, sich als Kraftlosigkeit auf das vegetative und geistige Leben des Kosmos auswirkt [575]). Paracelsus wendet sich immer wieder gegen mystische Einflüsse, die den Sternen, vor allem in Bezug auf den Menschen, zugeschrieben werden. Die Sterne „gewaltigen gar nichts in uns (im Menschen) sie inbilden nichts, sie erben nichts, sie incliniren nichts, sie sind frei für sich selbs und wir frei für uns selbs“ [576]). „Wir on das gestirn nicht leben mögen, dan kelten und werme und das digest der dingen, die wir essen und gebrauchen, kompt von inen, alein der mensch nicht“ [576]). Sie bedingen keine Eigenschaften der Menschen, „die gestirn haben gar kein gewalt den menschen zu neigen nach inen“ [577]), denn die „tugenden“, d. h. die Kräfte des Körpers, die Gestalt des Körpers und seine körperlichen Eigenschaften vererben sich mit dem „ens seminis“ [578]), mit dem Blut, während sich die „Tugenden“ und „Eigenschaften“ des Geistes durch das „ens virtutes“ des Menschen vererben [578]). „Das gestirn gar nichts wirket, alein das blut“ [579]). Nur „so vil nüzen sie uns und so vil müssen wir sie haben, als vil das wir kalt und warm, essen und trinken, luft haben müssen. aber nichts weiter sind sie in uns noch wir in inen“ [579]). Das „ens astrale“, „das ist der geruch, dunst und schweiß von den sternen vermischt im luft“ [580]), das giftig sein kann, denn „welche astra vergift sind, die beflekken den luft mit irem gift, also wo der gift hinkomt, am selbigen ort werden die selbigen krankheiten nach der eigenschaft des selbigen sterns“ [580]). Nicht jedes Lebewesen muß von diesen Giften der Astren krank werden; der Mensch, „der also genaturt ist“, daß ihm „aus seinem natürlichen blut der dunst widerwertig ist, der wird krank, der aber nicht wider das genaturt ist, dem schats nichts“ [580]). „Es schat auch dem nichts, der sovil edel und stark wider das gesterket ist, das er das gift überwindet aus edler natur seines bluts oder der arznei, die das widerstehet den verfelschten dünsten der obern“ [580]). Der „dunst“ der Sterne vergiftet den Archeus und mit ihm den „spiritus vitae“ und verursacht “leibkrankheiten“ und „wundkrankheiten“[581]). Ein Einfluß des Makrokosmos sowohl auf den Makrokosmos als auf den Mikrokosmos ist nur durch sichtbare oder unsichtbare Nahrung möglich, d. h. eine Beeinflussung der Lebewesen durch die Astren oder durch elementische Gifte ist nur über den Archeus möglich.

Mit der Darlegung des Wirkens des Weltgeistes, des Archeus in den einzelnen Lebewesen des Kosmos sind die wesentlichen im

---

[575]) siehe die Prognostikationen und Praktiken I/X u. I/XI.
[576]) I/I; 180.
[577]) I/I; 179.
[578]) I/I; 177.
[579]) I/I; 180.
[580]) I/I; 184.
[581]) I/I; 187.

gesamten Kosmos, sowohl im Makrokosmos als im Mikrokosmos, gleichartig wirkenden Kräfte klargelegt. Eine Einwirkung von Kräften des Kosmos ist sowohl im Makrokosmos als im Mikrokosmos nur über die Archei der Lebewesen möglich; sowohl die sichtbare elementische Welt als auch die unsichtbare firmamentische Welt kann auf einen Organismus nur durch den Archeus einwirken. Von den Kräften der „obern globul" wissen wenig: „uns ist doch nich wissent, was ursprung der obern dingen seient oder was in irer natur ist. denn dieweil sie unsichtbar uns sind in den griff und beiwonung, seient sie uns auch unsichtbar in irer tugent" [582]). Paracelsus bezieht die Kräfte im Kosmos vor allem auf den Mikrokosmos. Die „obern firmament" [583]) wirken auf alle Lebewesen der „undern globul" gleich ein; sie fördern durch ihre „eigenschaften", als da sind Wärme, Kälte, Licht und Finsternis, Feuchtigkeit und Trockenheit usw. die „digestion", den Lebensprozeß der Organismen; „der himel wirkt zu seiner zeit und er ist der, der da eröffnet die krefte der dingen" [584]). Die Astren haben „gewalt an sich zu zihen ein ietlichs nach seiner eigenschaft" [585]) z. B. „die sonn zeucht an sich von der erden auf die feuchte, die auf der erden nicht sein sol. durch das selbig an sich ziehen wird die erden fruchtbar und mag den neuen dan und frischen regen wiederumb on vermengt an sich nemen und ganz und volkomen in ir corporalitet stên" [585]). Aber „nicht alein in sidere das attractivum ligt, sondern auch in den undern corporibus und materialibus, ein ietlichs in sonderheit genaturt in seinem attractivo" [586]); es ziehen z. B. die Lebewesen der Erde mit dem Atem die Luft in sich hinein, die sie zur Erhaltung des „Lebens", des spiritus vitae, gebrauchen; ohne Luft sterben alle Lebewesen [587]). Die Luft aber streicht an den Sternen vorbei und verunreinigt sich durch die „emunctorien" der Sterne. Die Archei der Lebewesen scheiden die Luft von allem Unreinen, solange sie nicht „bresthaftig" sind. Durch die Luft kommt das Gift auf die Erde, denn „die erden und das wasser nimer krank werden oder gebresthaftig, so die obern firmament dieselbig nit ursachen" [588]). Sowohl im Makrokosmos wie im Mikrokosmos verarbeitet der Archeus der Lebewesen die Kräfte und es entstehen Störungen in der Ordnung der Organismen, das sind Gifte, Krankheiten, nur durch „bresthaftigkeit" der Archei.

Den Arzt Paracelsus beschäftigen die allgemeinen Kräfte im Kosmos nur soweit, wie man „den microcosmos erkennet in der eußern natur, darinnen begriffen werdent wunder und groß heimlikeit, so im menschen ligent" [589]). „Die krankheiten der menschen *Anm. 70*
und ire gesuntheiten sind allein darumb, das der mensch limbum

582) I/III; 241.
583) I/VIII; 93.
584) I/VIII; 108.
585) I/II; 89.
586) I/II; 89.
587) I/I; 182.
588) I/VIII; 93.
589) I/VIII; 90.

erkenne, aus der er geboren ist und das vihe im wald und im feld erkenn, auf das er sehe, das er gleich wie das vihe ist und nichts bessers“ [590]). „Darumb sol der mensch sich selbs betrachten und erfarn sein in allen creaturen, auf das er sich selbs erkenn“ [590]). Der Arzt Paracelsus fragte welche Kräfte im Mikrokosmos wirken und welche Beziehungen zwischen ihnen und dem Makrokosmos bestehen, er betrachtete also den Makrokosmos vom Mikrokosmos her, d. h. er erwog, welche Kräfte im Mikrokosmos vorhanden sind und welche Störungen der Ordnung des Mikrokosmos durch den Makrokosmos und durch den Mikrokosmos Mensch, den Arzt, zu beseitigen sind.

Paracelsus begreift die gesamten körperlichen und geistigen Kräfte im Menschen unter den „fünf entien“ [591]) als Kraftbereiche, in denen sich die Lebensäusserungen des Mikrokosmos kund tun. Von diesen Entien „dienen“ das „ens veneni“, das „ens naturale“ und das „ens astrale“ „auf den Leib“, während das „ens spirituale“ und das „ens deale“ „auf den geist dient“ [592]). Als „ens veneni“ bezeichnet Paracelsus die Kraft des Körpers, spezieller die Kraft des Archeus, Nahrung, Brot und Fleisch oder Pflanzen in Fleisch und Blut des Menschen zu verwandeln „als do ein brot kompt es in ein menschen, so wirds menschen fleisch, kompt es in ein hunt so wirts hunts fleisch, in ein fisch, fisch fleisch. aus kraft der natur dergleichen die Archei die an sich genomen ding verkeren und eignen sich nach der natur der glidern“ [593]). Durch das Wirken des Archeus im menschlichen Magen wird jedem Glied des Körpers seine besondere Nahrung zugeführt [594]) und der gesamte Organismus während seiner Wachstumszeit entwickelt und später in seiner vollen physischen Kraft erhalten. Ueber dieses rein vegetativ-funktionelle „ens“ greift das „ens naturale“ hinaus. Unter dem „ens naturale begreift Paracelsus die natürliche Ordnung, die Gesetzmäßigkeit des gesamten Organismus, eine Ordnung, der sowohl das Wachstum des Organismus als auch die Lebensdauer desselben unterworfen ist, das was „constellation, firmament und dergleichen im menschen ist“ [595]), von deren Ablauf die Lebensdauer des Organismus, d. i. „wie lang das ens naturale laufen sol“ [596]) und damit die Kraft des „spiritus vitae“ oder „liquor vitae“ zeitlich abhängt. Diesen jedem Organismus eigenen Zeitverlauf bezeichnet Paracelsus als „ens naturale“. Den „spiritus vitae“, das „Leben“ selbst, dessen Sitz im Körper sich nicht örtlich festlegen läßt, sondern das unsichtbar alle Glieder des Körpers ständig durchdringt und je kräftiger ist, je gesünder und fester die Organe sind, diesen „liquor vitae“ betrachtet Paracelsus ob seiner Lebensnotwendigkeit für jeden Orga-

590) I/VIII; 104.
591) siehe I/I; 163 ff.
592) I/I; 215, 216, 223.
593) I/III; 100.
594) I/I; 194.
595) I/I; 202.
596) I/I; 206.

nismus häufig auch als „ens für sich“ [597]), so daß Paracelsus vom „liquor vitae“, vom „spiritus vitae“ und umfassender, das „ens veneni“ häufig einbezogen, vom „ens naturale“ spricht, wenn er das Geheimnisvolle, so unendlich Wertvolle und Empfindliche, das Wunder „Leben“ mit Worten zu fassen sucht.

Diesen beiden „auf den leib dienenden“ [598]) „entien“ ordnete Paracelsus noch ein drittes „ens“, das „ens astrale“ zu, durch das die körperlichen, rassischen, artmäßig durch das Blut bedingten Eigenschaften und Tugenden, die „proprietatis spiritum“ [599]) vererbt werden“ [600]), das gleichzeitig den Geist und Körper am Leben [601]) erhält, damit „er vom leben nit verzeret werd sonder im wesen bleibt“ [601]). Dieses „ens astrale“, „das wir nicht sehen das uns und alles das da lebet und die empfintlikeit hat enthalt bei dem leben“ [601]) nährt sich unsichtbar aus dem Gestirn. Ist der Archeus „bresthaftig“, sodaß er die Nahrung, in diesem Falle die unsichtbare Nahrung, die Luft, nicht mehr von dem „geruch, dunst, schweiß von den sternen vermischt im luft“ [600]) scheiden kann, so vergiftet das äussere Gestirn „durch seinen dunst“ das „Mysterium“ (die unsichtbare Nahrung und damit das Leben [602])), „durch welches wir dan vergiftet werden und geschwecht“ [603]). Der Mensch, der nach seinem „ens astrale“ also „genaturt“ ist, daß ihm „aus seinem natürlichen blut“, also aus seinem blutmäßig vererbten Wesen, der „dunst widerwertig ist, der wird krank, der aber nicht wider das genaturt ist, dem schats nichts“ [604]). Das „ens astrale“ im Menschen ist unabhängig von den Sternbildern des Makrokosmos; ein Einfluß der Astren auf den Organismus ist nur möglich über den Archeus des menschlichen Magens; für eine solche Einwirkung ist allerdings die durch das „ens astrale“ ererbte vorgegebene körperliche Konstitution des Menschen Vorbedingung [604]). „Das gestirn (das äußere Firmament) gar nichts wirket auf das wesen der Menschen“, auf das Wesen „alein das blut“ wirkt [605]). Die „proprietatis spiritum“ [606]), das „wesen des menschen“ fröhlich, traurig usw., die „proprietatis naturae“ kommen aus dem incorporalischen verschlossen im coporalischen“ [606]), d. h. aus dem „ens astrale“ im Menschen, unabhängig von äußeren Sternbildern. „Der Mensch ist einmal beschaffen corporaliter und weiter formirt in nichts dan alein ens seminis on alle gestirn“ [607]). „Adam und Eva haben ire leib durch das geschöpf empfangen und durch ens seminis bis in zergehung der welt. und ob schon kein stern, kein planet wer gewesen noch wer, noch so werent die kinder aus irer geburt geboren und complexioniert, genaturt worden, wie

597) I/I; 213.
598) I/I; 216.
599) I/I; 212.
600) I/I; 184.
601) I/I; 182.
602) I/I; 182.
603) I/I; 212.
604) I/I; 184.
605) I/I; 180.
606) I/I; 212.
607) I/I; 176.

sie dan sonst seind, einer ein medicus, der ander ein cabalist, einer treu der ander untreu, einer frumer art, der ander böser art. solch eigenschaften der menschen sind in ente proprietatis und komen nit aus dem gestirn, wan sie haben kein teil am körper, das ist sie geben kein complexion, kein farben, kein form, kein eigenschaft, kein natur, kein wesen" [608]). „Die gestirn von planeten, von sternen und allem firmament nichts machen an unserm leib, nichts an unserer farben, nichts an unserer schöne, nichts an unsern geberden, nichts an unsern tugenden und eigenschaften" [608]), „die astra nichts naturen noch ziehen noch eigenschaften geben" [609]), sie üben keinen Einfluß auf das Wesen der Menschen aus. „Falsch reden die unerfarnen astronomi von den nativiteten und ascendenten. wer der spiritus firmamenti also in mir", doch „wil ich das (sein Einfluß) gebrochen werde zauch ich under einen andern planeten und lassen den stên, so ist er gebrochen. und ob mir schon die art bleibt, so ist doch der effect nit da" [610])), d. h. wäre ein Einfluß der Planeten auf das Wesen der Menschen und ihr Handeln vorhanden, dann wäre er örtlich, und der Mensch könnte sich diesem Einfluß durch Ortswechsel entziehen. Das wäre aber Willkür und verstieße gegen die Ordnung der Natur. Das blutmäßig bedingte Wesen der Menschen wird den Eigenschaften der Sterne verglichen und nach ihnen benannt; so wenig „wir menschen nit mögent gewaltigen nach unserm willen, das wir uns zueigenen den jubiter und hinwerfen den martem oder auslesen uns andere stern, die da uns bequemlich werent, welche uns gefielen, als wir mit den kreutern tun, ein solcher gewalt ist uns entzogen in der obern, das wir ir kein gewalt haben zu wenden, zu stellen oder zu fürdern", so wenig Einfluß hat das äußere Firmament auf Wesen, Art und Eigenschaften der Menschen. Eigenschaften und Wesen sind im „ens astrale" festgelegt und werden mit ihm vererbt. Durch die Bezeichnung „ens astrale" und den Vergleich mit dem himmlischen Firmament sollte vor allem die Analogie der Wirkung der Kräfte im Mikrokosmos zu dem Wirken der Sterne im Makrokosmos hervorgehoben werden; „was das firmament begreift sol euch ein anzeigen sein und verstant auf das leibliche firmament" [611]), denn „der eußer himel ist ein wegweiser des inneren himels" [612]), und „das gestirn im menschen das ist in der hant gottes verordnet nachzutun, das der himel eußerlich anhebt und gebirt" [612]), d. h. es gehorcht analogen Gesetzen. Das Gestirn im menschen hat den gleichen Lauf wie das makrokosmische Firmament, es läuft nur viel langsamer; „darumb gêt die verwandlung des mons das hirn nit an. wan ursachen vil hundert mal, vil tausend mal erneuert sich das hirn vom herzen, do der mon nit einmal von der sonnen den schein empfacht" [613]). „Die exal-

[608]) I/I; 177.
[609]) I/I; 178.
[610]) I/III; 118.
[611]) I/I; 203.
[612]) I/VIII; 97.
[613]) I/I; 207.

tationes consumationes, oppositiones und dergleichen, was solchs ist, nit materialiter (im Körper) beschicht, sunder geistlich, dieselbigen betreffen den lauf und nit die substanz, wan die schnelli der leuf des leiblichen firmaments duldet das aufnehmen und abnemen in der substanz, (d. h. das Zu- und Abnehmen der Substanz wie beim Mond), darumb alein der geist (der spirus vitae) in einem ietlichen glit die leuf vollendet wie die planeten" [614]). Paracelsus zieht immer wieder Vergleiche zwischen den Kräften im Makrokosmos und denen im Mikrokosmos; er vergleicht das menschliche Herz der himmlischen Sonne, das Hirn dem Mond, „im geist aber nit in der substanz" [615]), d. h. in ihrem Lauf und ihrer Wirkung in ihren Eigenschaften im menschlichen Körper den Himmelskörpern [615]). Wohlgemerkt, Paracelsus vergleicht die inneren Organe den Himmelskörpern, aber er schreibt den Himmelskörpern damit keinen Einfluß auf diese Organe zu. „Der mensch (ist) constellirt in im, für sich selbs gewaltiklich. als das firmament im himel für sich selbs ist und von keinem geschöpf geregirt wird, also wenig das firmament im menschen von anderen geschöpfen (gemeint sind hier vor allem die Astren) gewaltiget" [616]) wird, d. h. das „ens astrale" im Menschen ist gänzlich unabhänig von der Außenwelt und damit auch von den Astren des Makrokosmos.

Unter diese drei Entien ließen sich für Paracelsus alle menschlichen Krankheiten, die durch körperliche Störungen verursacht werden können, ordnen. Außer diesen entien, „die auf den leib dienen" [617]) nahm Paracelsus zwei weitere Entien im Menschen an, das „ens deale" und das „ens spirituale", „die auf den geist dienen" [617]).

Als „ens deale" bezeichnete Paracelsus das Wissen um Gut und Böse im Menschen, die „gewißni im menschen" die „weiß was gut und böse ist" [618]). Durch dieses Wissen „sol er (der Mensch) überwinden sein gestirn (seine schlechten Eigenschaften) und den elementischen leib" [618]) und die „widerstrebungen" [619]), (die Begierden des Leibes). Unter das „ens deale" rechnete Paracelsus das Wissen um die Aufgaben des Menschen, die Erkenntnis, daß der Mensch „alein darumb geschaffen ist, das er der natur arbeiter sei, das zu tun, das got in sie geben hat, gelegt und geschaffen hat" [620]). Dieses Wissen um die Aufgaben des Menschen, sowie die Erkenntnis des Guten und Bösen wurde nur dem Menschen als Bildnis Gottes in der Schöpfung gegeben und zeichnet ihn daher geistig vor allen Lebewesen aus. Dieses „ens deale" faßte Paracelsus als „heidnisch", denn „der heidnische brauch nach der natur gehet und aus ir, das uns von got also praedesti-

---

614) I/I; 208.
615) siehe weitere Vergleiche I/I; 208, 209.
616) I/I; 202.
617) I/I; 216.
618) I/XII; 66.
619) I/III; 184.
620) I/XII; 53.

niert ist [621]), und ließ bewußt theologische Betrachtungen ausser Acht, da dieselben dem praktischen Arzt nicht zur Erkenntnis der Krankheit helfen [622]). Das „ens deale" ist für Paracelsus nur die Kraft und Fähigkeit des Geistes, das Gute und Böse zu erkennen. Die Kraft, das Gute zu suchen und das Schlechte zu meiden, die Kraft des Geistes, das ist die Kraft der Gedanken, der Wille, alles das, was den Menschen an geistigen Fähigkeiten und Geschicklichkeiten über Tiere, Pflanzen und Mineralien erhebt, gleichzeitig das Wissen um alle natürlichen Dinge bezeichnet Paracelsus als „ens spiritale". „Das ist ein geist ‚das aus unsern gedanken geboren wird on materia im lebendigen leib" [623]). Dieses „ens spiritale" erhielt der Mensch bei seiner Erschaffung aus dem gesamten Kosmos. „Dieweil der mensch von inen (den vier Elementen) ist und nach gottes biltnus gemacht von got selbs, darumb ist er gewaltig und die vier elementen, aus denen er gemacht ist, dieselbigen müssent seiner biltnus gehorsam sein und (er ist) herr uber sie" [624]). Die geistigen Fähigkeiten erben sich mit dem Leib fort, sie werden aber erst durch den Willen geweckt. „Von der geburt der geisten (d. h. des „ens spiritale") merken ein solches" [625]): „ir wissent das kein geist nit in kindern ist dan der volkomen will ist nit in inen" [626]). „Die den volkomen willen haben und verhengen die geberen in inen ein wesentlichen geist und ein gemachten geist; derselbig wird nit zugeben oder verordnet dem menschen aus dem himel, er macht in im selbs". „Durch den willen dieser geist gemacht wird und nachdem uns der wille ist, also ist auch der geist. alle die im willen leben, den geist haben, das ens spiritale" [626]). Dieser Wille wird durch die Erziehung geweckt und daher ist es für Paracelsus so wichtig, daß jeder Mensch schon in früher Jugend zu dem erzogen wird, zu dem er von Gott auserwählt ist. Die Fähigkeit der Erkenntnis erben alle Menschen aus dem „ens deale" gleich, aber erst der Wille, das „ens spiritale", erweckt diesen Geist, dieses Erkennen zu seiner ganzen Macht. „Aus dem firmament, dem himel die geschicklikeit (auch der Tiere), die kunst und hantwerk usw. komen", d. h. mit der leiblichen Geburt wurde dem Menschen die Fähigkeiten, die Geschicklichkeit gegeben; ohne das „ens spiritale", ohne den Willen bleiben diese Fähigkeiten ungenützt, wie auch die geistigen Kräfte ohne den Willen ungenützt bleiben [627]). „Dieweil nun der mensch höher ist als andere alle geschöpf und sie sind alle in ime, und der erkantnus ist geben erblich aus Adam, sich zu urteiln wie hoch er sei, folget das der mensch sol ein erkantnus nemen durch den arzt" [628]).

Wenn auch die fünf Entien im Mikrokosmos nicht alle gleichwertig nebeneinander stehen und ihre Kraftbereiche nicht klar

---

621) I/I.
622) I/I.
623) I/I; 226.
624) I/I; 218.
625) I/I; 218.
626) I/I; 219.
627) I/XII; 304.
628) I/VIII; 104.

und eindeutig gegeneinander abgegrenzt sind, so kam es Paracelsus vor allem bei dieser Einteilung darauf an, eine Grundlage zu schaffen, auf der der Arzt krankheitsverursachende Beeinflussungen des Mikrokosmos Mensch durch den Makrokosmos oder Mikrokosmos untersuchen und den Krankheitsbereich näher begrenzen kann, um danach die Heilmittel und Kuren auszuwählen. Nicht wahllos, dem zufälligen Erfolg blindlings vertrauend, verschrieb er Rezepte, sondern er suchte Zusammenhänge und erwog das Zusammenwirken von Einflüssen und trachtete danach, die Kräfte der Heilmittel auf die krankheitserregenden Kräfte abzustimmen. Leitend bei der Betrachtung und Abwägung der Kraftwirkungen im Kosmos war für Paracelsus stets die Suche nach Eingriffsmöglichkeiten für den Arzt. Diesem ärztlichen Suchen nach klarer Erkenntnis der Möglichkeiten mittelbarer und unmittelbarer Beeinflussungen des Mikroskosmos galt Hohenheims gesamte Naturbetrachtung. Bestimmend war die Erkenntnis: „der Mikrokosmos Mensch ist eine Welt für sich“ [629]; der Mensch spiegelt den Kosmos wieder, d. h. der innere Ablauf seines Lebens, das organische Geschehen ist Gesetzen unterworfen, die den Gesetzen des Makrokosmos entsprechen. Eine Beziehung und damit eine Einwirkung des Makrokosmos auf den Mikrokosmos ist nur durch sichtbare und unsichtbare Nahrung möglich, d. h. über den Archeus des menschlichen Magens, der die Nahrung scheidet und dem den ganzen Organismus durchpulsenden „spiritus vitae“ sowie den einzelnen Gliedern des Körpers zuführt. Die Ordnung der Kräfte im Mikrokosmos und ihre Benennung nach den entsprechenden Kräften (Entien) des Makrokosmos hat häufig zur Vermutung mystischer Kräftezusammenhänge geführt, die für Paracelsus nie bestanden haben. Paracelsus beabsichtigte durch die Benennung der Kräfte im Mikrokosmos lediglich die innere Entsprechung zwischen mikrokosmischem und makrokosmischem Geschehen zu betonen, um das Verständnis der an sich schwer zu faßenden und nur in ihren Wirkungen sich äussernden Kräfte im Mikrokosmos zu erleichtern; eine Verquickung der Entien des Makrokosmos mit den gleichnamigen Entien des Mikrokosmos lehnte er immer wieder ab [630]. Es kann nicht deutlich genug betont werden, daß ein Zusammenhang und damit eine Einwirkung von Kräften des Makrokosmos auf den Mikrokosmos nur über den Weg der Nahrung, also nur über den Archeus möglich ist und jeder andere Weg einer Beeinflussung des Mikrokosmos durch den Makrokosmos ausgeschlossen ist. Damit ist aber jede mystisch-unklare Beeinflussung des Mikrokosmos durch den Makrokosmos abgelehnt. Die Einwirkungen der „obern globul“ also des Firmaments sind klimatische Einflüsse, die die Entwicklung der menschlichen Nahrung, der elementischen Früchte, begünstigen oder hindern. Da kein Wesen ohne Nahrung leben kann ist das Firmament zur

[629] I/I; 203.

[630] I/I; 163 ff.

Erhaltung der Menschen also unmittelbar notwendig [631]), einen unmittelbaren Einfluß besitzt es nur auf die Leistungsfähigkeit des Archeus und damit auf die Gesundheit der Lebewesen, insbesondere der Menschen.

Nachdem die Kräfte im Makrokosmos und Mikrokosmos dargelegt sind und der Weg der Kraftwirkungen des Makrokosmos auf den Mikrokosmos klargelegt ist, bleibt die letzte und für Paracelsus wichtigste Frage zu erörtern: welche Stellung nimmt der Mensch mit eigenem Willen und Gedanken im Makrokosmos, in der Welt, „die von seinetwegen geschaffen" ist ein [632]) und welchen Einfluß besitzt der Mensch auf den Mikrokosmos Mensch, d. h. welche Möglichkeiten einer Beeinflussung des Mikrokosmos stehen dem Arzt-Menschen offen.

Als Auszug aus allen Wesen des Kosmos trägt der Mensch das Wissen um alles Geschehen im Kosmos in sich. Durch das Bild Gottes, nach dem er geformt wurde, durch das „ens deale" besitzt er die Fähigkeit der Erkenntnis der natürlichen Ordnung im Makrokosmos wie im Mikrokosmos, durch das „ens spiritale" hat er den Willen, die Kraft der Gedanken zur Zusammenschau aller Erkenntnisse zum Weltbild. Dieses Weltbild befähigt ihn Zusammenhänge und Einflüsse im gesamten Kosmos, insbesondere Störungen der „Ordnung der Natur" als „Krankheiten" zu erkennen und aus dieser Erkenntnis „in der ordnung der natur zu handeln", d. h. auf die Kräfte im Kosmos zu wirken, die „guten" zu unterstützen und die „bösen" in ihrer Wirkung zu unterdrücken.

Eine Beeinflussung der Kräfte des Kosmos ist nur innerhalb der Ordnung der Natur möglich, d. h. aber für Paracelsus über den Weg der Alchemie, denn „alle ding, die got beschafen hat, die hat er in der corporalitet gleicher prozeß ausgefürt" [633]). Alchemie ist für Paracelsus weit mehr als Technik, sie ist mehr als Scheidung, Reinigung und Kunst der Formung, mehr als ein „hantwerk" [634]); sie ist mehr als reine Erfahrung deren „prozeß beweist die tugent, und tugent gehet durch den prozeß" [635]), sondern sie bedeutet Paracelsus chemisches Denken, sie ist Philosophie, ist Zusammenschau der Einheit der Prozesse im Weltall. „Die kunst das ist alle vernunft, weisheit und sinnlichkeit (d. i. Schau-Erfahrung, Besinnlichkeit), das beschicht in der warheit, welche da gehet aus der erfarenheit" [636]). Die chemische Kunst „ist ein bereiterin der arznei, die do rein macht und lauter und gibt sie volkomen und ganz, das der arzt sein wissen volendet" [637]). Die Kunst „Alchemie" ist Handwerkszeug für den Arzt. Der wahre Alchimist muß aber bei Paracelsus Arzt sein um den „wahren Nutzen", d. h. die von Gott gestellten Aufgaben der Alchemie zu

631) I/I; 178.
632) I/III; 42.
633) I/III; 38.
634) siehe I/XI; 187.
635) I/VIII; 108.
636) I/I; 234.
637) I/VIII; 38.

erkennen und die „kunst alchemia, die allemal in die höhern kreft begert, von nuz des menschen unsers nechsten wegen“ [638]) im Sinne gottgewollter Ordnung zu üben. Paracelsus sieht nicht als Ziel der Alchemie Gold zu machen, sondern Heilmittel, Arcana zu *Anm. 71* bereiten. Der Alchimist fängt mit seiner Arbeit bei Paracelsus dort an, wo die Natur aufhört, sein Ziel muß es sein „das nit auf sein end komen ist zum ende bringen, das blei von erz in blei zu bringen und das blei zu verwerken, dahin es gehört“ [639]), d. h. das Unvollkommene, die in der Schöpfung von Gott bewußt unvollkommen, d. h. nicht „in ir ultimam materiam“ gebrachten Dinge in „ir ultimam materiam“, d. h. in ihre größte Reinheit, in ihre ‚volkomenheit‘ und damit fertig für ihre Bestimmung zu führen. „Lerne was alchimia sei, zu erkennen, daß sie alein das ist, das da bereit durch das feur das unrein und zum reinen macht. gleich die kunst ists, die da unnüz vom nüzen tut und bringets in sein letzte materiam und wesen“ [640]). „Was wir sehen, ist nit die arznei sonder das corpus, darinnen sie ligt. dan die arcana der elementen sind unsichtbar, das sichtbar ist, das ist das eusser, das nit darzu gehört“ [641]). „Wie der alchimist der natur (also der Archeus im Körper) werket also sollet auch ir (Alchimisten-Aerzte) werken“ [642]), denn „so weit sind alle ding beschaffen, das sie in unser hant seind, aber nicht als sie uns gebüren zuhant“ [643]), „dieweil got nichts bis an das end beschaffen hat“ [644]). „Got hat dem menschen oder den creaturen auf sich selbs kein alchimisten gesezt“, wohl aber „auf das unvolkomene, des wir gebrauchen müssen hat er uns ein alchimisten (den Archeus) gesezt, damit das wir das gift das wir under dem guten einnemen nicht als ein gift verzeren sonder das selbig vom guten scheiden“ [645]). Der Mensch ist als Alchimist über die an sich vollkommenen Kreaturen und damit über die Archei aller Lebewesen gesetzt; er erkennt, daß die Kunst der Alchemie „nichts anders ist, dan ein ding mit dem erzknappen, erzschmelzer, erzman oder bergmann; es ligt im herauszihen, es ligt im erkenne, was darin ligt“ [646]), um die „göttliche“ „macht“ von ihrer „unreinikeit“ zu befreien und ihre Kraft zur höchsten Wirksamkeit zu steigern. „got hat sein macht in kreutern geben, in stein gelegt, in die samen verborgen, in den selbigen sollen wirs nemen und suchen“ [647]). Diese im alchimistischen Läuterungsprozeß durch das Feuer gewonnenen Stoffe und ihre Eigenschaften galt es für Paracelsus zu der Substanz und den Kräften des menschlichen Körpers in Beziehung zu bringen um die Einwirkung der durch die Alchemie gewonnenen Arzneien zu verstehen.

---

638) I/II; 76.
639) I/XI; 188.
640) I/XI; 189.
641) I/VIII; 94.
642) I/I; 200.
643) I/XI; 187.
644) I/XI; 189.
645) I/I; 190.
646) I/VIII; 84.
647) I/XIII; 305.

Als Auszug aus den Elementen der Welt ist der Mensch wie alle Lebewesen des Kosmos „gesezt in drei stück, als in sulphur, mercurium und in sal, und alles das do ist, das selbig ist in die drei stück gesezt und weder in mer noch in minder“ [648]). „Do muß am ersten ein leib sein, in dem man werke, das ist der sulphur; do muß sein die eigenschaft, das ist die kraft, das ist der mercurius, do muß sein die compaction, congelation, coadunation das ist sal“ [649]). Dieser „sulphur“, „mercurius“ und „sal“ werden „in conditis primis durch nutrimenta erhalten, aus dem folgt, das all gewechs der erden den dreien, aus den sie sind, müssent nutrimenten geben“ [650]), d. h. aber, wenn diese drei Prinzipien durch chemische Prozesse in einem Stoff angereichert, verdichtet werden, dann wird dadurch dem Körper die Verarbeitung der Nahrung in diese drei Prinzipien, die ihn erhalten, erleichtert. Seine Nahrungsaufnahme „der mensch selbs muß füren ,also das sein sulphur sein nutrimentischen sulphur hab, sein mercurius sein nutrimentischen mercurum hab und sein eingeboren salz sein nutrimentisch sal, auf das aus denen dreien der mensch in seinen dreien speciebus erhalten mög werden“ [651]). Die Nahrung des Menschen kann also gleichzeitig Arznei sein; richtige Ernährung ist Arznei für den Körper, d. h. durch richtige Ernährung werden die guten Kräfte des Körpers gegen alle Krankheiten und Gifte gestärkt und die „adelikeit“ [652]), die Gesundheit des Körpers, seine edle Natur, gekräftigt. Arznei ist Nahrung, und Nahrung ist Arznei, einen Unterschied gibt es nicht. Die Arznei ist lediglich vom Arzt besonders ausgewählte Nahrung die der Alchimist bereitet hat, d. h. deren Kräfte der Alchimist geläutert und emporgesteigert hat. Zur Erhaltung der „species“ im Körper sind vor allem „mercuria“, „salia“ und „sulphura“ geeignet, die „aus der art sind“ [653]), denn jedes Geschöpf hat seinen arteigenen „mercurius“, „sal“ und „sulphur“. Daher gibt es für Paracelsus kein Universalheilmittel das
Anm. 72 die Kräfte des menschlichen Organismus unterstützt, sondern der Arzt muß die Heilmittel auf die Kräfte des Organismus abstimmen,
Anm. 73 die Arznei jeweils besonders wählen und bereiten, denn die „kempfer natürliche hilf begeren aus einer muter“ [654]) d. h. arteigene Kräfte, die die natürliche Kraft des Organismus unterstützen.

Die drei Prinzipien im Menschen sind aufeinander abgestimmt und angewiesen. „Das salz der dreien ersten (Elemente) macht nicht coaguliren, wan das element feur nicht in im wer; der mercurius mocht auch nicht das corpus geben, so er nicht das element wasser in im hat, der gleichen der sulphur on sein terrestitet. und der luft ist on materia, ungreiflich und (un-)corporalisch, dorumb

---

[648]) I/II; 98.
[649]) I/III; 47.
[650]) I/II; 98.
[651]) I/II; 99.
[652]) I/III; 146.
[653]) I/II; 99.
[654]) I/VIII; 106.

so mag er nicht ein corpus geben, als die andern elementen, aber mit wirkt er wie die andern“ [655]). Die drei Prinzipien halten sich im Gleichgewicht, sie sind harmonisch im Körper vorhanden, wenn der Körper gesund ist und werden durch die Nahrung erhalten [656]). Das Salz bewahrt den Körper vor aller Fäulnis und „wo ein glied nit mag zur feulung gedeihen ‚do mag auch kein vergiftung geschehen und was für faulen gut ist, widerstet allen krankheiten“[657]), denn „ein iegliche feule ist ein gift der stat an der sie ligt und ist ein muter eins gewissen tötlichen gifts, dan die feule verderbt das gut“ [658]). Vermag der Archeus des Magens nicht mehr exact zu scheiden, so bildet sich Gift in dem Körper und setzt sich in ihm fest. An der Stelle entsteht eine Krankheit, die durch das Salz des Körpers bekämpft wird, denn das Salz des Körpers trachtet danach den Körper vor aller Fäulnis und damit vor aller Vergiftung und letztlich vor dem Tod zu bewahrend, denn „der tot kompt alein aus verderben oder aus vergiftung der lebendigen geisten“[659]). Wie das Salz Fleisch und Lebensmittel vor dem Verderben, vor *Anm. 74* dem Faulen schützt, so bewahrt es auch den menschlichen Körper vor dem Verderben. Wird z. B. „die speis nit gesalzen, wie es *Anm. 75* ir gebüret, so ist das gewiß, das diejenigen liquores im menschen, die on gesalzen nicht an sich nemen, nit gespeiset werden mögen. wan das blut ist gesalzen. wo nun die speis nit incorporirt ist mit salz, so wird sie vom blut nicht angezogen; was aber aus großen not angezogen wird“, d. h. aus Mangel an gesalzener Nahrung, „das wird im blut ein feulung“ [660]). „Was gedeuet ist worden, das selb hat sich mit dem leiblichen salz vermischt und incorporirt. das nicht gescheiden mag werden, das gehet jetzt in das salniter“ [661]) und wird aus dem Körper ausgeschiden.

In jeder Nahrung die der Mensch zu sich nimmt, „in einem ietlichen ding ist essentia und ein venenum“ [662]). „essentia ist das, das den menschen aufenthält (das ihn erhält, das ihm Nahrung ist), venenum das, das im krankheit zufügt“ [663]), das Gift für seinen Organismus ist [663]). „Ein ietliche krankheit ist zwiefach, als corporalisch und spiritualisch“ [664]), d. h. ein und die selbe Krankheit kann durch sichtbare, elementisch Nahrung, durch ein „venenum“, hervorgerufen werden, sowohl als auch durch unsichtbare Nahrung, die auf den Geist wirkt, d. h. auf den Lebensgeist, die Lebenskraft, den „spiritus vitae“, oder auf „den Geist“, d. h. auf die Vernunft des Menschen, denn sowohl körperliche, als auch geistige Störungen wirken sich als körperliche Krankheiten aus“ [665]). Der menschliche Körper, „der leib nimpt nichts an mit lust, dan das spiritualisch ist“ [666]), „darumb er die magisterien an sich

655) I/XIII; 21.
656) I/II; 103.
657) I/II; 68.
658) I/I; 215, 216, 223.
659) I/III; 143.
660) I/II; 103.
661) I/II; 107.
662) I/I; 195.
663) I/I; 195.
664) I/II; 77.
665) I/I; 215, 216, 223.
666) I/III; 155.

zeucht und sich darein vermischt, wie golt an sich nimpt argentum vivum und sich darmit vereiniget, das dan eisen nicht tut, aus ursachen das sie nicht convenientia seind in der composition“ [667]). Daher gilt es, die Kräfte aus der Arznei herauszuziehen, möglichst viel von der Kraft des Heilmittels, von dem „spiritus“, von dem Wesen des Heilmittels in wenig Substanz zu konzentrieren. Das besorgt der Alchimist: Der Alchimist lockert zunächst die in der Substanz vorhandenen Kräfte durch Nachahmung der Vorgänge in der Natur; im Körper und in der Erde wird die Nahrung der Lebewesen durch die „digestion“, die durch Wärme ausgelöst wird, vorbereitet. Diese Digestion oder Fäulnis erreicht der Alchimist durch das Feuer, durch verschieden hohe Temperaturen und unterschiedliche Einwirkungsdauer derselben. An diese Digestion schließt sich eine wiederholte Destillation oder „Putrefaction“, durch die die Substanzen im Destillationsapparat zerlegt und bei verschiedenen Temperaturen je nach ihrem Siedepunkt getrennt werden. Durch diesen Prozeß wurde der größte Teil der Verunreinigungen von der weiteren Verarbeitung ausgeschlossen. Dieser „Reinigung“ folgt dann die „Vereinigung“, d. h. die synthetische Zusammensetzung der durch den analytischen Prozeß gewonnenen Produkte. Diesen gereinigten Heilmitteln aus Pflanzen oder Mineralien setzte Paracelsus aus philosophisch-ärztlichen Erwägungen meist Schwefel, Salze oder Quecksilber sowie andere ebenfalls vorher chemisch durch die Destillation gereinigte Stoffe zu, wie seine Rezepte ausweisen.

Je nach Art und Stärke der chemischen Verarbeitung benannte Paracelsus seine Heilmittel „Quintae Essentiae“, Arcanen“, Magisterien“, „Specifica“ und „Elixiere“.

> Quinta Essentia „ist der spiritus vitae des dings, das in den empfintlichen nit mag ausgezogen werden, als in den unempfintlichen“. Sie ist „ein materia, die da corporalischem wird ausgezogen aus allen gewechsen und aus allem dem in dem leben ist, gescheiden von aller unreinikeit und tötlikeit, gesubtilt auf das aller reinigeste, gesondert von allen elementa“ [668]). Unter Quinta Essentia versteht Paracelsus „alein die natur, kraft, tugent und arznei, die dan in dem ding ist verfasset on ein herbrig und frembde incorporirung“, sie ist „das leben und die eigenschaft des dings, und ist ein spiritus gleich dem spiritus vitae in der underscheit geteilt, das spiritus vitae des dings bleiblich ist und des menschen tötlich“. Denn wenn „ein corpus ligt und faulet, so ist doch die Quinta Essentia nicht gefaulet, sonder sie ist frisch und unverzeret und scheidet sich hernach von dem cadavere in die luft, etwan in das ertrich, etwan in das wasser, also das sie in ein ander ort komt, dan in keiner Quinta Essentia ist kein verderben“ [669]), d. h. keine Quinta Essentia fault. „So die feule die herberg zerbrech, so gehet die Quinta Essentia in das, darauf es ligt. darumb zum dickern mal (oftmals) ein seltsame natur erfunden wird in dem gewechs, das nit aus irer natur kompt, sonder aus solchen zufellen, das also zu verstehen: in dem mist ist mancherlei feuli beieinander von vil dingen zusamen gesamblet, von kreutern, von wurzen, von obs, von wassern und desgleichen von andern dingen. aus

[667]) I/III; 155.
[668]) I/III; 149.
[669]) siehe z. B. auch „Spezifica“

dem entspringt, das vom mist gut acker und matten werden, feißt, fruchtbar. und nit das die feule ein solchs macht, sonder Quinta Essentia, die in ir ist, schlieft in die wurzen und gibt die kraft dem gewechs, und der corpus, das ist der mist, verleurt sich und gehet in nihilum und wird in seiner substanz verzeret“ [670]). Während Paracelsus unter Quinta Essentia die einfache Kraft der Dinge versteht, die nicht stirbt, sondern in seine „muter“ zurückkehrt [671]), um in neuen Lebewesen wieder zu erscheinen und zu wirken, versteht Paracelsus unter einem Arcanum ein Heilmittel, in dem „alle tugent des dings mit tausendfacher besserung“ [672]) liegen. „Das alein arcanum ist, das uncorporalisch ist und untötlich, eins ewigen lebens, uber alle natur zu verstehen und unmenschlich zu erkennen“ [673]). Arcana „gegen unsern cörper uncorporalisch seind, und eins weit ubertrefflichen wesens gegen unserm wesen“ [672]; sie haben „macht uns zu verendern, zu mutiren, zu renoviren, zu restauriren“ [673]). „Sie aufenthalten den leib in gesuntheit, vertreiben die krankheiten, entledigen das traurig gemüt, praeserviren von allem ungesunt von krankheit und füren den leib bis auf sein praedestinirten tot, der dan kein zil hat, dan durch abnemung der consumption“ [673]), d. h. durch das Altern, durch den natürlichen Verbrauch des Organismus. Es gibt für Paracelsus vier Arcanen, von dem „kein arcanum in form und weis dem andern gleich laborirt und solche tugent verbringet, sonder iegliches mit sondern geberden“ [674]): Das Arcanum Prima Materia, der Lapis philosophorum, der Mercurius vitae und die Tinctura. Das Arcanum Prima Materia bringt den Körper wieder in den Zustand zurück, in dem sich der Körper in seiner Jugend befand, d. h. es verjüngt die Kräfte des Organismus [675]). Der Lapis Philosophorum „den ganzen corpus reiniget und seubert von allem seinem unflat mit ganzen neuen und jungen kreften, die er in seiner natur bringt“ [676]). „Sein ingression durchgehet und durchdringet den leib und alles das im leib ist. durch welch durchdringen er restaurirt und erneuert das selbig. nicht das es das alt hinweg tue und ein neues an die stat seze, sonder es macht das alt also sauber und rein on allen schaden und faulen, und bleibt doch allemal die alte hant in iren wesen und formen“ [670]). „Im weichen alle ding, die die natur understehen zu verderben“ [677]). Das Arcanum Lapis Philosophorum veredelt den Körper wie ein unedles Metall in Gold, sodaß der Leib in „adeligkeit lebt“ [677]). Das Arcanum Mercurius Vitae „wirft aus von dem menschen die negel, die pilos, die haut und was von immunditia ist. machet sie von neuem wachsen und erneuert den alten leib“ [679]); seine tugent die andern drei übertrift“ [678]). „Die selbig tugent (ist) nicht aus der arbeit, nicht aus der kunst, sonder in mercurio vitae, in dem solche tugent und kreft seind“ [678]). „Natur und eigenschaft ist also im eingeboren nicht aus kraft quinta essentis noch der elementen, sonder aus der spezifica, die es von der praedestinirung hat“ [678]). „Nicht das es die tugent alein hab, zu verwantlen den menschen und andere sensibilia, sonder auch zu erneuern die metallen in irem alten wesen zu einem neuen wesen, des gleichen die gewechs“ [678]). Er erneuert den ganzen Körper und treibt dabei alles „impurum“, alles Krankhafte und Giftige aus dem Körper aus. [679]). Unter dem Arcanum Tinctura begreift Paracelsus „ein verkererin zu dem bessern, wie die tinctur der metallen ist, das weniger zu verstehen ist und wissend“ [680]). Die Tinctura „tingirt bös und guts, grobs und subtils. ir operaz ist in dieser gestalt, das sie

Anm. 76

670) I/III; 149.
671) I/III; 148.
672) I/III; 139.
673) I/III; 138.
674) I/III; 140.
675) I/III; 143.
676) I/III; 141.
677) I/III; 146.
678) I/III; 147.
679) I/III; 145.
680) I/III; 150.

aus den faulen, bösen und ungesunden complexen, gut und gesunt complexen macht, als ein tinctur aus kupfer silber macht", sie „scheit kein bös vom guten, sonder tingirt guts und bös, das (sie) finaliter einander gleich werden" [681]). Es gibt viele Tincturen, „etliche von der natur tincturen seind, als crocus flos und sulphur. etliche aus kunst zu tincturen gemacht werden, als lapis, realgar und dergleichen" [682]). Ein Magisterium „ausgezogen wird von den dingen on scheidung und on elementische praeparirung durch zusaz, in die solch materiam gezogen und behalten werden" [683]). „Ir kraft und tugent kompt nicht aus der natur angehender wirkung, auch nit aus der spezifica in solcher gestalt. sonder durch die vermischung und mit ir ein solche kraft ausgezogen wird" [683]). „Durch die magisteria wird die ganze quantitet der kreuter zu einem magisterium (konzentrirt), das dan nichts anders ist, dan ein gemachte künstliche quinta essentia, gleich der natürlichen"[684]). „Das magisterium auri heißt auruum potabile, des silbers argentum potabile, also ferrum potabile, cuprum potabile, plumbum potabile, stannum potabile, mercurius potabiles" [685]) usw. Wie die Magisterien werden „specificae ding geboren auch aus den zusammenfügungen" [686]). „Spezifica" sind Eigenschaften, die die Dinge nicht aus ihrer Natur haben, sondern aus ihrer „Composition" [687]) d. h. sie erhalten sie von aussen. „Vil solcher specifica aus der influenz verhengt werden" [686]). Eine Krankheit, „die aus irer natur und eigenschaft sol oder mag durch schwizen geheilt werden. mit solchem diaphoretico specifico fürtrefflich für ander ausgetrieben wird", „wan durch specifica alle kelte krankheiten erhizigt werden und erwermbt und in solcher hiz und werme geheilet"[688]). Paracelsus unterscheidet Specifica purgativa [689]), attractiva [690]) und corrosiva [691]), die je nach Art der Krankheit anzuwenden sind. Am zahlreichsten sind die Elixiere, die Paracelsus kennt und anwendet; sie unterscheiden sich durch die verschiedene Dauer der Konservierung, die sie ausüben. „Ein elixir ist ein inwendige behalterin des leibs in seinem wesen, wie es den begreift, als ein balsam ein auswendiger behalter ist aller körper, vor aller feulung und seiner zerbrechung" [692]). Das Elixier ist Vorbeugungsmittel, es läßt den Körper nicht krank werden [693]). Das Elixier „praeservirt für alle feule des lebendigen leibs und auch des toden" [694]); seine „tugend" ist, „das es den leib behalt, wie es in findet, in dem selbigen alter und wesen und kreften", denn „ein elixir, das selbige wirkt in spiritum vitae, gleich wie ein ferment in eim teig, und wachst in dem leib, als wan ein baum in der wurzen geferbt wird, das im nimmer ausgehet" [694]). „In allen glidern, mindern und merern, die tinctur von dem elixir genert und durchgangen wird" [693]). Durch Elixiere wird die Gesundheit, die „adelikeit" des Organismus unterstützt.

Was der menschliche Organismus nicht an Abwehrkräften blutmäßig mit dem „ens astrale" ererbt hat, das kann durch richtige und mäßige Anwendung von Heilmitteln, durch Vorbeugung durch das Elixier künstlich auf dem Wege der Natur durch den Arzt nachgeholt oder verbessert werden. Für den Arzt gilt es die Krankheiten zu erkennen und die passenden Heilmittel auszuwählen, denn „wo krankheit ist, da ist auch arznei" [695]). „Got

681) I/III; 150.
682) I/III; 152.
683) I/III; 153.
684) I/III; 155.
685) I/III; 157.
686) I/III; 169.
687) I/III; 170.
688) I/III; 175.
689) I/III; 176.
690) I/III; 177.
691) I/III; 181.
692) I/III; 184.
693) I/III; 188.
694) I/III; 186.
695) I/VIII; 109.

unser vater hat uns das leben geben und arznei das selbig zu beschirmen und auf zu enthalten“ [696]) und „got gibt kein gab, er weiß vorhin wie sie gebraucht wird“ [697]). „Die arznei nichts ist, als alein der wil gottes und das die kunst der arznei nicht stet in des arztes hant, alein in gottes“ [698]). Das ist die grundlegende Erkenntnis für Paracelsus, daß sein Wissen und Vermögen unvollkommen ist, daß letzter Rat und letzter Wille bei Gott steht und der Mensch gegen Gottes Willen machtlos ist. „Got hat beschaffen die arznei über die krankheiten und den arzt darzu“ [699]), denn „got gesuntheit und krankheit gibt und die arznei darzu unsern krankheiten“ [700]). Für jede Krankheit wächst am gleichen Ort auch die Arznei; so viele Krankheiten es gibt, so viele Arzneien gibt es auch [701]); es ist Aufgabe des Menschen, diese Arzneien zu finden.

Gesundheit und Krankheit empfängt der Mensch nur in der Ordnung der Natur, d. h. nicht willkürlich. Alle Krankheiten befallen den Organismus nur auf den natürlichen Bahnen, d. h. über den Archeus des Körpers. Selbst Krankheiten die Gott dem Menschen „zur Prüfung“ oder aus anderen Gründen schickt, befallen den Mikrokosmos auf den natürlichen Bahnen. Diese Krankheiten unterscheiden sich für den Arzt nur dadurch von anderen Krankheiten, daß sie nicht geheilt werden können. Sie sind als Krankheiten „aus dem ens deale“ von anderen körperlichen Leiden nicht zu scheiden; Krankheiten „so da komen aus dem gewalt gottes das ist aus seinem ens nicht zu ergründen sind, durch wen sie komen oder wie sie komen“ [702]), deshalb geschicht es oftmals, daß Aerzte auch diese Krankheiten zu heilen versuchen, aber ohne Erfolg. Da Gott aber jedem Kranken zu gegebener Zeit seinen Arzt schickt und jedem Arzt seinen Kranken [703]), so finden die Kranken aus dem „ens deale“ nach göttlichem Willen keinen Arzt, der sie zu heilen vermag [704]), denn „der arzt niemants gesund macht alein got gebiet in an die stat [705]), denn „die kunst eines rechten arzts kompt von got und das dosis und die practic und der anfang und der krank wird im zugeschikt und er dem kranken“ [706]). Gott „verhält dem kranken so lang arznei und arzt“, „bis die stunt kompt der zeit als dan wird verbracht der natur ir gang und der kunst und vor nit, die zeit sei dan hier“ [707]). Gott hat den Arzt und die Arznei geschaffen obgleich „er (Gott) der arzt ist und durch den arzt wirket und das nit selber tut on den arzt“, denn das ist „sein heimlikeit ‚das er nicht wil das der krank sol wissen das got der arzt sei, sonder das die kunst iren fürgang habe und ein practic und das der mensch sein hülf nit alein spüre in

696) I/III; 185.
697) I/XII; 35.
698) I/II; 112.
699) I/I; 227.
700) I/I; 226.
701) I/VIII; 111.
702) I/II; 112.
703) I/I; 227.
704) I/II; 112.
705) I/I; 230.
706) I/I/I; 231.
707) I/I; 227.

wunderwerken in im selbs als in got, sonder auch in seinen creaturen, das die selbigen helfen durch den künstler der arznei (und) das aus seiner verhengnus zu seiner zeit“ [708]), denn „al unser krankheiten geheilt sollen werden in der stunt der zeit und nit unsers begerens und willens“ [709]), d. h. nicht nach menschlichem Willen und Gutdünken.

Alle Krankheiten, sie mögen für Paracelsus durch sichtbare, elementische Nahrung oder durch unsichtbare Nahrung, durch Luft, verursacht werden, sind „vergiftungen“. „Das gift ist einer ietlichen krankheit anfang und durch das gift werden alle krankheiten“ [710]). Auch die Krankheiten, die durch „Verletzungen“ des
Anm. 77 menschlichen Geistes entstehen, sind „vergiftungen“, denn „so die geist einander lezen, so muß der leib des gelezten geists die bürden tragen die der geist empfangen hat“ [711]). Solche „geistigen Verletzungen“ entstehen durch schlechte Gedanken, durch Neid, Haß aber auch „on den willen der menschen, on ir gedanken durch iren neid oder dergleichen anders“ [711]). Die durch den menschlichen Geist hervorgerufenen Verletzungen sind nur auf magische Weise zu heilen, und zwar durch den Geist, nicht durch elementische Kraft, d. h. nicht durch Arznei. Bei der magischen Weise der Heilung kommt es darauf an, den Haß zu beseitigen oder ihn
Anm. 78 von dem Mikrokosmos abzulenken, was etwa durch Bilder oder Wachsfiguren geschehen kann [712]); der Arzt heilt diese Krankheiten meist nicht. Paracelsus kennt die Grenzen, in denen sein ärztliches Können den Kranken durch die Arznei Heilung bringen kann. Den Kranken, denen er keine Hilfe bringen kann, wie
Anm. 79 Geisteskrankheiten oder Epileptikern, versucht er Linderung ihrer körperlichen Leiden zu verschaffen und nachsichtiges Verständnis für ihre bedauerliche Lage und damit liebevolle Behandlung bei den sie umgebenden Menschen zu erreichen. Der Arzt vermag vor allem „elementische“ Krankheiten zu erkennen und zu heilen, indem er den Körper genau beobachtet, d. h. den Archeus in seiner Kraft im gesunden Körper genau kennt, sein Wirken im kranken Körper vergleicht und dadurch in der Lage ist, den Archeus in seinem Kampf, in der Abwehr der auf ihn einstürmenden Gifte zu unterstützen. Krankheiten lernt man nur durch Erfahrungen kennen, während man sie zu heilen lernt nicht durch Probieren, sondern durch alchimistisch-philosophische Ueberlegungen, nach denen die Arznei auszuwählen ist. Der Arzt vermag nur in der Ordnung der Natur zu handeln, er kann sie in gleicher Weise durch falsche Heilmittel vergiften und damit krank machen, wie er sie durch Heilmittel in ihrer Kraft zu unterstützen vermag. Seine Aufgabe ist es Erfahrungen zu sammeln um die Menschen zu heilen, „den leib inwendig und auswendig vor allen seinen

[708]) I/I; 231.
[709]) I/I; 227.
[710]) I/I; 185.
[711]) I/I; 219.
[712]) I/I; 220.

widerstrebungen (zu) behalten“ [713]). Dazu muß der Arzt „in dreien dingen (nämlich Philosophie, Astronomie und Alchemie) erfaren sein, dan in den dreien stet die warheit der arznei“ [714]). Es ist für Paracelsus Grundbedingung, daß jeder Arzt erkennt: „die natur ist der arzt ,du nicht; schau du, das du lernest, wo ire (der Natur) apotheken seien, wo ire virtutis geschriben standen und in welchen büchsen die standen“ [715]), d. h. lerne die Natur in all ihren Erscheinungen und Kräften erkennen, erkenne ihre Ordnung und ihr Maßhalten, denn „du solt wissen, das die natur sich nicht übernöten läßt, noch in ein anders wesen treiben dan ir natur ist“, „damit du die kunst des heilens erwirbst, das du der natur bequeme arznei erkennest“ und bereitest [716]). Die Bereitung der Arznei verlangt umfassenden Kenntnisse, sie setzt mehr voraus als „hantirungen“ [717]), die ohne „heimlikeit“ sind [717]). Wer Arznei bereiten will, „muß erfarnus haben in dem wo der wil gottes ligt und gegen wem“ [717]). Der Arzt Paracelsus verlangt daher vom Arzt nicht nur umfassende „natürliche weisheit“, ein „fundiren nach experienzen“ [718]) und damit Kenntnis der „mysteria naturae und supra naturam“ [718]) durch die er „den leib inwendig wie auswendig vor allen seinen widerstrebungen behalten“ [718]) kann, sondern er verlangt einen unerschütterlichen Glauben an den Schöpfergott und die von Gott dem Arzt-Menschen gestellten Aufgaben und ein tiefes philosophisches Durchdringen des gesamten Weltgeschehens. Er fordert von dem wahrhaft ärztlichen Helfer die Erkenntnis der gottgewollten sinnvoll-vernünftigen Wirklichkeit und die Erfassung des Sinns und der Bedeutung der Einzelerscheinungen in der zweckvollen Gesamtheit des Kosmos. Aus der Erkenntnis der Natur als Lebensgemeinschaft und damit als Lebenseinheit, in der alle Kräfte aufeinander abgestimmt sind, sowie aus genauer Kenntnis aller Einzelvorgänge im natürlichen Geschehen erwächst dem Arzt das praktisch-ärztliche Wirken „in der ordnung der natur“ an des Schöpfers Statt. Von dem Berufensein, der Verpflichtung des Menschen gegen Gott, der „den menschen mit aller noturft versorgt hat und sein willen gegen menschen in die natur geben“ [719]) hat von der „mit mü und arbeit all ding erlangt werden müssen“ [719]), muß das Forschen in der Natur getragen sein. Die Krönung des Naturforschers sah Paracelsus in dem Arzt, der seine Kunst als Gottesgabe übt, dessen Heilwirken auf ehrfürchtiger, naturphilosophischer Zusammenschau gründet.

---

713) I/II; 184.
714) I/VIII; 136, 137.
715) I/VIII; 85.
716) I/X; 30.
717) I/II; 112.
718) I/III; 184.
719) I/II; 111.

Anmerkungen.

Anm. 1: Der Wille zur Schau des Ganzen, der der Fülle von Erleben und Erkennen entspringt, ist bei Kepler nicht weniger vorhanden als bei Paracelsus; doch überwiegt bei Paracelsus so stark das Qualitative, tritt das Quantitative hinter dem Qualitativen so zurück (siehe z. B. I/III; 39, 146, 155, 166), daß oft der wesentliche Zusammenhang der Naturwissenschaft des Paracelsus mit der des Nicolaus von Cues oder des Keplers nicht mehr erkannt wird. (vergl. z. B. Mahnke; ZS. f. ges. Natw. II; 43. 1936).

Für eine Beurteilung Joh. Keplers sei auf die kleine Schrift von Max Caspar: „Johannes Keplers wissenschaftliche und philosophische Stellung", München 1935 hingewiesen. (siehe auch die Besprechung von K. L. Wolf; ZS. f. ges. Natw. II; 210; 1936).

Anm. 2: Wenn Meßbarmachen von Erscheinungen mit dem Absehen von allen Qualitäten verbunden ist, so kann es wohl rein formale Ablaufsbeziehungen herstellen, aber die Welt der zuvor eliminierten Qualitäten nicht erklären. (vergl. Beurlen: Kant-Studien 1936). Die Absolutheit in der Gültigkeit physikalischer Aussagen beruht darauf, daß alles Spezielle, nicht Allgemeine, die Qualitäten, eliminiert sind, sodaß nur noch absolute Zahlenwerte vorhanden sind. Galilei, oder vielmehr seine Folger, „hatten die Ordnungszusammenhänge (nämlich das Verhältnis der Ueber- und Unterordnung), in welchen die niedere Ordnung rein deduktiv-logisch aus der die niedere einschließenden höheren Ordnung abgeleitet werden kann, aufgelöst" und an ihre Stelle abstrahierende Beobachtung und Erfahrung in den Mittelpunkt, naturwissenschaftlicher Forschung gestellt. Dadurch ist eine Naturforschung im heutigen Sinne des Wortes erst möglich geworden.

Ueber den Zusammenhang dieser Haltung mit dem mittelalterlich-scholastischen Nominalismus siehe: Dingler: Geschichte der Naturphilosophie: Berlin 1932, sowie K. L. Wolf und R. Ramsauer; ZS. f. ges. Natw. I; 129, 1935.

Anm. 3: Die Sterne umgeben die Erde wie eine Hülle; die Zahl der möglichen Sternkonstellationen ist endlich; erst nachdem alle Möglichkeiten erschöpft sind, findet eine Wiederholung statt. Paracelsus bezeichnet diesen Zeitpunkt der Wiederholung, den „Tag des jüngsten Gerichts", als „des großen urteils tag" (I/XIII; 307), an dem sich gleichermaßen alle in der Schöpfung angelegten Möglichkeiten erfüllt haben, so daß die Welt „vollkommen" ist. Da die Sternbilder eine räumliche Wirkungssphäre (I/III; 18), in der die Erde liegt, haben, beeinflussen sie das lebendige Geschehen der Erde und mit diesem auch den Mikrokosmos (I/I; 184 ff.). Mit der Zahl der möglichen stellarischen Konstellationen sind daher auch die im Schöpfungsplan vorgesehenen Möglichkeiten des Kosmos erschöpft, d. h. aber: alles Geschehen des Makrokosmos und des Mikrokosmos ist einmalig, unter gleichen Bedingungen nicht wiederholbar, weil die gleichen Konstellationen nicht wiederkehren.

Siehe hierzu auch:

J. D. Achelis in dem Vorwort der von ihm besorgten Ausgabe des Volumen paramirum, Leipzig 1927).

Anm. 4 a: Die moderne Physik unterwirft den aus der Gesamtheit herausgelösten „Raum" der mathematischen Betrachtung; sie sieht diesen „Raum" lediglich als mathematisches Bezugssystem.

Auch diese Frage nach dem Raum ist nicht notwendig immer nur eine Qualitätsfrage, so z. B. nicht bei Guericke, den nicht das Vakuum als solches interessiert, sondern der aus der Frage nach den Qualitäten des interstellaren Raumes zwischen Kepler und Newton die Grundlagen einer großen experimentellen Physik entwickelt, in der der Raum als Träger von Qualitäten gesehen, nicht aber als reines mathematisches Bezugssystem abstrahiert wird.

siehe hierzu:

Ottonis de Guerike: Experimenta nova (ut vocantur) Magdeburgia de Vacuo Spatio primum a. R. P.

Gasp. Schotto, nunc vero ab ipso auctore perfectius editia Amst. 1672. Deutsch: Friedr. Dannemann in Ostw. Klass. Nr. 59, Leipzig 1894, sowie W. Kossel: Otto von Guerickes Forschungswege. In: Natw. 24. Jahrg. Heft 20; 305—309, 1936.

Anm. 4 b: Gerade von der Technik her wird aber z. B. heute eine Revision der Grundlagen der Physik (Pohl, Mie, Sommerfeld) erstrebt, die offenbar darauf hinausläuft, daß zu den drei Dimensionen Länge, Masse und Zeit noch eine vierte (eine elektrische, die Ladung) genommen wird, das heißt aber eine neue *Qualität*.

Anm. 5: „Vorzugsweise wirft man ihm Sittenlosigkeit, die durch einen unsteten, dem Trunk ergebenen Lebenswandel sich bekundet haben soll, Prahlsucht und Hochmut vor. Meistenteils schreibt sich das Gerede von seiner Völlerei aus den Mitteilungen Oporins her, einer, wie wir bereits wissen, sehr unlauteren Quelle". (Lessing: Leben des Paracelsus S. *32*).

Wie diese Auffassung zustande kommen konnte, entnimmt man am leichtesten der Schilderung von Rádl: (Gesch. d. biolog. Theorien in der Neuzeit. 2. Auflage Leipzig-Berlin 1933) der wir auch das folgende Zitat entnehmen (S. 59): „Gegen ihn kämpfte eine anonyme Gesellschaft, eine Gilde, er stand für seine Worte mit seiner Person ein; er griff in der härtesten Weise ihre Lebensauffassung an, aber niemals — es ist dies überraschend bei einem Manne von seiner Lebensart — niemals berührte er mit einem einzigen Wort das Privatleben bestimmter einzelner Persönlichkeiten; umgekehrt kennen wir alle Privatissima über Paracelsus gerade aus der Polemik seiner distinguierten Gegner. Für seine Privatissima haben sie Verständnis gezeigt; keiner seiner Gegner wurde dagegen gewahr, daß mit Paracelsus eine neue Wirklichkeit in die Welt getreten war, welche zu konstatieren und zu begreifen an erster Stelle den Gelehrten geziemt hätte". (siehe auch Anm. 39).

Anm. 6: Von jeder Stellungnahme zu den bisher erschienenen Paracelsus-Arbeiten ist hier bewußt abgesehen worden; auch von jeder Kritik an den zahlreichen Paracelsus-Biographien.

Die Lebensdaten wurden größtenteils dem Buch von R. J. Hartmann: „Theophrast von Hohenheim, ein Bild seines Lebens und Wirkens, Denkens und Glaubens" entnommen. Hartmann überprüfte sorgfältig das biographisch-urkundliche Material und die bis 1904 als echt erwiesenen paracelsischen Schriften, (siehe das Literaturverzeichnis bei Hartmann). Inzwischen ist durch K. Sudhoff noch Material gesammelt worden, das aber — den einzelnen Bänden der Sudhoff'schen Paracelsus-Ausgabe beigegeben — über 14 Bände verstreut ist [720]). Für Hohenheims Aufenthalt in Basel wurden die Arbeiten von A. Burckhardt (Gesch. Med. Fak. Basel und Corr. Nr. 12 und Nr. 28 Basel 1914) herangezogen, so daß die hier vorliegende, überprüfte und aus den Vorworten von K. Sudhoff zur großen Paracelsus-Ausgabe ergänzte Biographie alles Material erfaßt, das die Paracelsus Forschung bis heute in Erfahrung gebracht hat. Der Arbeit konnte als Quellenmaterial die Gesamt-Ausgabe der Medizinisch-naturwissenschaftlich-philosophischen Schriften Theophrast von Hohenheims, gen. Paracelsus Bd. 1—14 hersgg. von K. Sudhoff, sowie der erste Band der zweiten Abteilung der theologischen Schriften, herausgg. von W. Matthiessen, zu Grunde gelegt werden. Die gesamten theologischen Schriften Hohenheims liegen noch nicht kritisch gesichtet zusammenhängend im Druck vor. Für die philoso-

---

[720]) Nachdem der biographische Teil bereits fertig vorlag, erschien die volkstümliche Paracelsus-Biographie „Paracelsus, Ein deutsches Lebensbild aus den Tagen der Renaissance" von K. Sudhoff. Für einige Hinweise wurde dieselbe, soweit es zur Ergänzung wünschenswert erschien, noch benutzt.

phisch-religiösen Betrachtungen wurde der Sammelcodex der Leidener Handschrift (siehe hierzu Krit. II. Nr. 88; 306—435) mit herangezogen. Wenngleich eine eingehende Behandlung der Religionsphilosophie Hohenheims wünschenswert erscheint, da bislang nur zwei Arbeiten von Matthiessen auf diesem Gebiet sowie eine Zitatzusammenstellung von Preu und eine Arbeit Hartmanns, die sich mit der Stellung Paracelsus zur evangelischen und katholischen Lehre befaßt, vorliegen, so konnte doch im Rahmen dieser Arbeit nur soweit auf die Religions-Philosophie Hohenheims eingegangen werden, als sie im Hinblick auf die Naturphilosophie seine Denkweise, sein Lebensgefühl, sein Weltbild und somit paracelsisches Wesen charakterisieren. Der zweite Teil der Biographie stützt sich vorwiegend auf eigenes Handschriftenstudium, sowie Handschriftenstudien, die noch keine Aufnahme in zusammenfassende Betrachtungen der Geschichte der Naturwissenschaften gefunden haben. Für die allgemeine Betrachtung der Geschichte der Chemie kann in diesem Zusammenhang auf das vierbändige Werk von H. Kopp verwiesen werden.

Besonders für den dritten Teil möchten (wenn nicht eigene Stellungnahme, so wenigstens) Hinweise auf andere Auffassungen wertvoll und nützlich erscheinen, jedoch würde damit dem Ziel der Arbeit, die gesamte paracelsische Naturphilosophie in ihren Grundzügen aufzuzeigen, nicht wesentlich gedient sein. Abgesehen von dem im Verhältnis zur Arbeit übermäßigen Umfang, den die Anmerkungen durch diese Hinweise annehmen würden, schien uns die Uebersichtlichkeit des ohnehin vielseitigen und dadurch schwierigen Aufbaus paracelsischer Lehre durch zu zahlreiche Hinweise dieser Art gefährdet.

Dem dritten Teil der Arbeit konnte als Quellenmaterial im breitesten Bereich die Gesamtausgabe Sudhoffs zu Grunde gelegt werden, nach der zitiert wird, sowie die Leidener Handschrift, deren Schreibweise in den Zitaten beibehalten wurde. Die Sudhoffsche Ausgabe (medizinischer, naturwissenschaftlicher und philosophischer Teil) liegt gerade abgeschlossen vor, während von der zweiten Abteilung dieser Ausgabe, den sog. theologischen Schriften, erst der erste Band gedruckt wurde. (Diese Abteilung sollte von W. Matthiessen herausgegeben werden, jedoch ist nicht bekannt, ob schon weitere Bände in Bälde zu erwarten sind). Leider fehlen dem ersten Band der zweiten Abteilung die bibliographischen Erörterungen; die einzelnen Schriften stehen beziehungslos nebeneinander, was nach Einsichtnahme in den Leidener Sammelcodex besonders bedauert werden muß, da Paracelsus in demselben den Aufbau und Gedankengang seiner theologischen Schriften skizziert, wodurch nicht nur das Verständnis der einzelnen Schriften aus ihrem Zusammenhang wesentlich erleichtert wird, sondern vor allem, weil klar zu Tage tritt, daß Hohenheims Naturphilosophie wie auch seine Religionsphilosophie gleicher Grundhaltung entspringen; der „Philosophie der Untötlichkeit", d. h. des Jenseits, liegt die gleiche Denkweise zu Grunde, wie der „Philosophie des Tötlichen", das ist der gesamten Natur. „Die Philosophey der Vntödtlichkeit getheylt ynn drey theyl. In den leyb des ewigen lebens, der da empfindtlich ist, ynnd wirdt ym Zunemben das ewig. Zum andern von den syn (Sinn) der Verlierung der verdambnus vff das sich der ewig leyb mit demselbigen nit befleckht, dann er wirdt sterben yn ym. Vnnd das dridt, Vondem seeligen Leben, vff erdten, vff dz es sey wie im Himel vnnd dz der ewig Leyb dasselbig pflegt (Leid. Hs.; 7r). Ein lückenloses Bild paracelsischen Schaffens wird erst nach gründlichster kritischer Bearbeitung und Einordnung auch des theologischen Schrifttums vorliegen. Diese Unvollständigkeit der Gesamtausgabe paracelsischer Schriften ist zwar bedauerlich, aber es dürfte sich für unser Ziel aus diesen Schriften nur das bestätigen lassen, was wir aus den anderen Schriften schon erkennen können; wesentlich neue Standpunkte können sie für unsere Frage kaum mehr bringen.

Es ist zu bedauern, daß die theologischen Schriften aus der zeitlichen Ordnung paracelsischen Schaffens herausgelöst wurden, sodaß der Zusammenhang in der Entstehung der naturphilosophischen und religionsphilosophischen Schriften, „die Linie des geistigen Werdens", die K. Sudhoff (I/I; XII und I/II; VI) durch die zeitliche Ordnung der Medizinisch-naturwissenschaftlichen

Schriften anstrebt, gewaltsam unterbrochen wird, sodaß der innere Zusammenhang des gesamten Schaffens chronologisch nicht zu verfolgen ist.

Originalhandschriften Hohenheims sind von K. Sudhoff nicht gefunden worden: „es handelt sich stets nur um Abschriften, wenn von Werken eigener Hand die Rede ist". (Krit. II; 40).

Zu Lebzeiten Hohenheims erschienen im Druck: (Krit. I; 37—39).

1527 das Programm der Basler Vorlesung (I/IV).
1529 Vom Holz Guaiaco (I/VII; 1) sowie Zwei Praktiken (I/VII; 41 und Krit. I; 6. Fig. 12).
1530 Prognostikation (I/VII; 457 und Krit. I; 8. Fig. 15) sowie Von der französischen Krankheit (I/VII; 575).
1531 und 1532 je eine Cometenschrift (I/IX und Krit. I; 13).
1534 Auslegung zweier Kometen (Krit. I; 15 und 26).
1535 Praktika auf 1535 (I/IX und Krit. I; 16) sowie Vom Bad Pfeffers (I/IX).
1536 Das erste Buch der großen Wundarznei (I/X), sowie Das ander Buch der großen Wundarznei (I/X).
1537 Neudruck der beiden Bücher der Großen Wundarznei (I/X und Krit. I; 32), sowie Praktika Teutsch (I/XI).
1538 Praktika teutsch auf 1538 (I/XI).
1539 Praktika auf 1539 (I/XI).

Ueber die Veröffentlichungen paracelsischer Prognostikationen und deren Gegenschriften siehe Krit. I.

Eine Zusammenstellung der Ausgaben der einzelnen Schriften Hohenheims findet sich in Krit. I; 692:

a) Uebersicht der „Gesamtausgaben der einzelnen Schriften.
b) Uebersicht der unter Hohenheims Namen erschienenen Schriften.

Eine Zusammenstellung der Herausgeber paracelsischer Schriften in chronologischer Ordnung findet sich in Krit. I; 898. Die Vorworte zu den einzelnen Bänden der Sudhoffschen Paracelsus-Ausgabe bringen jeweils nähere Angaben über Drucklegung, kritische Beurteilung, Erscheinungsjahr und Ort, sowie Zuverlässigkeit der Ueberlieferung (I/I; XII—XXIX).

Anm. 7: Um Paracelsus als aufgeblasenen Menschen lächerlich zu machen, setzten Feinde alle irgendwie für ihn gebrauchten Namen in schwülstiger Reihe aneinander. Zu den einzelnen Namen sei Folgendes gesagt:

Philippus: findet sich zuerst als Inschrift des Grabdenkmals in Salzburg. (Ha.; 6).

Aureolus: Hartmann nimmt an, daß Theophrastus auch bei der Taufe den Namen Aureolus erhalten hat. (Ha.; 6). (s. I/VIII; 72).

Theophrastus: Paracelsus nennt sich selbst Theophrastus. „Und mir mein taufnamen Theophrastus nemmen" Theophrastus „Art und Taufs halber" (I/VIII; 55).

Bombastus: Bombast von Hohenheim ist der Familienname (Schubert-Sudhoff. II; 92).

Paracelsus: „Paracelsus ist eine lateinische Paraphrasierung des Wortes Hohenheim (Strunz, Scientia; 149). Diesen Namen wird Hohenheim nach Humanisten-Art angenommen haben, als er in Ferrara zum Doktor der Medizin promoviert hatte".

Bei der Untersuchung der Paracelsus-Unterschriften: (Krit. I; 59, 86, 130, 307 Sudh.: I/IV; 10; 20; Acta; 30) kamen Schubert-Sudhoff zu folgender endgültigen Feststellung: „Entweder Theophrastus von Hohenheim" oder „Theophrastus Bombast von Hohenheim" oder „Theophrastus Paracelsus" sind die berechtigten Benennungen; so hat der Mann sich selbst genannt und unterzeichnet". (Krit. II; 92).

Anm. 8: Wilhelm von Hohenheim, ein illegitimer Sproß der adeligen Familie „Bombast von Hohenheim bei Stuttgart" (vergl. Siebmacher: das erneuerte teutsche Wappenbuch, Nürnberg 1655. II. Tl. Taf. 87 und Hohenheims

Handwappen unter dem Paracelsusbild Sudhoff I, VII; (Titelblatt) und „Paracelsus Handsiegel", in: Neues Journal zur Literatur- und Kunstgeschichte, Leipzig 1799, II, S. 257/59).

Wilhelm von Hohenheim hatte in Tübingen die Licenziatenwürde der Medizin erworben; er scheint wissenschaftlich gut ausgerüstet gewesen zu sein; er besaß viele Bücher, machte selbst chemische Experimente und genoß als Arzt hohes Ansehen; er starb 1534 (Burckh.: Med. Fak.; 24—25).

Anm. 9: „Gotthausfrauen" waren nicht, wie Lessing, (Handbuch zur Geschichte der Medizin, Berlin 1838. S. 360) meinte, Wärterinnen oder Vorsteherinnen an einem klösterlichen Krankenhaus, sondern „Untertanen des Klosters, welche in besonderer Abhängigkeit vom Kloster standen, in einer Art Leibeigenschaft"; in Todesfällen waren sie dem Abt von Einsiedeln „fallpflichtig" (Pagel-Sudhoff: Geschichte der Medizin, Berlin 1922. S. 244). Diese Abgabe wurde auch dem Nachlaß des Paracelsus auferlegt, „nachdem", wie es in der Quittung des „Anwalts des würdigen Gotteshauses unserer lieben Frawen zu Ainsiedeln" heißt, „des ermelten Theophrasti Mutter ein Gotthaus-Fraw gewest". „Ein silberner Becher, 7 Lot und ein halbes schwer nach Wienischem Gewicht wurde von dem Anwalt zu sicheren Händen gebracht und damit des Theophrastus Nachlaß quitt, ledig und los gesprochen". (Aus M. Toxytes Testamentum Philippi Theophrasti Paracelsis, Straßburg 1574. Fol. Ciij. ff. nach R. J. vergl. Ha.; 3).

Anm. 10: Seiner Urwüchsigkeit und der kraftvollen Naturnähe ist sich Paracelsus bewußt: „Von der natur bin ich nicht subtil gespunnen, ist auch nicht meins lants art, das man was mit seidenspinnen erlange. Wir werden auch nit mit feigen erzogen, noch mit met, noch mit weizenbrot: es kan nicht subtil gesellen machen Zu dem das eim alle sein tag anhengt, das er in der jugent entpfangen hat; dieselbig ist nur vast grob sein gegen subtilen, kazreinen, superfeinen. Dan dieselbigen in weichen kleidern und die (in) frauenzimmern erzogen werden und wir die in tanzapfen erwachsen, verstehen einander nit wol" (I/XI; 152). Stolz auf seine Unabhängigkeit und Kraft „danken wir (Paracelsus) got, das wir ein geborner Deutscher man seind und loben in der gnaden, das wir in armut und hunger unser jugent verzert haben und freuen uns des tags des ents unsrer arbeit und der ruhe" (I/XIII; 249, sowie I/IV; VI; VII, XII).

Paracelsus Abbildungen sind der Sudhoff-Ausgabe beigegeben. (siehe hierzu: Vorwort zu I/IV; XXXIX, vergl. Acta 62).

Anm. 11: Wilhelm von Hohenheims Bibliothek erwähnt Van Helmont in: „Tartari historia, 1682; 222, §7: „3. Pater Paracelsi, Equitum Teutonicorum Magistri nothus, in medicum trivialem evasit Bibliotheca insigni divitem".

Anm. 12: Ueber die Villacher Bergschule und eine Lehrtätigkeit Wilhelm von Hohenheims konnten wir trotz Nachforschungen im Fugger-Archiv-Augsburg und beim Bayrischen Oberbergamt-München nichts Näheres feststellen. Die Annahme, daß Wilhelm von Hohenheim nicht nur Arzt, sondern auch Chemiker war und als solcher den Sohn früh in der chemischen Kunst unterwies, ist durch Paracelsus selbst am sichersten belegt, der schreibt: „Ich bedank mich der schul in die ich komen bin und berühme mich keines menschen, als alein deß, der mich geboren hat und mich jung aufgeweist hat".

Wir konnten leider das Material nicht auffinden, auf Grund dessen Gundolf sowie Hartmann Wilhelm von Hohenheim als „hervorragenden Chemiker" (Ha.; 9), als „Lehrer der Scheidekunsten der Villacher Bergschule in Diensten der Fugger" (Gundolf; Paracelsus; 10) bezeichnen. In der Sterbeurkunde, die „Richter, Rath, unnd die gantz Gemain der Stadt Villach" Paracelsus auf Anforderung ausstellten (Sudh. P; 144) wird „Wilhelm von Hohenheim der Artzney Licentiat" nur als Arzt erwähnt.

Bislang hat man bei der Erwähnung des „Abtes von Sponheim“ (I/X; 352) als Hohenheims Lehrer an den Abt Trithemius von Sponheim im Nahegau (1462—1516) gedacht, dessen Schriften als Fundamente des tiefsten alchemistischen Wissens galten, die sich aber in späterer Zeit als untergeschoben herausstellten. Trithemius zeigt sich in seinen Annales Hirsaugenses geradezu als Gegner der Alchimisten. „Ich (Spunda) übersetzte seine Worte (auf Seite 141): Die Alchemie macht aus Törichten Wahnsinnige, aus Philosophen Gecken, aus Getäuschten geschwätzige Betrüger, welche, obwohl sie nichts wissen, sich brüsten, alles zu wissen. Gleichwohl ist aus seinen echten Werken zu sehen, wie seine Weltanschauung eine durchaus okkultistisch eingestellte, für seinen Schüler Paracelsus von größter Bedeutung gewesen sein muß. Wo und wann Theophrastus mit Trithemius zusammengekommen war, kann nicht festgestellt werden“. (Spunda: Paracelsus; 23). Sudhoff dagegen bezieht die Erwähnung des Abtes von Sponheim auf den Klosterabt von St. Paul im Lavanttal (Sudh. P.; 13—14) und zwar auf Bruno von Sponheim (1117—1140), den zweiten Abt des Klosters St. Paul im 12. Jahrhundert: „Dieser Bruno von Sponheim ist es also, den Hohenheim mit seinem Abt von Sponheim meint, nicht der kleine Wortmacher von Trittenheim an der Mosel, der eine Zeitlang in Sponheim an der Nahe Abt war, bis ihn die Brüder verjagten“. *Anm. 13:*

Da Trithemius als „zweifellos maßgebend für die ganze Geistesrichtung Hohenheims“ (Netzhammer Th. P.; 23) angesehen wird, scheint uns bei so verschiedener Beurteilung des Trithemius der einzige Weg zur Klärung der Frage der zu sein, die Werke beider Aebte auf ihre Echtheit zu prüfen und genau zu studieren, um die Möglichkeit der Beeinflussung Hohenheimscher Geisteshaltung zu entscheiden; hierbei könnte auch die Frage, ob und wann diese Werke Paracelsus zugänglich gewesen sein können, entscheidend werden.

Kiesewetter (S. 49) nimmt an, daß Paracelsus mit 16 Jahren, also 1509 die Universität Basel bezogen habe. Haeser (Gesch. d. Medizin; 167) nennt dagegen das Jahr 1506 und ebenfalls die Universität Basel. Wir konnten für die Behauptungen jedoch keinen Beweis finden. Pagel-Sudhoff schreiben (Gesch. d. Med.; 244): „Doktor von Ferrara unter Leoniceno“. K. Sudhoff teilte uns persönlich mit: „Ueber weitere besuchte italienische Universitäten steht nichts Näheres fest. In Ferrara hat Paracelsus promoviert. Dies wurde von Burckhardt beweisend ans Licht gezogen“. Burckhardt (Corr. 28; 886) stellt fest: *Anm. 14:*

1. Paracelsus gab im Mai 1527 vor dem Basler Gericht die Erklärung ab, er sei in Ferrara promoviert worden“.

2. „Paracelsus fehlt zwar im Promotionsverzeichnis von Ferrara, was jedoch nichts beweist, weil diese Listen gerade in den in Betracht kommenden Jahren sehr lückenhaft sind“.

3. „Durch seine Lehrer, die Professoren Leoniceno und Mainardus in Ferrara, wurde Paracelsus wahrscheinlich zu seinen oppositionellen Anschauungen angeregt“.

4. „Aus der Ferrareser Studienzeit datieren wohl Hohenheims Freundschaften mit Clauser, Ursinius und A“. „Die eine Hypothese, das Diplom sei auf seinen langen Fahrten abhanden gekommen, fällt kaum mehr in Betracht: es wäre bei dem regen Verkehr zwischen Basel und Oberitalien leicht gewesen, aus Ferrara ein neues Certificat zu beschaffen. Also müssen wir annehmen, Paracelsus habe sich eben nicht den üblichen, von der Fakultät vorgeschriebenen Formalitäten (Immatrikulation, Vorlegung der Zeugnisse, Disputation usw.) unterwerfen wollen. Merkwürdig ist, daß er in dem Brief an Clauser so geringschätzig über die „Doctorculi apud Italos“ urteilt, vermutlich wollte er nur sagen, selbst an den italienischen Universitäten sei die Ausbildung der Mediziner nichts wert“. (Corr. 28; 886 und 26; 356 ff.).

Es entspricht Hohenheims Charakter, daß er, sogar mit dem Diplom in der Tasche, sich nicht anmeldete, weil er nicht wollte; er fühlte sich unabhängig von der Fakultät und ihren Interessen. Paracelsus hatte wohl auch vom Betriebe einer Fakultät keinen rechten Begriff. Im Bewußtsein seiner Ueberlegenheit glaubte er sich nicht an akademische Gebräuche halten zu müssen.

Anm. 15: Sowohl Leoniceno, wie auch Manardo zeichneten sich durch scharfe Opposition gegen Galen, Plinus und den ganzen Autoritätsglauben aus.

Nicolaus Leoniceno wurde 1428 im Vicenza geboren, studierte in Padua Philosophie und Medizin, promovierte dort und kam 1464 nach Ferrara. Er lehrte dort zunächst Mathematik und hielt bis 1510 philosophische und medizinische Vorlesungen. Leoniceno starb 1524. (Meyer, IV; 224). Er war als hervorragender Hippokrates- und Galenus-Kenner bekannt. (Strunz, Scientia I; 1, 1935). Bis 1509 erschienen seine „Vier Bücher de Plinii et aliorum in medicinium erroribus" zusammenhängend; einzelnd waren sie schon 1492 erschienen. Er schrieb darin „vornehmlich über einfache, besonders pflanzliche Heilmittel, welche die Nachfolger des Theophrastus und Dioskorides, der beiden einzigen Autoritäten, die er (Leoniceno) gelten ließ, verkannt oder falsch beschrieben oder beurteilt haben sollten. Am strengsten erwies er sich gegen die Araber, vornehmlich gegen Avicenna und Serapion, wie gegen die Arabisten: Simeon Januensis, Matthäus Sylviaticus usw.; aber auch dem Plinius und anderen Klassikern wies er eine Menge von Fehlern nach". „Leoniceno übte im Gegensatz zu seinen Vorgängern, die Wortkritik übten, mehr Sachkritik, wobei er sich nicht selten auf seine eigenen Beobachtungen beruft". (Meyer, IV; 227).

Joannes Manardo wurde 1462 zu Ferrara geboren, studierte dortselbst, erhielt dann von 1482—1493 die Professur der Medizin in Ferrara, anschliessend wurde er Hofmeister und Leibarzt des Pico de Mirandola, kehrte 1502 nach Ferrara zurück, lehrte dortselbst, bis er 1513 dem Ruf als Leibarzt des Königs Ladislaus von Ungarn folgte. 1518 kehrte er dann abermals nach Ferrara zurück, wo er 1536 starb. (Meyer, IV; 233).

Er war vor allem praktischer Arzt, schrieb „Anmerkungen zu den einfachen und zusammengesetzten Arzneimitteln des Mesue. Seine Pflanzenkenntnisse gingen jedoch kaum über die gemeineren Heilpflanzen hinaus". Verdienstlich war sein Bestreben, die durch die Araber und Arabisten herbeigeführten Verwirrungen in der Heilmittellehre der Alten aufzuklären". (Meyer, IV; 236). Betreffs Hohenheims Studium und Promotion unter Leoniceno und Manardo siehe Anm. 17.

Anm. 16: In diesem Zusammenhang sei auf Hohenheims Urteile über Galen, Avicenna, Rhasis usw. hingewiesen (z. B. I/I; 316, I/IV; 421, I/VI; 50), in denen klar zu erkennen ist, daß Paracelsus besonders erbost ist, daß diese Autoren Lehren aufstellten ohne Erfahrungen, so daß z. B. Lücken im Galenischen System durch Hypothesen und „erfantasierte Gesetze" ausgefüllt waren.

Anm. 17: Wenn das Datum 1512 (Burckh. Med.-Fak.; 25) für Hohenheims Aufenthalt im Fügerschen Laboratorium zu Schwaz stimmt (die Schwazer Bergwerksakte, die Angaben über die Belegschaft der „Fieger Hütten" enthält (Man Erlang; 1100), bietet keinen Anhalt; Netzhammer und Ràdl verlegen den Laboratoriumsaufenthalt vor die Zeit des Universitätsstudiums), bleibt noch die Frage offen, ob Paracelsus vorher seine Studien der Autoritäten durch die Promotion in Ferrara, die Burckhardt (Corr.; 885) in den Jahren zwischen 1510 und 1525 nachgewiesen hat, abgeschlossen hatte oder ob die Laboratoriumstätigkeit bei Füger als Unterbrechung der Studien anzusehen ist (siehe Hartmann). Im letzteren Fall müßte angenommen werden, daß Paracelsus den Doktorhut nachträglich auf seinen Reisen, also nach 1512 und vor 1518 erworben hätte.

Dazu ist zu bemerken:

Leoniceno starb 1524, 96 jährig, es heißt, daß er bis 1510 philosophische und medizinsiche Vorlesungen hielt (Meyer, IV; 224). Manardo weilte als Professor der Medizin von 1502—1513 und von 1518—1536 in Ferrara. (Meyer, IV; 233).

Christoph Clauser und Ursinius, „Studienkameraden der Paracelsus" (Burckh.: Corr.; 886), promovierten in Ferrara und zwar Clauser am 10. Nov. 1514 (I/IV; XIV) und Ursinius am 26. Sept. 1512 (Burckh.: Corr; 886).

Sudhoff nimmt an, daß Clauser wohl etwas später als Paracelsus promoviert worden sei. (I/IV; XIV).

Zieht man diese Daten in Erwägung, so dürfte die Annahme, Paracelsus habe vor seinem Aufenthalt bei Füger, also vor 1512, in Ferrara promoviert, als gerechtfertigt erscheinen, zumal, wenn man Hohenheims eigene Worte diesen Betrachtungen einbezieht, indem man die Worte „in die erfahrenheit zu wandern, also das stümelwerk zu verlassen" (I/VII; 374) auf den Laboratoriumsaufenthalt deutet.

Ueber Sigmund Füger (siehe Ha.; 17 einschließlich Anmerkung 25—28) konnten wir trotz Nachforschungen nichts Näheres ermitteln. (Nachgeforscht wurde von uns beim Bayerischen Hauptstaatsarchiv-München; Bayerischen Oberbergamt, Stadtarchiv zu Schwaz (Verein für Heimatschutz in Tirol), Fürstlich Fuggerschen Familien- und Stiftungsarchiv-Augsburg, Auskunftsbüro der deutschen Universitäten, sowie bei der Bibliothek des deutschen Museums in München). Prof. Sudhoffs Nachforschungen in der Frundsbergischen Herrschaft Mindelheim verliefen ebenfalls ergebnislos. Es scheint, daß 1809 bei dem Stadtbrand in Schwaz alles Material vernichtet wurde.

Der Stammvater der Füger oder Fieger, eines erloschenen Grafengeschlechtes in Tirol, war einer der stärksten Gewerken bei dem Silberbergwerk zu Schwaz und erbeutete dort große Reichtümer (Ersch.-Gruber I/50; 396). Sigmund Fieger ist von 1513—1518 als „Hütwerkbesitzer" in der Schwazer Bergwerksakte (Manusk. 1714; 85v—87r.) erwähnt. Neben der Menge des in seinen Gruben gewonnenen Silbers und der Aufzählung der besoldeten „Hütwerksleute", unter denen Paracelsus nicht aufgezählt wird, sind keine besonderen Angaben über die „Fieger-Hütten" zu finden. Die Methoden der Erzgewinnung auf den Fügerhütten weichen von den üblichen Schwazer Gewinnungsmethoden nicht ab. Von Laboratoriumsarbeiten oder besonderen Rezepten erwähnt die sonst sehr ausführliche Akte nichts. Etwa 1550 kauften die Fugger die Gewerken (siehe Scheuermann; 166 und 192). Irgendwelche Akten, die bei diesem Ankauf in das Fuggerarchiv gekommen sein könnten, sind, wie Prof. Strieder mitteilte, nicht erhalten. Auch das Schwazer Bergamt konnte über Sigmund Füger und seine Laboratoriumsarbeiten weder Angaben machen noch Material zur Verfügung stellen. Auch die reiche Handschriftensammlung der Müncher Staatsbibliothek gibt keinerlei Anhaltspunkte für Sigmund Füger, wenngleich eine ganze Anzahl von Bergwerksakten (jüngeren Datums als das Manusk. 1714) dort vorhanden sind.

Auch Prof. Strunz-Wien, ein guter Kenner dieses Materials, konnte uns keine Hinweise geben. Daher ist es leider nicht möglich, festzustellen, was Paracelsus „bei dem edlen und vösten Sigmund Füger" gesehen und gelernt hat, noch in welcher Weise speziell in dem Fügerschen Laboratorium gearbeitet wurde.

Anm. 18: Den Vorwurf, den man Paracelsus häufig gemacht hat, er lehne die Autoritäten aus Unkenntnis ab, widerlegt neben einer ganzen Reihe von Stellen, aus denen ganz klar hervorgeht, daß Paracelsus die ihm zugänglichen medizinischen und naturwissenschaftlichen Werke sehr gut gekannt hat (z. B. I/III; 174, 200, 391—411, I/X; 19 I/III; 207 ff., I/VIII; 37, 107, 108 sowie Huser: Chir. B. u. Schr.; 102), folgendes Zitat am besten: „Es würd ein lange rede brauchen, lauter und klar zu entdecken wie weit der Aristotelischen, Stoischen, Platonischen philosophei hie gegen den meinen ston, auch Tritemii Theophrasti gegen mir Aureolo Theophrasto. Welche spen in der beschreibung der philosophei von blat zu blat gnugsam begriffen werden" (I/VIII; 72).

Anm. 19: Seine Teilnahme an den venedischen Kriegen berichtet Paracelsus im Spitalbuch (I/VII; 374). Die genaue Kenntnis der „Stich- und Pfeilschüß" (Untertitel in der großen Wundarznei I/X; 494) weist wohl auf Erfahrungen im Türkenkriege hin; in der abendländischen Kriegsführung waren im 16.

Jahrhundert meist Feuerwaffen im Gebrauch (siehe Jähns: „Kriegswissenschaften").

Paracelsus unterscheidet den Wundarzt von dem Leibarzt wie folgt: „was sichtige stetten sind oder krankheiten das ist ein wunt; was unsichtig ist, das ist des leibs. ein iegliche krankheit die vom centro gehet in die weite (die von Innen heraus entsteht) ist zugehörig dem physico, was zu den emunctorien begeret nach verordneter natur (was sich auf natürlichem Wege durch Exkremente ausscheidet) das ist alles physisch, was aber die unnatürlichen emunctoria sucht (was ich selbst Ausgänge verschafft) das ist chirurgisch" (I/I; 166).

Anm. 20: Die Behauptung Paracelsus sei nach Afrika gekommen findet sich auch bei Helmont (Tartari historia § 3). Es ist anzunehmen, daß schon zu Lebzeiten Hohenheims vermutet wurde, daß er nach Asien und Afrika gekommen sei, denn er sagt: „dass ich Asiam und Aphricam erfahren habe und diese Blätter umgekehrt, ist nit. Jedoch aber, wer mag alle Winkel durchstreifen?" (von der tartarischen Krankheit, Huser: I; 285. in der Sudhoffschen Ausgabe noch nicht gefunden).

Anm. 21: Es wird bisweilen die Ansicht vertreten Paracelsus habe „bis zur religiösen Zwischenperiode" einen unbedingten Glauben an die Kraft seiner chemischen Heilmittel gehabt, dieser Glaube sei durch die religiösen Betrachtungen erschüttert, so daß man von einem Bruch im paracelsischen Denken sprechen müsse. Wir möchten aber annehmen, daß Paracelsus seit seiner Frühzeit den chemischen Heilmitteln nur eine beschränkte Anwendungsmöglichkeit zubilligte, jedoch erfüllt von ihrer Wirkung in „elementischen Krankheiten" ihnen unbedingte Wirkungskraft zuschrieb, ohne die siderischen Krankheiten und solche, die aus dem „Dealen" kommen, zu erwähnen, da dieselben nicht durch sichtbare elementische Heilmittel zu heilen sind.

Wir verweisen hier auch auf die Untersuchungen Stickers (Janus, Leyden 1929; Klinische Wochenschrift 5, 1, 1926; Medizinische Welt 1931, Nr. 36, 37,39).

Anm. 22: „Lutzerne" war in Straßburg die Zunft der Kornhändler, Müller und Stärkefabrikanten, zu welcher seit alter Zeit die Chirurgen gehörten.

Wohl bestand damals der Plan, eine Hochschule in Straßburg zu gründen; 1527 wurde zunächst die Akademie gegründet, die Universität erst 1621.

Anm. 23: Durch die Handelsstraßen war ein reger Verkehr zwischen Basel und Straßburg gegeben; besonders eng und lebendig wurden die Beziehungen aber während der Reformationszeit durch den über das süd-westliche Rheinland verstreuten Kreis der Reformierten. (Hutten, Erasmus, [Melanchthon, Luther], Zwingli, Oecolampad, Brunfels, Bock usw.); durch Zwinglis Vermittlung kam es zwischen Basel und Straßburg zu einem Zusammenschluß „zum Schutze der reformierten Städte" (Allg. dtsch. Biog. XLV; 559). Diesem Verkehr und Austausch (siehe Näheres in den einezlnen Lebensbeschreibungen der oben genannten Reformierten in der allg. dtsch. Biogr.) ist ebenfalls Hohenheims Berufung nach Basel zuzuschreiben.

Anm. 24: Die gleichen Forderungen finden sich in dem Vorwort des Tabernaemontanus zu seinem ca. 65 Jahre später (1588) erscheinenden Kräuterbuch wiederholt, der, obwohl er nicht „Paracelsist" (Paracelsisten, Juden und dergleichen bezeichnet er als „Hümperer und Häckenärzt") sein will, als Arzt die „Gewächs so in einer jeden Landschaft.... wachsen, auch den Leuten die darinn geboren seyndt und wohnen am nützlichsten" erkennt und aus dieser Erkenntnis die Verwendung einfacher, heimischer Kräuter (Simplicis) verlangt, „sintemal die (heimischen Kräuter) mit unsern Cörpern eine natürliche Einhelligkeit/Consenß und Sympathiam mit einander haben". (Vorwort).

Basilius Amerbach wurde 1488 zu Basel geboren; er studierte Philosophie, Theologie, Jurisprudenz und ließ sich später als Buchdrucker (1512?) in Basel nieder (Burckh.: Med. Fak.; 32). *Anm. 25:*

Bonifacius Amerbach wurde 1495 zu Basel geboren; er wurde 1511 Baccalaureus und 1513 Magister der freien Künste. Er war befreundet mit Erasmus.

Mit Bonifacius Amerbach war Paracelsus besonders befreundet (siehe die Briefe Hohenheims an Bonifacius Amerbach bei Sudh. P.; 54—59). Bonifacius heiratete 1527 Martha Fuchs, die Tochter des Bürgermeisters von Neuenburg a./Rh., Leonhard Fuchs. Paracelsus ist mit dem jungen Paar in Neuenburg zusammengetroffen. Ob verwandtschaftliche Beziehungen zwischen dieser Familie Fuchs aus Neuenburg und dem als „Vater der Botanik" bekannten Leonhard Fuchs, der 1501 in Wemdingen geboren wurde und in Erfurt und Ingolstadt (1519—1524) unter Reuchlin die Klassiker studierte, 1524 als Doktor der Medizin promovierte, in München praktizierte und 1526 als Professor nach Ingolstadt ging, 1528 als markgräflicher Leibarzt nach Anspach und endlich 1535 als Professor nach Tübingen kam (wo er 1566 starb) [721]), bestehen, und ob Paracelsus über Bonifacius Amerbach jetzt oder später mit Leonhard Fuchs in persönliche Beziehungen trat, konnten wir nicht feststellen.

Laut Fronfastenrechnung bezog Paracelsus eine vierteljährliche Besoldung von 18/15 ß (ca. 72 Talern) von Mitte März 1527 bis Februar 1528. (Burckh. Med. Fak.; 25). *Anm. 26:*

Hohenheims Stellung zu Luther ist den Schriften nach 1527 zu entnehmen (siehe besonders I/XII; 522 und I/XIII). *Anm. 27:*

„demnach ich durch uwer streng ersam wisheit zu eim *phisicum und ordinarium* bestelt und verordnet worden byn" (I/IV; 141). *Anm. 28:*

Unter der „Summe der Bücher" (I/VIII; 58) des „Küchen Auctorem" (I/VIII; 325) hat man lange Zeit den Kanon des Avicenna verstanden (z. B. Kopp, Alchemie; 34 und andere). Sudhoff (P.; 30) gibt diesen Stellen eine einleuchtende neue Auslegung: Es gibt „schon aus der Incunablenzeit von Mesue, das ist der „Küchenautor" und seinem Autoditar eine „Summa medicinalia" des Thomas de Garbo, der 1370 verstorben ist. Eben zu unserer Zeit (1527) erschien eine „Summula Jacobi de Partibus per alphabetum ...., ex ipsius Mesue libris experta", die um 1521 und 1529 im Druck herauskam. Desgleichen war auch Jaques Despars „Summula morborum de remediorum" eben zu Lyon erschienen. Ein solch dünnes Buch, das einer der Schüler unter dem Arm trug, entriss wohl Hohenheim dem Jüngling beim Vorbeiwandern am lodernden Johannisfeuer, und schon flog es in die Glut, von Hohenheims Arm geschleudert". *Anm. 29:*

Selbstbewußt wandte sich Paracelsus gegen diesen Spottitel, den später oberflächliche Beurteiler, teils ohne böse Absicht, als „Ehrentitel" übernahmen, um damit „das Neue", das Paracelsus für die Medizin brachte, hervorzuheben: „Mit was spot habt ir mich ausplasimirt, ich sei Lutherus medicorum, mit der auslegung ich sei haeresiarcha? ich bin Theophrastus und mer als die den ir mich vergleichen". (I/VIII; 63). *Anm. 30:*

Der Paracelsus-Ausgabe von Sudhoff ist eine Normalschreibung zu Grunde gelegt (I/I; XXXI und II/I; Vorwort). Huser, dem noch Originalschriften des Paracelsus vorlagen, hat die Orthographie seiner Zeit, der Zeit um 1600 angepaßt (I/I; XXXX und Krit. I; 9). Eine paracelsische Orthographie gibt *Anm. 31:*

721) Stübler: Leonhard Fuchs, 1928.

es nicht. „Paracelsus selbst scheint die jeweils einfachste Schreibung vorzuziehen, zum mindesten sie aber des öfteren neben der verwickelteren anzuwenden“ (Sudh. I/I; XXX und I/I; XXXI sowie II/I; Vorwort).

Anm. 32: Huser erkennt besonders an, daß Paracelsus deutsch schrieb, glaubte aber Paracelsus rechtfertigen zu müssen, indem er meinte, „dass die teutsch Sprach ebensowohl ein Hauptsprach ist, als Lateinisch, Griechisch oder Arabisch“. „also hat es auch Theophrasto Paracelso als einem Teutschen Eremos Helveticum oriundo die Philosophiam und Medicinam teutsch zu beschreiben gefallen“. Huser entwaffnet dann gleich alle Vorwürfe, die man Paracelsus wegen seiner Schreibart machte, indem er sie vorweg nahm: „Etlichen missfällt auch heftig an ihm, dass er nicht lateinisch, sondern mehrersteils nur Teutsch geschrieben: auch dass er einen so rauhen und unrhetorischen Stylum führet, sonderlich in den ersten Büchern: Item dass er etlicher Wörter bisweilen improbrié gebraucht: Und dann letzlich viel neue unbekannte Wörter in seine Bücher einführt“ (Huser, Vorrede zur 4 Edition, 1589).

Anm. 33: Die Harndiagnostik (I/IV; 18) erklärte Sudhoff als „lateinische Aufzeichnung Hohenheims eigener Hand“, als „die typische Form der Vorlesung mit Diktat eigentlichen Lehrtextes und Nachschriften des beigefügten lateinischen Kommentars mit einigen eingesprengten deutschen Bezeichnungen oder Satzteilchen“. „Im Gegensatz zu der Gradus-Vorlesung, die respektvoll gegenüber ältestem, mittelalterlichen Brauch in lateinischer Sprache gehalten worden war, (wie dann Hohenheim den Gelehrten-Jargon auch zum eigentlichen Hausgebrauch, zu eigenen Aufzeichnungen und Dispositionen auch in täglicher Verwendung hatte) bedient sich Theophrastus in dieser chirurgischen Schrift (von offenen Schäden, I/IV) der deutschen Sprache, auch in den diktierten Textstücken“. „Im erklärenden freien Vortrag scheint Hohenheim gelegentlich ins Lateinische verfallen zu sein“, schließt Sudhoff, „auch abgesehen von eingestreuten Rezepten“ (I/IV; XXII ff.).

Anm. 34: Luther setzte die ältere Ueberlieferung der christlichen Lehre der umgestalteten neueren der katholischen Kirche entgegen. Melanchthon führte den humanistischen Aristotelismus als Philosophie in den Protestantismus ein, oder anders gesagt: der Aristotelismus wurde durch die „heilige Schrift“ korrigiert, wobei aber keine organische Verschmelzung erreicht wurde.

Anm. 35: Seiner im Eifer des Disputierens sich überstürzenden Reden, seiner durch die Fülle andrängender Gedanken „stammleten Zunge“, wie auch der Kraft seiner Feder, die diese Schwäche ausgleicht, ist sich Paracelsus bewußt: „ich dreien euch Gelehrten mit meiner Zungen nicht folgen mag, als ihr dann mich erkennt von Jugend auf, dass ich die allemal stammlet getragen hab. Wollte Gott, dass ihr alles, was ich im Herzen getragen habe, dieselbige Zeit verstanden hättet, darin mich die Zunge gehindert hat. Aber so ich meiner Zungen und der zufliegenden Rede nicht gewaltig und mein selbst nit gewiss. bin zu eröffnen, des so mein Herz begehrt, Ungeschicklichkeit ein Ursach ist, das, dass ich erzogen bin, die ander Ursach ist. Die dritt, dass mir im Reden die ungezähmte Gegenred und die Abweg, so da mitlaufen, meiner Zungen mein Geist zu nehmen, berauben nur meines Herzens Gemüt und eröffnen ein anders, dann ich im Sinn hab ... Aber so mein stammlet Zung nicht kann das verantworten, gehört denn dasselbige meiner rechten Hand zu, mit gefasster Feder auszuarbeiten ..“ Huser: II/I; 55) (nicht in der Sudh.-Ausgabe zu finden).

Anm. 36: Er ersuchte den Rat „alle mine auditoribus für euch zu berufen und inen die schmachvers fürhalten und dadurch erfaren welcher under minen der sige (der sie verfaßt habe) und demnach mit demselbigen der massen wie sich gepürt handeln“ (I/IV; 146).

Paracelsus hatte den an einem Magenübel leidenden Basler Kanonicus Cornelius von Lichtenfels rasch und glücklich geheilt. Der Domherr hatte demjenigen, der ihm helfen würde, 100 Gulden versprochen; Paracelsus glaubte daher diesen Anspruch auf 100 Gulden zu haben, der Domherr hielt jedoch für die schnelle Hilfe 6 Gulden für angemessen, was Paracelsus als schwere Beleidigung seines Standes, dessen Kunst nicht wie Marktware zu kaufen sei, empfand. Das Gericht, an das er appellierte, entschied, daß ihm, Paracelsus, nur die übliche Taxe, d. h. 6 Gulden zukämen (Burckh. Med. Fak.; 30 und Corr.; 366.) Ueber wiederholtes Vorenthalten verdienten Lohnes berichtet Paraeclsus im Paragramm selbst (I/VIII; 34). *Anm. 37:*

Weder Begeisterung für paracelsische Medizin noch überhaupt ein besonderes Interesse für Medizin veranlassten Oporin sich aufs engste an Paracelsus anzuschliessen, sondern eine selbstverschuldete, unglückliche Ehe und damit verbundene ungünstige wirtschaftliche Verhältnisse, sowie ein ungeheurer Ehrgeiz, in kurzer Zeit möglichst viel zu erreichen. *Anm. 38:*

Um seinen Werken den Eingang bei der Gelehrtenwelt zu erleichtern, liess Paracelsus einen Teil seiner Schriften durch Oporin, der ein elegantes Latein schrieb, ins Lateinische übertragen, vorwiegend diente jedoch Oporin dem Paracelsus sowohl in Basel, als auch im Elsass, wohin er ihn begleitete, als Schreiber.

Eine Zusammenstellung aller zeitgenösssichen Beurteilungen (Verleumdungen) sowie eine Aufzählung der unmittelbaren Paracelsus-Schüler und der bekanntesten Paracelsisten findet sich bei Sennert [722]) und bei Brucker [723]). Den Brief Oporins an Joannem Wierum und Reinarum Solenandrum, der maßgebend für alle späteren Beurteilungen geworden ist, fügen wir in seinem Wortlaut, wie er sich bei Sennert findet, an, da sich der Brief in seinem gesamten Wortlaut in der maßgebenden neueren Literatur nicht findet. *Anm. 39:*

Der Brief Oporins lautet:

„Quod ad Theophrastum Paracelsum attinet, qui iampridem obiit, non quidem libenter eius manibus obloquerer: viuum tamen talem expertus sum, vt cum talihomine ita vnquam familiariter viuere, vt cum ipso vixi, non facilé cupiam; adeò, praeter mirabilem faciendi Medicinam in omni morborum genere promptitudinem et felicitatem, nullam in eo neque pietatem, neque eruditionem animaduertere potui. Et mirari non raròsoleo, cùm tam multa proferri video, quae ab ipso scripta et posteritati relicta affirmantur, quorum ego ne somnium quidem vnquam illi obiectum puto. Adeò erat totis diebus et noctibus, dum ego ipsi familiariter per biennium fere conuixi, ebrietati et crapulae, deditus, vt vix vnam atque, alteram horam sobrium reperire licuerit; maximé postquam Basilea discedens, in Alsätia inter nobiles rusticos, et rusticos nobiles, tanquam alter Aesculapius, omnibus admirationi fuit. Atque interea tùm, cùm maximè esset ebrius, donum reuersus dictare mihi aliquid suae Philosophiae solebat, quod ita pulchrè sibi cohaerere videbatur, ut à maximè sobrio meliùs non fieri potuisse videretur. Ego deinde iisdem in Latinam linguam vertendis, vt poteram, vacabam. Et sunt eiusmodi lebelli partim à me, partim ab aliis Latinè conuersi postea editi. Noctu, toto quo ipsi conuixi tempore, nunquam se exuit: plerumque enim non nisi ebrius as extremam noctem ibat cubitum, atque ita, vt erat indutus, adiuncto sibi gladio, quem carnificis cuiusdam fuisse iactitabat, in stratum se conijciebat, ac saepè mediâ nocte surgens per cubiculum nudo gladio ita insaniebat, ita crebris ictibus et pauimentum et parietes impetebat, vt ego mihi non semel caput amputatum iri metuerem. Dies aliquot requirere possem, si eorum omnium, quae me apud ipsum passum esse scio, mentionem facere deberem. Semper habebat officinam suam carbonariam, instructam perpetius ignibus nunc Alkali aliquod, nunc

[722]) Sennert: Opera Tom III; 715 Ausgabe von 1650.
[722]) Brucker: Hist. Crit. Philos. T. IV; P. I p. 660.

sublimati oleum, nunc Arsenici oleum, nunc Martis crocum, aut Oppodeldoch mirabile, et nescio quae brodia loquendo. Mihi certè semel coctione sua fermè spiritum vitalem oppressit, dum spiritus in alembico sua adscendentes contemplari iusso, et naso propius admoto, remoto paululùm vitro, quod alembico subiectum erat, virutentos illos vapores mihi os et nares occupare curauit, et tantum non suffocare conatus fuit, adeò vt in syncopen delapsus frigidae aquae non mediocris superfusione restitui opus habuerim. Interea se vaticinari quaedam simulabat, et arcanorum quorundam cognitionem prae se ferebat, vt clam aliquid, de quo ipsum metuerem non facilè aggredi vnquam ausus fuissem. Mulierum nullam curam habuit, vt cum nulla vnquam illi rem fuisse credam. Initio abstemius erat vsque ad aetatis annum ferè 25. deinde ita vinum bibere didicit, vt totas mensas rusticis plenas propinando prouocare, et bibendo superare ausus fuerit, digito tantùm gulae imisso â crapula se liberans, et rursum, tanquam ne guttam quidem hausisset, potionibus indulgens. Pecuniae erat prodigus profusor, ac ita ea saepè destitutus, vt ne obolum quidem ei superesse scirem. Crastino statim die rursum crumenam se habere bene instructam ostendebat, vt non rarò miratus fuerim, vnde ei fuisset suppeditata. Singulus ferè mensibus vestem nouam sibi fieri curabat, et priorem cuiuis obuio donabat, sed ita conspurcatam, vt ego nunquam mihi dari petierem neque vltrò oblatam, vt gestarem, recepturus fuerim. In curandis ulceribus etiam deploratissimis miracula edidit, nulla victus praescripta aut obseruata ratione, sed cum patientibus suis dies et noctes potando, ita eos, vt solebat dicere, pleno ventre tamen curauit. Praecipitari puluere, Theriaca aut Mithridatio, aut Cerasorum siue Botrorum succo in pilulas redacto, in omni morborum genere ad purgandum vtebatur. Laudano suo (ita vocabat pilulas instar murium stercoris, quas impari semper numero in extrema tantùm morborum difficultate tan-quam sacram medicinam exhibebat) ita gloribatur, vt non dubitarit affirmare eius solius vsu se è mortius viuos reddere posse; idque aliquoties, dum apud ipsum fui, re ipsa declarauit. Orare nunquam audiui neque vidi, neque curabat etiam Ecclesiastica sacra, sed doctrina Euangelica, quae tum temporis apud nos exoli incipiebat, et à nostris concionatoribus seriò vrgebatur, non multum ab eo curabatur. Se aliquando Lutherum et Papam, non minùs quàm nunc Galenum et Hippocratem, redactorum in ordinem minabatur. Neque enim eorum qui hactenus in Scripturam sacram scripsissent, siue veteres, siue recentiores, quenquam scripturae nucleum rectè eruisse, sed circa corticem et quasi membarnam tantum haerere. Et nescio quae alia nugobatur, quorum meminisse piget". (Sennert, opera Tom III; 715. Ausgabe v. 1650).

Anm. 40: Zur näheren Kenntnis des Prof. Heinrich Stromer berichtet Sudhoff (P. 78): „Stromer spielt auch unter den Personen um Hutten und die Fugger, die als Guajakimporteure berühmt waren, eine beachtenswerte Rolle und hat die ganze Aktion gegen die Hohenheimschen Nürnberger Syphilisschriften aus eigener Machtvollkommenheit in die Wege geleitet. In seinem sehr genau von mir durchgearbeiteten Dekanatsbuch ist kein Spürchen von seiner Nürnberger Aktion zu finden; er hat seine Fakultät gar nicht in diese Angelegenheit hineingezogen, (lediglich das Ansehen als Dekan der Fakultät mißbraucht) an der er ein ganz persönliches Sonderinteresse hatte, namentlich an der Guajakkur im Interesse der Augsburger Fugger und der Erfahrungen Ulrichs von Hutten, dessen Buch über die Guajakkur 1519 erschienen war. Hohenheim schreibt darüber (I/VII; 55) „Das erst Geschrei des Holzes hat ein unerfahrener und gar weltrühmiger Mann in Deutschland bracht, der kein Aszendenten in ihm, denn sein Maul voll neues Geschrei zu tragen, dieser ist der Doctoren und Meister Schulmeister und Lehrmeister gewesen; was Guts er sie gelernt hat, hört man täglich von den Kranken".

Anm. 41: Die paracelsische Astrologie ist nicht identisch mit der Astrologie, die „Gesetzmäßigkeiten, Besonderheiten und Geheimnisse der Welt verstehen will", die „wissen will, wie sich das Leben spiegelt und spiegeln wird in den Erscheinungen und Zufälligkeiten des irdischen Geschehens, als praktische Nutz-

anwendung" (Strunz, Beitr. und Skizzen; 7), sondern sie sucht die gesetzmässigen Beziehungen der gegenseitigen Abhängigkeiten, die „inneren Entsprechungen" *(Daqué)*. Das sei an einem Beispiel veranschaulicht:

Das Gestirn erhielt von der Sonne Licht und Kraft; durch die Sonnenfinsternis wurde die Wirkung der Konstellation gewaltsam unterbrochen, sie erlosch, ohne daß eine neue Konstellation stetig an Kraft gewann. Mit der Kraft des Gestirns erlosch die Kraft, die die Geschöpfe auf der Erde aus den Sternen erhielten, so daß eine große Kraftlosigkeit, d. h. sowohl eine materielle Knappheit als auch ein geistiger Tiefstand in Politik, Kunst und Wissenschaft eintreten würde.

Sebastian Frank wurde 1500 zu Donauwörth geboren, er erhielt im Domini- *Anm. 42.*
kanerkolleg in Heidelberg eine theologische Ausbildung, war erst katholischer, dann evangelischer Geistlicher und wurde 1527 aus seinem Pfarramt in Nürnberg verwiesen. Er lebte fortan in Straßburg, Ulm und Basel als freier Schriftsteller ein unruhiges Leben. Er wurde von allen Seiten verfolgt und auf Grund seiner deutschen Chronik 1531 aus Straßburg ausgewiesen. Er starb 1542 verschollen. (Eine gute Darlegung seiner Gotteserkenntnis kann bei Heinze-Ueberweg III; 139—140 nachgelesen werden).

Andreas Osiander wurde 1498 zu Gunzenhausen (Franken) geboren. Seine Eltern lebten in großer Armut. Osiander besuchte die Schule in Leipzig und Altenburg und studierte in Ingolstadt. Im Augustinerkloster in Nürnberg lehrte er Hebräisch, wurde als einer der Ersten lutherisch und nahm am Marburger Religionsgespräch teil. 1527 predigte er von der Kanzel gegen Zwinglis Abendmahlslehre. Sein Handeln wurde von einem unreinen Ehrgeiz geleitet. Er wurde Professor der Theologie in Nürnberg und schrieb eine Rechtfertigungslehre (Näheres siehe Hei.-Ü-III; 138).

„Er (Zwingli) habe niemandem gefallen mit seinen Argumenten" und „bis *Anm. 43.*
einer des Luthers und Zwinglers Fälscherei alle ausgelernt und erfährt, hätte er im Evangelio die Zeit verzehret, so wäre er von Gott gelehret". (Mattheuskommentar Krit. II).

Sudhoff scheint den paracelsischen Grundgedanken des Makrokosmos und *Anm. 44.*
Mikrokosmos nicht klar zu sehen. Nur so ist es möglich, daß Sudhoff die Verknüpfung kosmischen Geschehens mit irdischen Ereignissen (vergl. Anm. 41) als „mantisches Zwischenspiel" als „Periode, in der u. a. viel theologisches Schriftgut reifte" (I/IX; 25) bezeichnet und damit die astrologischen Betrachtungen nicht in der Gesamtheit paracelsischen Schaffens sieht, sondern sie bewußt kurz abtut.

Ein genauer Plan der theologischen Schriften Hohenheims eingeteilt in *Anm. 45.*
27 Bücher, findet sich in der Leidener Handschrift (Leid. Hs.; 7r—10v).

Wir konnten nichts Genaueres über Beziehungen zwischen Joachim von *Anm. 46.*
Watt und Paracelsus feststellen. Joachim von Watt, der als Humanist und Staatsmann bedeutend gewesen sein soll und die Seele des Reformationswerkes in St. Gallen gewesen ist (Ha.; 89), entstammte einem begüterten Geschlecht in St. Gallen, die Kaufleute blieben (Andreas: Deutschland vor der Reformation; 294).

50 Jahre nach Hohenheims Beisetzung in der Mitte des Bruderfriedhofes *Anm. 47.*
zu St. Sebastian in Salzburg wurde an der Stätte seines Grabes die Gabrielskapelle erbaut. Man grub die Gebeine Hohenheims aus und gab ihnen an der Mauer der Kirche zu St. Sebastian eine neue Ruhestätte, versetzte auch den alten Grabstein mit dem Bilde Wilhelm von Hohenheims, das fälschlich für ein Paracelsusbild gehalten wurde, dorthin. 1752 wurden Hohenheims Gebeine abermals ausgegraben und in einer Nische des Grabdenkmals in der Vorhalle der Kirche beigesetzt.

Anm. 48: Der „Hortulus“ [724]) des Reichenauer Abtes Walafrid von Strabo (849) beschrieb 23 Kräuter in lateinischer Sprache und wurde durch den französischen Arzt Macer Floridus im 11. Jahrhundert auf 65 einheimische und 12 ausländische Gewächse erweitert; dieser „kleine hortus“ oder „Der gart der gesundheit“ wurde aber erst 1485 gedruckt. Das 1484 von Peter Schoeffer herausgegebene „Herbarius“ [725]) umfaßte 150 alphabetisch geordnete Pflanzen, die, um den Minderbemittelten einen Dienst zu erweisen, auf Kräuter, die entweder wild auf Wiesen wuchsen oder in den Arzneigärten zu finden waren, beschränkt wurden. Die Bilder waren nach lebenden Pflanzen gezeichnet und trugen neben dem lateinischen Namen auch den deutschen, während die Beschreibung noch lateinisch war. Diesem Herbarium war die Beschreibung von 96 in Apotheken käuflichen Laxiermitteln, Spezereien, Wurzeln, Harzen, Salzen, Mineralien und tierischen Produkten angeschlossen. Ein Jahr später erschien bei Schoeffer der „Hortus Sanitatis“ [726]) des frankfurter Stadtarztes Johann von Cube. Dieser Hortus Sanitatis war deutsch geschrieben und sehr umfassend; ihm wurde eine Abhandlung über den Harn beigegeben. 1491 erschien dann von einem unbekannten Verfasser der „Große Hortus Sanitatis“ [727]) in Mainz, eine erweiterte Ausgabe des kleinen Hortus, verschmolzen mit dem damals ebenfalls viel gelesenen „Buch der Natur“ des Conrad von Megenburg. Dieser Hortus Sanitatis unterschied sich in der Anordnung vom kleinen Hortus dadurch, daß die von Tieren, Steinen und Metallen herrührenden Arzneistoffe in besonderen Abschnitten behandelt wurden. Zu Beginn des 16. Jahrhunderts erschienen dann die Kräuterbücher der „Väter der deutschen Pflanzenkunde“.

Anm. 49: Brunschwig [728]) schrieb nur eine einzige Schrift über Pflanzenkunde: „Liber de arte destillandi“, die 1500 im Druck erschien. In 24 Kapiteln sind zahlreiche Pflanzen seiner Zeit unter die 24 Buchstaben des Alphabets nach den damals üblichen volkstümlichen deutschen Namen geordnet. Der deutsche Name und der Holzschnitt bilden die Hauptsache und gehen stets voraus, während lateinische, griechische und arabische Bezeichnungen meist am Anfang der deutschen, in volkstümlichen Ton gehaltenen knappen Darlegung erwähnt werden. Das Werk ist mit insgesamt 28 Tier- und 239 Pflanzenschnitten ausgestattet; schon vorhandene Holzschnitte wurden teilweise verwandt und für manche Pflanzen wurde der gleiche Holzschnitt benutzt, worüber Brunschwig klagt; die neuen Darstellungen der Pflanzenschnitte durch Brunschwig zeigen „seinen Sinn für richtige Darstellung und das Bestreben der Natur näher zu treten“ [728]). Die Bäume sind zwar steif und grob dargestellt mit eigenartig großen Blüten, während die Blätter die natürlich liegend erscheinen, schraffiert sind und die Hauptnerven erkennen lassen. „Eigentliche Pflanzenbeschreibungen hat Brunschwig so wenig als eine Terminologie. Er bildete die Pflanzen ab, berichtete über deren Namen und brachte dann als Hauptsache die Verwendung der daraus gewonnenen Destillate in der Heilkunde zur Sprache“ [729]). „Bis 1660 erhielt sich sein Buch, übersetzt, umgearbeitet und ausgezogen. Von den späteren Botanikern war es namentlich Otto Brunsfels, welcher große Stücke auf Brunschwig hielt und ihm manche richtige Beobachtung entnahm“ [730]).

---

[724]) siehe hierzu: Schreiber; 4
[725]) siehe hierzu: Schreiber; 5.
[726]) siehe hierzu: Schreiber; 10
[727]) siehe hierzu: Schreiber; 21
[728]) Roth: ZS. f. Natw. 1903; Bd. 75; 102—123.
[729]) Roth: ZS. f. Natw. Bd. 75; 105.
[730]) Roth: ZS. f. Natw. Bd. 75; 106.

Brunschwig war Straßburger von Geburt. Man begrenzte seine Lebenszeit lange zwischen 1450 und 1534 [731]); Hommel und Sigerist [732]) haben indessen nachgewiesen, daß Brunschwig schon 1512 oder 1513 gestorben ist. Wo Brunschwig studierte, ließ sich nicht feststellen; angeblich zu Paris, Padua und Bologna. Es ist auch nicht sicher, daß er studierte [733]); jedenfalls war er sehr belesen. Er ist viel in Deutschland herumgekommen, bevor er sich in Straßburg als Wundarzt niederließ. Ein freies selbständiges Urteil ist seinen Büchern, die sowohl einen deutschen, als auch lateinischen Titel tragen, eigen. Seine Beurteilung der Stellung des Wundarztes zum Leibarzt charakterisiert sein Wesen und seine Art: „Aber nutz und gut ist das der Chirurgicus zu ym nem den Phisycus. soliche kur vnd gifftigkeit (von gebissenen Wunden) abzustellen das hertz vnd krefft desz menschen zu behüten, die gifft wider auszetreiben. Aber die ausserlich curirung gebürt dem Chirurgicus mit der hand zu volbringen, wiwol ich wol erkennen mag das nimer kein guter Chirurgicus sein mag er sey dann etwas in phisica gelert. des gleichen der phissicus er sey dann auch in der Chirurgey gelert. Wann zum dickens mal (oft) ein fürkumbt das den andern getzimbt zeton. Darumb beschem sich keiner den andern zesuchen oder anzeruffen in der not der siechen. dar durch er lob und eer erwirbt, vnd Schade und Schaden vermeidet“ [734]). (Chir. II; 14). *Anm. 50:*

Werke des Hieromus von Brunschwig:

Wundarzneikunst: Buch der Chirurgia oder Hantwirkung der Wundarzney, 1497 (abgekürzt als: Chir. I und II s. o.)

Destillierkunst: Liber de arte destillandi de simplicibus, das Buch der rechten Kunst zu destillieren; 1500.

Großes Destillierbuch: Liber de arte destillandi de compositis, Buch der wahren Kunst zu destillieren. Composita und Simplicia; 1512.

Das Buch von der Pest: Liber pestilentialis des venenis epidemie. Das buch der vergift der pestilentz, Straßburg; 1500.

Am 26. März 1524 erwarb Brunfels das Straßburger Bürgerrecht [735]) und gründete eine Lateinschule [736]), die er bis zu seinem Studium der Medizin in Basel (1528/9—1532) [737]) leitete. *Anm. 52:*

Neben der Schule widmete sich Brunfels in Straßburg der Medizin und Botanik. Da Brunfels Ende 1528 bezw. Anfang 1529 nach Basel zum Studium der Medizin übersiedelte, das er 1532 mit der Promotion abschloß [738]) ist wohl kaum anzunehmen, daß Brunfels erst seit 1529 an einem lateinischen Kräuterbuch arbeitete [739]), sondern, daß er sich schon in Straßburg mit dem Sammeln und Ordnen der heimatlichen Kräuter beschäftigt hatte, denn sein Kräuterbuch, zu dem der Maler Hans von Weyditz [740]) die Abbildungen schnitt, erschien 1530 in Straßburg. Der Umstand, daß Brunfels in Basel neben der Zusammenstellung des „Herbarium vivae eicones“ seinen medizinischen Studien oblag, während Weyditz in Straßburg arbeitete dürfte die Herstellung des Kräuterbuches in so kurzer Zeit erschwert haben. 1532 erschien das „Contrafeyt Kräuterbuch“, eine deutsche Uebersetzung, die sich aber vorwiegend auf ein- *Anm. 51:*

731) Roth: ZS. f. Natw. 1903; Bd. 75; 102 ff. und Allgem. dtsch. Biogr.
732) Hommel: „Zum Leben des Hieronymus Brunschwygk“. Archiv f. Gesch. der Math. Natw. und Techn. 10. Band, Heft 1/2, 1927; 155.
733) siehe: Choulant; 76.
734) siehe: Choulant; 75—76.
735) Hartfelder: Oberrhein 1893; 576.
736) Engel: „Das Schulwesen zu Straßburg“; 44.
737) Burckh.: Med. Fak.; 45.
738) Roth: Oberrhein, 1894; 312.
739) Roth: bot. Zentralbl. 1898; 268.
740) Tschirch: II; 838, Roth: Oberrhein, 1894; 309.

heimische Kräuter beschränkte [741]). „Im Kräuterbuch des Brunfels sind die Pflanzen (im Gegensatz zu den älteren Herbarien) nicht mehr nach dem Alphabet, sondern nach Familien geordnet und es ist auf die Verschiedenheit der männlichen und weiblichen Exemplare gebührende Rücksicht genommen, sodaß er (Brunfels) der erste ist, der auf den Namen eines Botanikers Anspruch erheben darf“ [742]). Die Schnitte zeigen ein gutes Auge für Einzelheiten, wenn auch die Beschreibung recht dürftig ist. Bislang ist Brunfels von Botanikern deshalb gewürdigt worden, weil er versuchte, „die von den Alten beschriebenen Pflanzen mit den ihm bekannten zu identifizieren und Ordnung in die Nomenklatur zu bringen“ [743]). Sein wesentlicher Verdienst ist aber der Versuch, die Pflanzen wieder mit offenen Augen zu betrachten und sich mit den Kräften und Heilwirkungen der einzelnen Pflanzen zu beschäftigen, im Gegensatz zu den „Suppenwustrezepten“ der Schulmedizin, die unter der Voraussetzung, eines der vielen gleichzeitig verordneten Kräuter werde schon helfen, die verschiedensten Kräuter wahllos aneinander reihte, ohne die gegenseitige Beeinflußung zu berücksichtigen. Durch die Beschäftigung mit der Heilwirkung der einzelnen Pflanzen wurden einfachere und klarere Rezepte möglich und ein spezielleres Heilwirken angestrebt, was ganz im Sinne paracelsischer Heilkunde geschah.

Anm. 53:

Brunfels [744]) wurde als Sohn eines Küfers vor 1500 nach Ersch-Gruber (XIII; 228) 1464, nach Roth (Zs. f. Gesch. des Oberrheins; 248) zwischen 1484 und 1488, nach Tschirch (II; 835) 1489 oder 1490 in Mainz geboren, besuchte dort die Schule und Universität und wurde zwischen 1505 und 1509 Magister der freien Künste [745]). Wir wissen nicht wann er in das Karthäuser Kloster bei Straßburg eintrat, wahrscheinlich 1510. Als Erzieher der Novizen scheint er viele Freiheiten gehabt zu haben; jedenfalls versuchte er mit allen namhaften Gelehrten sowie mit den Reformatoren in Verbindung zu treten. Der (1505) aus Basel nach Straßburg übergesiedelte Rechtsgelehrte Nicolaus Gerbellius gewann Brunfels 1519 für den Humanismus; im selben Jahre wurde er mit dem reformatorischen Prediger Fabricius Capito aus Basel bekannt und 1520 mit Beatus Rhenanus. Brunfels strebte danach, durch Rhenanus mit Erasmus von Roterdam bekannt zu werden [746]); er schrieb an Erasmus und bat um dessen Freundschaft [746]), [747]) jedoch Erasmus antwortete nicht, trotzdem strebte Brunfels mit größtem Eifer danach, sich die neu erschienenen Schriften des Erasmus zu verschaffen [746]).

Wir wissen nicht ob Brunfels noch Mönch war, als er Ulrich von Hutten [748]) kennen lernte und ob Hutten ihm bei der Flucht aus dem Kloster behilflich war oder wer anders von den Reformierten. Jedenfalls lernte Brunfels Ulrich von Hutten in Straßburg kennen und fand mit ihm Herberge bei Franz von Sickingen auf der Ebernburg bei Kreuznach. Ob Brunfels dann später Hutten nach Burg Dirmstein bei Kaiserslautern begleitete, ist nicht gewiß.

Unter dem Schutz der Familie Hutten stand der Pfarrsitz zu Steinheim; der Pfarrer zu Steinheim, Johann Indagine (seit 1521) war dem Luthertum zugetan. Auf Veranlassung von Ulrich von Hutten trat Brunfels mit Indagine in Verbindung und wurde dessen Stellvertreter in der Pfarrei. Während Indagine als Dekan des St. Leonhardstiftes in Frankfurt weilte, trat Brunfels aber so offen für das Luthertum ein, daß er (wahrscheinlich von den Frankfurter

741) Schreiber: 32.
742) Schreiber: 31.
743) Tschirch: II; 839.
744) Roth, Oberrhein 1894; 284—320.
745) Roth, Oberrhein 1894; 285.
746) Roth: Otto Brunfels: Oberrhein 1894; 297.
747) Hartfelder: Otto Brunfels als Verteidiger Huttens Oberrhein, 1893; 565.
748) Allg. dtsch. Biogr. XIII; 464—475.

Klerikalen, die Indagine schon als geheimen Lutheraner nicht wohlgesinnt waren) beim Mainzer Generalvikar verklagt wurde und seiner Stelle trotz Huttens Einschreiten (siehe Roth: ZS. f. Gesch. d. Oberrheins; 291) enthoben wurde. Brunfels verließ Steinheim im April 1522 und wandte sich nach Frankfurt, wo er in Wilhelm Nesens Schule Unterhalt und Zufluchtsstätte fand. Dort lernte er Oekolampad kennen. Da Brunfels beabsichtigte von Frankfurt nach Zürich zu Ulrich Zwingli zu ziehen, erhielt er von Nesen ein Empfehlungsschreiben an Zwingli [749]) und verließ Frankfurt im Juli 1522. In Neuenburg im Breisgau, zwischen Breisach und Basel hielten ihn Freunde zurück, damit er dort predige; Brunfels blieb längere Zeit als Prediger dort. In Neuenburg gelangten die 1523 von Erasmus gegen Hutten abgefaßten „Spongia" [750]) Brunfels in die Hände. Brunfels war entrüstet; er wußte noch nicht, daß Hutten inzwischen auf der Ufenau seinem Leiden erlegen war. Als Brunfels nach Basel kam erfuhr er von Huttens Tod und, daß Erasmus geäussert habe, wenn jemand auf seine Spongia antworte, sei es Brunfels [751]). Brunfels ließ 1523 bei Schott zu Straßburg die Gegenschrift erscheinen: „Ulrichi ab Hutten cum Erasmo Roterdamo, presbytero theologo expostulatio a priore depravatione vindicata iam Othonis Brunfelsii pro Ulricho Hutteno defuncto ad Erasmi Roter. spongiam responsio" [752]), eine mehr wohlgemeinte als gelungene Verteidigung Huttens und arges Gericht über Erasmus. Brunfels wohnte in Neuenburg in einem verlassenen Franziskanerkloster; sein entschiedenes Auftreten blieb auch hier nicht ohne Folgen (Näheres siehe Roth: ZS. f. Gesch. d. Oberrheins; 297—299). Im Februar 1523 schrieb Brunfels an Zwingli [753]) und erklärte ihm, daß er bereit sei für das Evangelium von einer Stadt zur andern zu fliehen und hoffe bei Zwingli Zuflucht zu finden; diesem Brief legte er das Empfehlungsschreiben von Nesen aus Frankfurt bei. Aber auch diesmal kam er nicht nach Zürich, sondern verließ 1524 Neuenburg und erwarb am 26. März 1524 das Straßburger Bürgerrecht [754]). Diese Stadt wurde für vier Jahre seine Heimat. Da Brunfels die Schrift gegen Erasmus zu Straßburg bei Johann Schott herausgegeben hatte, klagte Erasmus gegen Schott als Buchdrucker beim Straßburger Stadtrat und Schott erhielt einen Verweis [755]). Als nun Brunfels um das Straßburger Bürgerrecht nachsuchte, um dort eine Schule zu gründen, verlangte der Stadtrat, daß er sich bei Erasmus entschuldige. Brunfels entschuldigte sich [754]) und Erasmus antwortete kühl und nichtssagend darauf [756]). Im September gelangte Andreas Bodenstein, genannt Karlstadt, der aus Sachsen vertrieben wurde, über Straßburg, wo er wahrscheinlich mit Brunfels zusammentraf, nach Basel. Als Brunfels Ende 1528 oder Anfang 1529 zum Studium der Medizin nach Basel ging, verkehrte er viel mit Karlstadt, der den Wiedertäufern anhing. Luther bedauerte [757]) den starken Einfluß Karlstadts auf Brunfels, Oecolampad, Pellican und andere. 1532 oder 1533 erwarb Brunfels den medizinischen Doktorgrad [758]) und ging 1533 als Stadtarzt nach Bern, wo er am 23. November 1534 starb.

Wir konnten leider nicht feststellen, wann und wo Brunfels mit Hieronymus Bock [759]) zusammengetroffen ist. Roth (bot. Zentralbl. 1898, II; 269) nimmt an, daß Brunfels und Bock 1531 in Straßburg, als Brunfels noch Lehrer an der

---

749) Zwingli opera ed. Schuler-Schulthess VII; 267.
750) siehe Hartfelder: Oberrhein 1893; 565.
751) Böcking, opera Hutteni; II; 437.
752) Neuabdruck bei Böcking: Opera Hutteni; II; 325—351.
753) Zwingli opera, Zürich 1830, II; 272.
754) Hartfelder: Oberrhein 1893; 576.
755) Hartfelder: Oberrhein 1893; 575.
756) Hutteni: Opera ed. Böcking II; 424.
757) De Wette: Briefe Luthers II; 623.
758) Roth: Oberrhein 1894; 312.
759) siehe Roth: bot. Zentralblatt 1898, II; 265
Tschirch II; 841.

Karmelitenschule [760]) war, zusammengetroffen sei. Burckhardt [761]) stellte aber fest, daß Brunfels 1528/9 nach Basel ging und dort bis 1533 blieb. Es müßte allenfalls angenommen werden, daß Brunfels und Bock in Briefwechsel standen und sich in Straßburg getroffen haben; es scheint uns aber wahrscheinlicher, daß Brunfels Bock in Zweibrücken aufgesucht hat, als er sein Kräuterbuch schrieb; dieser Besuch könnte ebensogut vor 1528 stattgefunden haben, als Brunfels noch in Straßburg ansässig war. Ein Besuch Brunfels bei Bock ist umso wahrscheinlicher, als Bock eine umfangreiche Kräutersammlung besaß und zu jener Zeit die Oberaufsicht in dem Botanischen Garten in Zweibrücken führte. (Roth. bot. Zentralbl.; 265). Jedenfalls hat Brunfels Bock veranlaßt, sein Kräuterbuch herauszugeben [762]) das dann 1533 gedruckt erschien.

Wie weit eine gegenseitige Förderung und ein Einfluß auf Bocks Schüler Tabernaemontanus [763]) möglich gewesen ist, bedürfte einer genaueren Untersuchung, ebenso, ob Brunfels durch Hohenheim persönlich oder durch seine Werke beeinflußt worden ist. Wir konnten leider nicht feststellen mit wem sowohl Hohenheim, als auch Brunfels in Basel ausser den schon erwähnten Verkehr hatten.

Anm. 54: Es können hier nur einige Hinweise auf die Bekanntschaften Brunfels, wie wir sie dem Aufsatz von Roth (ZS. f. Gesch. d. Oberrheins; 286 ff.) entnehmen, gegeben werden:

1519 war Brunfels mit dem Prediger aus Basel, Fabricius Capito bekannt geworden und hatte auch den Pellicanus kennen gelernt (Roth; 286). Brunfels erwähnt Michael Herus, den Kenner der griechischen und hebräischen Sprache und Lampertus den Theologen in Straßburg. Mit Beatus Rhenanus trat Brunfels 1520 in Verkehr, zugleich strebte er danach mit Erasmus von Roterdam bekannt zu werden. Am 13. Januar 1520 schrieb Brunfels aus der Kartause bei Straßburg an Beatus [764]) und bat um die Vermittlung der Freundschaft des Erasmus und teilte mit, daß er sich der Bekanntschaft des Othmar Luscinius, des Nicolaus Gerbel, des Volph. Fabricius und des Vol. Augustus, die ihn, Brunfels, begünstigten, erfreue, sowie, daß Melanchton sich für ihn enteressiere. Brunfels erwähnt ferner [765]) Bucer und seine Freundschaft mit Priscus und dem Buchdrucker Schott in Straßburg. 1520 schrieb Brunfels an Erasmus, bat aber vergeblich um dessen Freundschaft, gleichzeitig schrieb er an Luther [766]); Luther ließ ihn durch Gerbellius grüßen [767]). 1520 lernte Brunfels Ulrich von Hutten [768]) in Straßburg kennen, 1521 traf er mit Hutten auf der Ebernburg des Franz von Sickingen zusammen. 1522 trat Brunfels durch Huttens Vermittlung mit Indagine, dem Pfarrer zu Steinheim, in Verbindung und wurde dessen Stellvertreter [769]). 1522 war er Lehrer bei Wilhelm Nesen in Frankfurt und lernte dort Oecolampad kennen. Von Nesen erhielt Brunfels 1522 ein Empfehlungsschreiben an Zwingli [770]), weil er nach Zürich zu gehen wünschte. 1523 erreichten ihn die Spongia des Erasmus gegen Hutten in Neuenburg und Brunfels entschloß sich zu einer Entgegnung. Mit Rücksicht

760) Roth; Oberrhein, 1894; 310.
761) Burckh. Med. Fak.; 45.
762) Tschirch II; 840.
763) Roth: Zentralbl. f. Bibl. 14, 1897; 84.
764) Briefwechsel des Beatus Rhenanus, hersggb. von Horawitz und Hartfelder, Leipzig 1886; 199—200.
765) Horawitz und Hartfelder, Leipzig 1886; 243.
766) Horawitz und Hartfelder, Leipzig 1886; 245.
Burckh.: Luthers Briefwechsel; 42.
767) De Wette: Briefe Luthers II; 91.
768) D. F. Strauss: Ulrich von Hutten, Leipzig 1871.
769) Roth: Oberrhein 1894; 289.
770) Zwingli opera ed. Schuler-Schulthess VII; 267.

auf den Erwerb des Straßburger Bürgerrechtes söhnte er sich 1524 formell mit Erasmus [771]), aus. In Straßburg trat Brunfels [772]) mit dem Begründer des städtischen Gymnasiums Jacob Sturm, mit Kaspar Hedio, mit Capito, mit Martin Bucer, mit H. Engelbrecht, Jakob Bedroth, Johann Sapidus (Witz) und Johann Munaterus in Verkehr und hatte an dem befreundeten Gerbellius eine Stütze, sowie an dem Buchdrucker Schott und an Georg Ulricher von Andlau. In Basel (1528—33) verkehrte er mit Andreas Bodenstein [773]). In seinen Werken erwähnt Brunfels dann noch Jacobus Bedorottus, D. Allanus Torinus [774]) (Arzt zu Basel) Johann Munterus [775]) (ebenfalls Arzt). Weitere Bekanntschaften des Brunfels, die für die Beziehungen Paracelsus-Brunfels wichtig sein könnten, sowie eingehende Behandlung dieser Frage muß späteren Untersuchungen überlassen werden. Um den Kreis um Brunfels ganz zu erfassen wäre es auch notwendig die Beziehungen, die Brunfels als Stadtarzt in Bern anknüpfte (1533—34) zu kennen.

Anm. 55: Linné nannte Brunfels, Bock und Fuchs die „Väter der deutschen Pflanzenkunde". Darüber hinaus konnte G. Schreiber in seiner entwicklungsgeschichtlichen Betrachtung der Kräuterbücher feststellen, daß die Kräuterbücher fast ausschließlich in Deutschland entstanden und „abgesehen von einigen Neudrucken des 15. und einigen Neuauflagen des 17. und 18. Jahrhunderts mit alleiniger Ausnahme der Prager Matthiolusausgabe und des Berliner Thurneisserdrucks alle in Mainz, Frankfurt, Straßburg oder Basel gedruckt wurden" [776]), sodaß wir nicht nur von den „Vätern der deutschen Pflanzenkunde", sondern allgemeiner von den „deutschen Vätern der Pflanzenkunde" reden dürfen.

Anm. 56: Wir konnten den Biographien nicht entnehmen wann und wo Brunfels und Bock zusammengetroffen sind (siehe Anm. 53) und in welcher Art und welchem Umfang Brunfels auf Bocks Kräuterbuch Einfluß gewonnen hat. Uns ist auch kein Briefwechsel zwischen Brunfels und Bock bekannt, der jedenfalls doch vorhanden gewesen sein wird, wenn Brunfels den Anteil an Bocks Werk genommen hat, der ihm allgemein zugeschrieben wird.

Anm. 57: Einen Eindruck von Hohenheims praktischen chemischen Kenntnissen vermitteln vor allem die Schriften:

Von den natürlichen Dingen I/II; 59—175.
Das Buch De Mineralibus I/III; 29—63.
De Transmutationibus Metallorum, Buch 9 u. 10: I/III; 67—88
Neun Bücher Archidoxis I/III; 91—200.
Die beiden Bücher De renovatione et restauratione und von langem Leben I/III; 201—245.
Liber Praeparationum I/III; 309—359.
Prozess und Art Spiritus Vitrioli I/III; 361—364.
De Mumia libellus I/III; 375/6.
Zwei Bruchstücke eines Büchleins vom Mercurio, I/VIII; 255—260.
De natura rerum, 9 Bücher, I/IX; 307—403.

Der Uebersichtlichkeit halber wurde im Folgenden davon abgesehen auf die jeweiligen entsprechenden Paracelsusstellen hinzuweisen.

Anm. 58: Paracelsus fand den Weg zur Medizin über die Alchemie; er entgegnete, als man ihm vorwarf, er sei „in die Arznei gefallen und nicht zur rechten Tür hineingestiegen": „Welches ist zur rechten Tür hineingegangen in die

771) siehe Roth: Oberrhein 1894; 300.
772) siehe Roth: Oberrhein 1894; 301.
773) De Wette; Briefe Luthers II; 623.
774) Aeginato des Brunfels.
775) Jatrion medicamentorium des Brunfels.
776) Schreiber; 53.

Arznei? durch den Avicennam, Galenum, Mesue, Rhasim etc. oder durch das Licht der Natur?.. Die ist die rechte Tür, die das Licht der Natur ist und die ander ist zum Dach hineingestiegen.. Anders sind die Codices Scribentium, anders das Lumen Naturae, So sie nun nit ein Weg sind und doch der recht Weg in dem einen liegen muß, acht ich, das Buch sei das recht, das got selbst geben, geschriben, diktiert und gesetzt hat. Da suchs, da lies es, da findestestus. Also auch wilt du ein arzt werden, am ersten such die arznei da sie ist, bistu weis, und erspekulir keine von dir selbst" (I/XI; 169/70).

Anm. 59: Zur geschichtlichen Entwicklung des Bergbaues in Deutschland siehe den kurzen Abriß in Darmstaedters: Berg-Probier- und Kunstbüchlein.

Ueber den Bergbau in Böhmen berichtet Georg Acricola ausführlich in „De re metallica" (Basel 1536), neue deutsche Ausgabe, Basel 1928.

Anm. 60: In Schwaz und Umgebung wurde vor allem Kupfer und Silber, daneben Blei und Eisen gefördert. Man baute dort weniger in Tagschürfen, als vor allem im Schachtbau das Erz ab (Sperges; 110, 115). Dabei sollen die Schächte am Falkenstein bei Schwaz die tiefsten in damaliger Zeit gewesen sein. Die Silbererze wurden in der Umgebung von Schwaz zusammen mit Kupfer und Blei gebrochen, in den Gruben am Falkenstein bei Schwaz sind sie eisenschüssig, man hat sie auch mit Quecksilber verquickt gefunden. Tirol hatte zwar keine eigentliche Quecksilber-Grube, doch findet sich auch an anderen Orten z. B. im Stamperthal zu Gandl Quecksilber mit Silber und Kupfer (Sperges 180). Schwaz wurde besonders berühmt durch sein Glaserz, das „derb wie gediegen Bley und eines reichen Silbergehalts", das sich „schneiden, prägen und hammern" läßt (Sperges). Ferner wurden Weißgülden (Ag_2S_3) und Rotgüldenerze (CuS) bei Schwaz und Kitzbühel gefunden. Das einzige Goldbergwerk befand sich bei Zell im Zillertal, über dessen Prozeß Sperges ausführlich berichtet. Die Goldgewinnung „begreift eine dreyfache Bearbeitung in sich: die erste treibt durch das Puchen und Waschen der an sich geringhältigen Gänge das Gold in einen Schlich, folglich mehr in die Enge: die zweyte bringt es aus dem Schliche in das Quecksilber; da es auf eigenen Mühlen zu Zell mit Amalgama verquicket: endlich aber durch die dritte wieder davon geschieden und befreyet wird. Man drücket nämlich das Quecksilber, nachdem es samt dem Goldschliche auf den Hängsachsen zu Kügelchen zusammen gethan, mittels eines Schraubstockes durch eine Wildhaut, wo selbiges sofort nach seiner flüchtigen Eigenschaft durchgeht, und das Gold zurückläßt: doch weil von Quecksilber noch ein guter Theil dabey bleibt, muß auch dieser wie gewöhnlich, durch das Feuer vollends abgetrieben, und das Gold gänzlich gereinigt werden" (Sperges; 173). Im Brixnerschen und um Clausen sowie in Aren befanden sich „Cementwasser, wodurch das Eisen wenn man was davon hineinlegt, mit einer Rinde von Kupfer überzogen und hernach selbst darunter aufgelöst, und endlich gar verzehret wird" (Sperges; 176).

Das tirolische Kupfer war besonders geschätzt, weil es sehr geschmeidig ist. Das Blei der reichen silberhaltigen Bleierze diente zur Beschickung der Silbererze. Das Eisenbergwerk zum hl. Kreuze bei Schwaz gehörte nach Sperges zu den besten. In den Eisenhämmern und Hütten wurde das Eisen zu Stäben geschmiedet.

Allgemein wurde der tiroler Bergbau in ältester Zeit als kapitalistisch-genossenschaftlicher Betrieb, in der die wirtschaftliche Einheit der gewerkschaftlichen Unternehmung noch nicht vorhanden war, vielmehr die Selbständigkeit des Einzelunternehmers als „Gewerbe" noch erhalten blieb, betrieben. Was als Schwazer Bergwerk bezeichnet wurde, war lediglich eine Produktionsorganisationseinheit. Schon im Anfang des 16. Jahrhunderts hatte sich aus diesen Produktionsgenossenschaften, in der alle Teilnehmer auch selbst am Berge mitarbeiteten die spezifisch kapitalistische Gewerkschaft entwickelt; Arbeit und Kapital hatten sich getrennt. (Diese Trennung war wesentlich durch

die „Lehenshäuer“ gefördert worden. S. Worms; 41). Der Bergmeister war das oberste sachverständige Kontrollorgan für die eigentlichen Grubenarbeiten. Die Verhüttung der aus dem Berg gewonnenen Erze und ihre Verarbeitung zu Kaufmannsgut fand zur Zeit der Fugger (nach 1540) zur Hauptsache in 3 großen Hütten zu Jenbach (im schweren und ringen Wechsel) (siehe Scheuermann; 21 und Worms; 99) und einer kleineren zu Schwaz statt. Diese kleinere Hütte, die Sterzinger Hütte, deren Nachfolgerin die Hütte von Grasstein beim Brenner wurde, nahm den größten Teil der in den südlichen kleineren Bergwerken gewonnenen Erze auf. Von früheren, kleineren Hütten, wie sie zur Zeit des Paracelsus bestanden haben, finden wir die Namen und die Art, das Rezept des Schmelzprozesses, sowie die Menge und Ergiebigkeit des geschmolzenen Erzes in der Schwazer Bergwerksakte (Schwazer Bergwerksakte Erlangen, Manuskr. 1714; Fol. 82—118r) die eine aus dem Jahre 1520 datierte Abschrift einer 1510 entstandenen Handschrift gibt. Es werden die Namen von 6 Hütten (Manuskr. 1714; Fol. 113r) aufgeführt, von denen die letzte als „die obere und vndere grossen Hüten“ noch einmal gesondert aufgeführt ist.

In den Scheidestuben wurde das Erz zunächst mechanisch durch „Puchen und Waschen“ vorbereitet, Das Rösten und Brennen der Metalle, vor allem das Feinbrennen des Silbers und Goldes fand in den Schmelzhütten statt. Bei der Prüfung der Erze wurde vorausgesetzt, daß schon bekannt war, welches Metall sie enthielten. Eine graue und dunkle Farbe der Schmelze deutete auf vorhandenes Silber und Blei, die gelbliche-grüne Flamme auf Kupfer. Eine Verwertung der Nebenprodukte trat erst allmählich hinzu. Das Erz wurde mit verschiedenen Zusätzen ausgeschmolzen, wobei die Kunst des Schmelzens in dem richtigen Maß und der Auswahl der Zusammenstellung der Erze der Umgebung lag, um eine größtmögliche Ausbeute und Reinheit des Metalls zu erzielen. Dazu wurde der zweckmäßigste Bau der Oefen, (über die Ausfütterung des Ofens siehe: Lippmann, Beiträge; 203 [Hausbuch]), die nützlichste Zusammenstellung der am Ort gefundenen Erze in der Schmelze, die Temperatur und die Dauer des Schmelzprozesses praktisch ausprobiert.

Anm. 61: Pleischmeltz Manuskr. Erlangen 1714; fol. 142r u. 315 f.
Auf ein Kupfererzt zu probieren; 302 ff.
Auf ein Goldt erzt; fol. 279 r.
Auf ein Spiessglass; 279 r.
Auf Silber zu probiern; 297.
Ein fluss zu-machen zw den Arzten Ein Sieden; 235; 273.
Eysen schmotzn; 272.
desgl. aus dem Cgm 1203 einige Zitatstellen.
„Wie das Valkhenstainer Aerzt als im schwären wexl biß auf Silber, Kupffer vnnd Kaufmannsgut (Blei) geschmeltzt würdt: (Cgm. 1203 vom Jahr 1556); fol. 162r bis 164v. Blei und Silbertreiben z. B.; 163—164v.

Anm. 62: Zur Ergänzung sei noch auf das Berg- und Probierbüchlein (Darmstaedter; 126/7) hingewiesen, das in dem Schmelzen der Metalle „die gewisseste und beste Prob für Gold, Silber, Kupfer, Blei und Erze“ sieht. „Alle Unreinigkeiten und Zusatz wird hinweg genomen und Feingold oder Silber bleibt zurück und kann gewogen werden“. Zur Reinigung von Gold und Silber empfiehlt das Büchlein ebenfalls eine „Cupellation“ mit Blei, Salz und Kleie, sowie zur Probe auf Feingehalt das alte Verfahren der Probiernadel (Siehe hierüber ausführlich Darmstaedter; 124): Man vergleicht das Gewicht eines bestimmten Volumens der zu untersuchenden Probe mit einem geeichten gleich grossen Volumen (Nadelform) bekannten Feingehaltes. Desgleichen findet sich die Reinigung von Gold und Silber durch Schmelzen mit Grauspiessglanz (Darmst.; 131) „die Legierung wird mit Antimonsulfid geschmolzen, wobei eine Goldamalgierung zu Boden sinkt. Das Silber fließt mit dem überschüssigen Antimonsulfid ab. Aus der Gold-Antimonlegierung wird das Antimon durch Erhitzen oxidiert, wobei es sich verflüchtigt. Das Gold bleibt zurück“. In diesem Probierbüchlein findet sich ebenfalls das Verfahren zur Trennung von Gold und Silber durch Auflösen in Salpetersäure.

Anm. 63: Dieses Feuerwerksbuch des Abraham von Memmingen, das erweitert und ergänzt „das Feuerwerksbuch des 15. Jahrhunderts" genannt wurde, ist eine umfassende Sammlung des gesamten damaligen artilleristischen Wissens. Im Laufe des ersten Viertels des 15. Jahrhunderts hatte es eine stete Vervollständigung durch Nachträge erfahren und war endlich um 1425 zu einem vorläufigen Abschluß gelangt — nicht jedoch eigentlich zur „Abrundung". (Erst im 16. Jahrhundert bildeten die Kriegsbücher 2 Gruppen; die Bilderhandschriften bilden den Uebergang zu den eigentlichen Artilleriebüchern, die anderen setzen sich wesentlich aus pyrotechnischen Rezepten zusammen und berühren sich mit den Schriften über Medizin und Alchemie). Der Aufbau des Feuerwerkbuches von Abraham von Memmingen war bei allen späteren Feuerwerks- und Büchsenmeisterbüchern beibehalten: Die vorangestellten „12 Büchsenmeisterfragen" (Jähns I; 395—397) waren Erkennungszeichen der Kundigen und Grundformeln der Zunfttradition der Büchsenmeister. Daran schloß sich der Bericht über die Erfindungen des Pulvers und die Vorbedingungen für den Büchsenmeister, worin besonders die Notwendigkeit betont wurde, daß der Büchsenmeister schreiben könne, da er sonst nicht alle Stücke der großen Kunst zu behalten vermöchte. Dann erst begann das eigentliche Feuerwerksbuch, worin zunächst die Eigenschaften der drei Ausgangsstoffe des Schießpulvers, des Schwefels, der Kohle und des Salpeters behandelt wurden, sodann die verschiedenen Zusammensetzungen und Eigenschaften derselben, daran anschliessend die Bedienung des Geschützes, einige besondere Geschosse, die Schußarten und endlich die Herstellung gewisser Feuerwerkskörper.

Die Untertitel des Abschnitts „Schießpulver" eines Feuerwerksbuches mögen eine Vorstellung von Art und Inhalt, sowie der Gründlichkeit, mit der die Nachträge gemacht worden sind, vermitteln:

„Wie man Salpeter ziehen soll. Wie man ihn läutern soll. Wie man das weitschießende Pulver macht. Wie man gut Pulver macht. Wie man verdorben Pulver wieder bringen soll. Wie man bös (verdorben) Pulver von einander scheidet. Wie man gute Feuerkugeln macht, die man aus der Büchse schießt. Wie man einen schrecklichen Schuß tun soll, daß der Stein über hundert Sprünge tut (Göllschuß). Wie man Salpeter ziehen soll, daß er viel besser wachse als an den Mauern. Welche Spezies (Beimischungen) Büchsenpulver schnell und stark machen. Wie man ein noch besser und stärker Pulver machen soll. Wie man Salpeter, der nicht genügend geläutert ist, gerecht macht. Welcher Salpeter der kräftigste sei. Welche Spezies die Kohle vor dem Verderben schütze. Wie man verdorbenen Salpeter läutern soll. Wie man den Zeug stossen soll. Wie man Salz von Salpeter scheiden soll. Wie man den besten Salpeter machen soll. Wie man Mauersalpeter läutern soll. Wie man den Salpeter nach dem Sieden zum Stehen bringt. Wie man den wilden Salpeter aus den Bergen reinigt. Wie man Schwefel vorbereiten soll, das er zu Pulver und Feuerwerk kräftig und hitzig wird. Welch Schwefel der beste sei. Wie man die beste Kohle macht. Ein gemein gut Pulver von drei Stücken. Wie man das allerbeste Pulver machen soll. Wie man gut Knollenpulver und gut Schwefelkerzen macht. (Knollenpulver wird bereitet, indem das gewöhnliche Staubpulver mit Essig angefeuchtet und dann zusammengeballt und getrocknet wird. Dies Knollenpulver ist noch kein gekörntes Pulver, es stellt vielmehr erst einen vorbereitenden Schritt dazu dar. Ein Versuch, die bessere Wirkung des Knollenpulvers zu erklären, wird nicht gemacht [Jähns; 401]). Wie man Pulver voneinander scheiden soll und verdorbenes wiederbringt. Welche Natur der Salpeter hat und welcher der beste ist. Wie man gut Salpetrica macht, um Pulver zu schnellen (kräftigen). Salpeter an Mauern zu ziehen. Wie man Salarmoniak läutern und bereiten soll. „Wie man Schwefelöl machen soll". (Jähns; 399). „Wie aus der Kelle zu schmelzen und zu gießen. Wie man Eisen und Eisenfeilspäne gießt" (Jähns; 400). „Wie man macht, daß sich Wasser entzünde. Wie man Scheidewasser macht, um Gold und Silber zu

scheiden“ (Jähns; 400). „Wie man Confortet soll machen, das zu allem Feuerwerk dient“ (Jähns; 400). „Wie man Eisen härtet“.

Um eine Vorstellung von diesen „Feuerwerksbüchern“ zu geben, seien die Kenntnisse über Salpeter, Schwefel und Kohle aus verschiedenen Handschriften (der Münchner Staatsbibliothek) zusammengestellt hier angeführt, da sie gleichzeitig etwas von der Art des Probierens verraten, durch das sie erworben wurden. Anm. 64:

Von den Bestandteilen des Pulvers heißt es:

Vom Salpeter:

Salpeter ist „ein Saltz vnd heisst stein saltz“, „geleuttert heisst er Salniter [777]). „Der Salpeter ist ein Saltz der Felsen, . . da er sich an Felsen und Stainen generiert, vnd da sein vrsprung nembt [778]). Er ist von christallinischer gestalt“ und „wird an den khalten mewren gezogen [778]), oder „wird gemacht von der Erden, da vil Schafmist gelegen, oder Schafställ gewesen“ [778]). Als Verunreinigungen des Salpeters kommen Salz, Quecksilber oder Arsen vor. Man prüfte daher den Salpeter auf Reinheit, indem man den Salpeter „auff ein glüend prand“ wirft, „print er dan sittlich vnd schön (langsam und ruhig) unter sich, so ist er gerecht und gut, prazelt er aber vber sich auff / so ist er nit gut vnd ist mer saltz dar jnne“ [779]). Feuchter Salpeter ist mit viel Salz vermischt [780]). Den mit Quecksilber oder Arsen „vergüfften Salpeter“ [781]) muß man „in einer zulzine Büchsen vnd an einer werme“ aufbewahren ‚denn „in ainem metallischen Stainen oder Irdisch Gefäss, vnnd an der Kelte, resolviert er sich, alßbalt in ein Oel von wegen der großen inwendigen Kelte, die er vom Arsenico oder Mercurio sublimato empfangen“ [781]); Vom Salz reinigt man den Salpeter, indem man ihn in kaltes Brunnenwasser legt. „So zerget dass saltz in dem kalten wasser aber der salpet mag in keinem kalten wasser nit zergen / er gestett wol in kaltem wasser“ [782]). „Versuch dass wasser im mund / so enpfinstu wol ob es fast (sehr) gesaltzn sey oder nit“ [782]). Eine allgemeine Reinigung des Salpeters „alß er kompt auß dem ertrich [783]) oder wie er abgenommen wirt vo den mäure“ [783]) geschieht durch eine siedende „Lauge von kalg vnd vo aschen, ainß alß vil alß des andern“ [783]), in gleichen Teilen also. Die erkaltete Lösung wurde durch einen Filz filtriert, der Salpeter setzte sich ab.

Vom Schwefel:

Schwefel ist, wie Salpeter „Hartz der Stainen“ ist, „Hartz der Metalle“ [784]). Er ist vo natur heiss und trucket, vnd enpfecht gern daß feur“ [785]). Er ist rein, „wa er ainer schenen Gelben Farb ist“ [786]), und „in der Hand erwarmet gernen zerbricht“ [786]). Man prüft auf diese Reinheit, indem man ihn entzündet: „brendt er gar auf aines Blawen feuers, vnd lasset khain fedles dahinden ligen, so ist er guet vnd khain Zuesatz“ [786]). Man reinigte den gekauften Schwefel, indem man „den Schwefel khlain zerstoßen vnd hernach in ainem Sublimatorio mit gemeinen Saltz sublimieren liess“, denn „da sublimiert sich nichts in den Aludo, dann allain der rain lautter Schwefel, vnd alles was nicht zue ime gehört, bleibt vnden im Grunt ligen“ [786]), oder durch Sieden und Abschäumen [787]). Man verbesserte den Schwefel, „das er vil crafftiger wird“ [788]), indem man „den Schwefel zulasset vnd in lg Schwefel 4 lot Zinober rieret vnd also mit ainander erkhalten vnd bestehn lasst“ [788]).

777) Cgm. 356; 15
778) Cgm. 957; 19 u. Cgm. 356; 12.
779) Cgm. 356; 16.
780) Cgm. 19v.
781) Cgm. 957; 23r.
782) Cgm. 356; 16.
783) Cgm. 956; 13.
784) Cgm. 957; 19v.
785) Cgm. 356; 15.
786) Cgm. 957; 18r.
787) Cgm. 356; 18.
788) Cgm. 957; 19r.

Von den Kohlen:

„die koln behaltn das feur“ [789]). „die besten kholen seyen Rinden kholen, auß Lindenholz, die man gemainiglich zuem Büchsenpulver braucht“ [790]), „so sie recht vnd wolgebrandt, also dass sie gar waich vnd leichtlich zue zerreiben seind“ [770]) oder „kholen, welliche auss Weinrebenholz gebrendt werden“ [790]).

Die besten Kohlen sollte man erhalten, wenn man „ein verschlüssenes, reingewaschenes, jedoch nicht gestärktes Tischlake in irdenem Geschirr verbrannte und soviel wie möglich den Dampf darin zu erhalten suchte“ [791]).

Interessant ist die Verbrennungstheorie: „der Salpeter mag, wann in die hitz ergriffet, nicht dabliben, von der grossen kelten wegen, So er an jm hat / der Schwefel ist von natur heiss vnd trucket vnd enpfecht gern dass feur vn die koln behltn dz feur / So mag dan der Salpet ibey der grossen hitz nit beleyben, also ist es auch vmb dass Quecksilber vnd ettliche stück mer die dan kein feur müge geleyden“ [792]). „Die Wirkung des Pulvers wird also in der Feinseligkeit seiner Elemente gesucht: Salpeter und Schwefel können einander wegen der Verschiedenheit ihres Charakters nicht ertragen; der Salpeter drängt deshalb hinaus. Noch mehr: es ist gut mit zwei Sorten von Pulver zu laden, weil das Gute immer des Besseren Feind ist. Man entzündete gewissermassen einen Wetteifer zwischen den beiden Sorten und die eine beeifferte sich, die andere hinaus zu werfen“ [793]).

Anm. 65: Wie weit die paracelsische Fassung des muter-Elementes mit dem „muter“-Begriff in den verschiedenen Schriften Platons sich deckt muß einer späteren eingehenden Untersuchung vorbehalten bleiben.

Anm. 66: „Alle farben kommen aus dem salz; dan das salz gibt die farben, den balsam und coagulation; der sulphur gibt das corpus, die substanz und aedification; der mercurius gibt die virtutes, vires, arcana“. (I/III; 43).

An anderer Stelle sagt Paracelsus: „die farben alle komen alein aus dem sulphur, wiewol er an im selber solche farben nicht hat“, so hat er doch in sich die Kraft „aus ursachen seines eigenen salzes und mercurii, die solcher farben vol seind und in mutiren“ (I/XIII; 78). Aus der art des sulphuris komen mancherlei farben in der speis (hier allgemein als den Tieren und dem Menschen nützliche Gewächse gemeint); dise farben alle werden in geben in der generation und sind nix fix“ (I/XIII; 78). Es gibt „vier hauptfarben, die den vier elementen zugehören und zugeeignet werden, als blau der erden, grün dem wasser, gelb dem luft, rot dem feur“. „Alle rechten, volkomenen farben nicht mer dan sechs seind nemlich: schwarz, weiß, gelb, rot, grün und blau. wiewol ir siben farben zelen und ich auch nicht darwider bin von wegen der siben planeten und siben metallen“ (I/XIII; 370). Aus schwarz lassen sich bei geeigneter Behandlung auch die anderen Farben herstellen, es ist also eine Mischfarbe, wie grau und „andere beifarben und vermischte farben“ (I/XIII; 372). Die farben zeigen (beim Menschen) den humorem (= liquor vitae) an, sog. „adeliche farb“ usw. die die Gesundheit anzeigen. Die Farben aller Gewächse zeigen „gut und bös“, d. h. für den Menschen bekömmlich und unbekömmlich an. Daher ist es wichtig, dass die Farben der Dinge beachtet werden.

Anm. 67: Paracelsus trachtet die Zusammenhänge in der Natur soweit philosophisch zu durchdringen, daß er die wirkenden Kräfte erkennt um sie der Arznei dienstbar zu machen. Er redet daher in seinen Werken „nit alein von dem, das die

789) Cgm. 356; 15.
790) Cgm. 957; 24r.
791) Cgm. Nach Jähns: Kriegswissenschaften I; 401 zitiert a. d. Münchner Bildercodex 600.
792) Cgm. 356; 15.
793) Jähns; 402.

augen sehen, sonder von dem das animus und anima ist, damit das die selbigen beschirmbt werden und in iren kreften bleiben“ (I/II; 64).

Für Paracelsus ist der Same nicht mit dem Sperma identisch (I/I; 255). *Anm. 68.*
Paracelsus unterscheidet besonders den Samen des Menschen von seinem Sperma: „Sperma ist ein egestio humoris und nicht ein sam“. (I/I; 261). Im Gegensatz zum Samen ist der Sperma ein „unflat der natur in welchem kein same nit ist, wiewol er mit dem lust lauft, das ist die ursachen, das der lust aperirt die adern derselbigen egestion, das auslauf aus wesen seiner hiz, so von der speculation entspringt“ (I/I; 255). „Der sperma, so aus der vasis spermaticus lauft ist ein egestio des liquors vitae, der sich reiniget von ihm wie die stercora von der speis komen“ (I/I; 260). „Der same von welchem der mensch wechst, derselbig bleibt im liquore und kompt nicht in die sperma“ (I/I; 260).

Unter „misgewechsen“ versteht Paracelsus alle Abweichungen von der *Anm. 69.*
„ordnung der natur“, d. h. von dem Normalen. Daher sind Geschöpfe mit unvollkommen ausgebildeten Organen oder irgendwelchen Sinnesstörungen „misgewechse“. Zu diesen zählt Paracelsus auch die geistesschwachen Menschen, jeden, „der nit ein mensch ist in seiner weisheit und künsten“ (I/XIII; 311).

Der Wert, den Paracelsus den Signaturen beimißt, ist für seine sorg- *Anm. 70.*
fältige Naturbeobachtung, in die er möglichst alle wirkenden Kräfte einzubeziehen suchte, bezeichnend. Er beklagt die Nichtbeachtung der Signaturen. „Die signatur ist gar aus dem brauch komen und ir gar vergessen worden, aus dem dan groß irsal folget. nemlich, das noch bisher kein arzt oder scribent nach rechtem grunt geschriben hat, was in den natürlichen dingen sei, all so vil ir sind nur nach hören sagen, wie es aus blinder erfarenheit erfarn sei worden. der do wil beschreiben die natürlichen ding, der muß die zeichen fürnemen und aus den zeichen das selbig erkennen. dan wie wir den menschen erkennen aus seinen früchten, also werden wir die kreuter auch erkennen in iren früchten, so wir nach den zeichen erfaren haben“ (I/II; 86). „Derselben signaturen dreyerley sind: die ersten Signata, so der Mensch signiert / die andern welche der Archeus signiert / die dritten so die Astra der vbernatürliche signieren. Und also sind drey Signatores, der Mensch / der Archeus vnd die Astra“ (Huser I; 908). Der Mensch signiert „nit allein die Ordnung / das Ampt / den Nammen / sondern auch den vnderscheydt / Erkantnuß / Alter / die Wirdigkeit / den Grad / etc. und dergleichen betreffend“ (Huser I; 909). Daher bringen die Zeichen der Menschen „volkomene Erkantnuß vnd Urtheil heimlicher verborgener dinge“. Die „Zeichen der Astra bringen mit sich Propheceyungen / Praesagien / und der gleichen / zeigen an die vbernatürliche kräfft vnnd Tugent der dingen / geben wahre anzeigung vnd Vrtheil in der Geomantia, Chiromantia, Nicromantia, Astronomia, Berilistica &c vnd dergleichen Astralischen künsten“ (Huser I; 908). Der Archeus bedingt, daß „ein ieglichs gewechs die jenige frucht, so dem menschen sol zu gutem komen, in sonderlicher substanz das selbig dem menschen fürzeigen“ (I/II; 61). Daher sind „alle heimlikeiten der natur zu erfaren durch die zeichen, die sie uns fürstelt“. (I/II; 87).

Vielfach ist angenommen worden Paracelsus habe wie seine Zeitgenossen *Anm. 71.*
den „Stein der Weisen“ gesucht um wenn nicht Gold aus unedlen Metallen zu machen, so doch wenigstens in ihm ein sicheres „Allheilmittel“ zu gewinnen. Die Bezeichnung des Arcanums (siehe dort) als Lapis philosophorum hat dazu geführt diesen Irrtum zu vertiefen. Paracelsus unterscheidet seinen Lapis Philosophorum aber ausdrücklich von dem „stein der Weisen“, dem Lapis philosophorum im Sinn eines wundertätigen, chemischen Universalmittels: „wiewol wir des lapidis philosophorum kein anfenger seind, auch kein ender, noch kein geübter darinnen, das wir möchten den selbigen nachreden, wie wir darvon gehört und gelesen haben. darumb so wir im selbigen kein warhaftig wissen nit tragen, lassens wir aus den selbigen prozeß und folgen nach

unserem, den wir in unserer übung und practik erfunden haben. und heißen in lapis philosophorum darumb, das er dem selbigen gleich tingirt in corpore humano, wie sie dan von dem iren schreiben, und nicht darumb, das er nach irem prozeß gemacht sei. dan wir den selbigen am minsten verstehen und erkennen (I/III; 144). Was Paracelsus als Lapis philosophorum bezeichnet entspricht der heutigen Auffassung des Katalysators (oder Fermentes): „wie der lapis philosophorum nit alein ein gewicht transmutirt, sonder des selbigen mer ander gewicht, und deren ein ietliches gewicht aber mer des andern, das fürwar schier alls on end wird, wie ein licht, das ein anders entzünt und das selbige widerumb ein anders" (I/III; 146). (vergl. auch Tincturen I/III; 122).

Anm. 72: Vielfach ist das Laudanum als Allheilmittel angesehen worden. Vergl. hierzu Darmstaedter in Arznei und Alchemie.

Anm. 73: Der Arzt muß nicht nur die Krankheit richtig erkennen um danach die Arznei zu verordnen, sondern er muß auch das Alter und die Lebensgewohnheiten des Kranken kennen. Vor allem muß er bei der Wahl des Heilmittels das Alter des Patienten berücksichtigen, denn das „Alter" gewisser Heilpflanzen ist dem „Alter" der Patienten anzupassen. (siehe I/II; 64 ff. und Anm. 75).

Anm. 74: Paracelsus unterscheidet das Salz von dem „alkali": „Do ist ein unterscheit zwischen salz und alkali, das alkali natürlich salz ist in corporibus von den dreien speciebus, aber salz ist nutrimentisch, das das alkali ernert und füret" (I/II; 106). „Das best salz ist von brunnen, demnach vom erz, ie herter an im selbs, ie besser, dem nach das mêrsalz. und wie sie sich austeilen in vil species, also teilent sie sich auch aus in vil eigenschaften underschietlich in allen iren wesen" (I/II; 102).

Anm. 75: Paracelsus behandelt die verschiedenen Fleischarten als menschliche Speise und teilt die Fleischarten folgendermassen ein: „fleisch der erden, so der erden zugeeignet wird, ist das gemein und zam fleisch, als ochsen, kü, kelber, schaf, seu und dergleichen; fleisch des wassers seind alle fisch, krebs, frösch, schnecken und dergleichen; fleisch des lufts ist alles gevögel, was fliget und federn hat; fleisch des feurs, das dem feur zugeeignet wird, ist alles fleisch, das da vil siedens und feur bedarf, als da ist alles wiltbret" (I/XIII; 343). Das Fleisch der Luft ist „das aller gesündest fleisch under den vier elementischen fleisch", das Fleisch des Wassers wirkt „gegen andern fleisch wie ein trank", es ist aber doch ein taubs fleisch, dan es furet nicht und wird im menschen widerumb zu wasser". „Das fleisch der erden ist mittel und wie es von natur am sterksten und kreftiger ist als die andern zwei fleisch, also sterkts auch den leib des menschen und sterket den starken und schwecht den schwachen" (I/XIII; 343). „Das fleisch des feurs ist der natur zu stark. wie wild tier zu fürchten sind, also ist auch ir fleisch zu förchten. dan zu gleicher weis wie es vil siedens, kochens und feurs bedarf, als bedarf es auch vil deuung in des menschen magen und wil einen harten arbeitsamen menschen haben" (I/XIII; 343).

Anm. 76: Als „praedestinirten tot" bezeichnet Paracelsus das für jedes Geschöpf durch das „ens naturale" des Organismus bedingte Lebensende. Mit der Annahme des „praedestinirten tots" ist für Paracelsus kein resigniertes Sich-Abfinden mit der „Unabwendbarkeit" des „Schicksals" verbunden, sondern Paracelsus sieht den Tod als naturnotwendiges Geschehen. Die durch den „praedestinirten tot" gegebene Lebenszeit wird von den Geschöpfen, insbesondere von den Menschen, selten erreicht, denn „die andern entia die praedestination oftmals brechen" (I/; 207). Die Beseitigung dieser Störungen bedeutet daher eine „Lebensverlängerung". Paracelsus sucht kein Lebenselixier mit dessen Hilfe der Tod überwunden werden soll [794]), sondern er erkennt die das Leben

[794]) In seiner Jugend soll er jedoch nach Sticker: („Der Arzt Paracelsus") ein solches Elixier gesucht haben, was uns aber nicht eindeutig belegt erscheint.

verkürzenden Einflüsse und die Möglichkeit ihrer Bekämpfung und schließt: „das leben mag gelengert werden, denn es hat zwo ursachen, die eine, do ist kein terminus mortis gesezt, auf welchen tag wir sterben sollen, sonder wir haben das in unserm gewalt. die ander ursachen ist, das wir die arznei geschaffen haben vor dem, der uns beschaffen hat, zu enthalten den leib in seiner gesuntheit oder zu vertreiben im seine krankheit" (I/III; 221). Lebenverkürzend wirken auf den menschlichen Organismus: unsolider Lebenswandel (I/III; 224), schlechte Ernährung, zu schwere Arbeit in der Jugend, „zuvil arbeit oder unordentlich essen und trinken, durch das der natur ein solche schweche zugêt ,das sie von irer kraft kompt und nicht mag erlangen das recht menschlich alter" (I/III; 222). Paracelsus erkennt daher in natürlicher, regelmässiger Lebnsweise, in gesunder und bekömmlicher Nahrung den besten „Lebensverlängerer".

„Die geist von der vernunft nicht geboren werden allein vom willen; drumb scheiden voneinander den willen und die vernunft also. was da lebt nach seim willen das lebt im geist, was aber lebt nach der vernunft das lebt wider den geist. dan die vernunft gebiert keinen geist, alein die sêl wird von ir geboren. vom willen kompt der geist" (I/I; 217), denn die geistigen Anlagen sind bei allen Menschen in gleich starkem Maße vorhanden. Verletzungen des menschlichen Geistes durch menschlichen Geist entstehen auf folgende Weise: „der menschliche atem ist sein (des Menschen) geist, und sein geist kan er nach magischer weis schicken über hundert meil, das er alles verbringt, was der mensch selbs verbringen und ausrichten möchte" (I/XIII; 342). Es findet ein Zweikampf der Geister statt, der sich bei dem, der unterliegt, körperlich auswirkt. „aus solchen wuntkrankheiten geboren werden und dergleichen und kein leibkrankheiten". (I/I; 220). *Anm. 77:*

Vergräbt man „bilder so aus wachs gemacht werden nach dem willen des geists wider ein andern menschen", oder bricht man diesen „bildern" ein Bein oder dergl., so bewirkt das, daß demjenigen, den sie darstellen, das gleiche geschieht. Diese Wunden der „leib nit empfecht, wiewol sie in dem leib empfintlich ist und sichtlich, das ursachet dein geist, der dein glitmaß hat und dein leib" (I/I; 220), d. h. der Geits verletzt den Geist und die Verletzung des Geistes wirkt sich am Körper sichtbar aus. *Anm. 78:*

Epilepsi oder die „fallende krankheit" (I/II; 393) „kompt vom ufwallen der dempfen in spiritu vitae und nicht durch ander humores oder qualitas" (I/II; 395), d. h. nicht durch andere elementische oder siderische Vergiftungen. Sie entsteht „wenn der spiritus vitae verwandlet wird aus seiner rechten disposition, so ersiedet er und gibt ein ufwallen; das selbig ist also schnel, das es die memori und vernunft ganz zerstört" (I/II; 396), d. h. daß es das Bewußtsein ganz raubt. „Dise krankheit ist niemants zu gesunt noch zu krank, zu jung noch zu alt und schadet doch der gesuntheit des leibs nicht" (I/II; 393), d. h. Menschen, die diese Krankheit in sich tragen, können körperlich und geistig ganz gesund erscheinen, denn die Krankheit verursacht keine organischen Störungen. Diese „fallende krankheiten werden im muterleib geboren, aus schweche der sperma und unordentlichem brauchen und losem regiment wird der spiritus vitae in solcher gestalt nicht volkomen, als er sein sol in dem kint und auch von irer gesuntheit des spiritus vitae ein erbteil entpfecht" (I/II; 398). Diese Krankheit kann durch Erschrecken plötzlich zutage treten, „wiewol das auch nit ist, das etwan ein solche krankheit einem ankompt vom erschrecken, das ist nit ein ursach, das die krankheit aus dem erschrecken geboren sei, sonder sie ist vor in im gelegen mit der wurzen und ist angezündet worden durch den erschrecken, der dan den spiritus vitae lezet und sieden macht" (I/II; 398). Diese Krankheit „unmüglich ist zu heilen in der wurzen, aber wol müglich zu verstellen, das die wurzen nimer wachst" (I/II; 399). *Anm. 79:*

Literatur-Verzeichnis.

Die nur für gelegentliche Hinweise benutzte Literatur ist nachstehend nicht mit aufgeführt, sondern in den Fußnoten jeweils mit genauem Titel angegeben. Dagegen sind zahlreiche Schriften, die zu beachten sind, aber nicht im einzelnen zitiert zu werden brauchten, aufgeführt.

Im Allgemeinen ist in den Fußnoten nur der Verfasser angeführt soweit Zweifel ausgeschlossen sind; wo mehrere Schriften desselben Verfassers im Literaturverzeichnis aufgeführt worden sind, ist der Titel abgekürzt in den Fußnoten vermerkt. Diese in den Zitaten benutzten Abkürzungen sind im Literaturverzeichnis hinter dem vollständigen Titel vermerkt. Die Ziffer nach dem Semikolon gibt stets die Seitenzahl an. Bei Zeitschriften (ZS) und mehrbändigen Werken ist folgende Reihenfolge gewahrt: Verfasser, Titel, Angabe der ZS., Bandzahl, Erscheinungsjahr; Seitenziffer.

Da bei Handschriften nur jedes Blatt nummeriert wird, wurde die Vorderseite in der üblichen Weise mit r = recte und die Rückseite mit v = verso gekennzeichnet.

Die Literatur wurde folgendermaßen geordnet:

I. benutzte Werke und Handschriften.

II. Paracelsus Literatur:
(alphabetisch geordnet). Von den uns weniger wichtig erscheinenden Schriften wurde nur der Verfasser genannt.

III. Literatur allgemeiner Art:
1. Naturwissenschaften
   a) Chemie,
   b) Biologie,
   c) Medizin.
2. Philosophie und Allgemeines.

I. Eingesehene Handschriften und Werke:

Paracelsus: Theophrast von Hohenheim, gen. Paracelsus. Sämtliche Werke — München 1923—1931

I. Abteilung, Band I—XIV.
Medizinische, naturwissenschaftliche und philosophische Schriften. Herausgegeben von Karl Sudhoff.

II. Abteilung, Band I.
Theologische und religionsphilosophische Schriften Herausgegeben von W. Matthiessen. — München 1923

Abgekürzt: Abteilung / Band; Seite. z. B. I/I; 1.

Paracelsus: Leidener theologische Sammelhandschrift
Codex Vossianus Chymicus in Folio.
Codex Nr. 24, 544 foliorum, De cena dominj. Philosophia Theophrasti Lib. primj.
Abgekürzt: Leid. Hs.

Paracelsus: Chirurgische Bücher und Schriften — Straßburg MDCXIIX
Abgekürzt: Chir. B. und Schr.

Paracelsus: Theophrastus Paracelsus dessen Testament und Inventar, sowie Bericht über seines Vaters Leben und Absterben. Cgm. [1]) 4417.
Abgekürzt: Cgm. 4417.

[1]) C = Codex, g = germanicorum, m = municorum;
Cgm. die übliche Abkürzung für deutsche Handschriften der Münchner Staatsbibliothek.

Agricola, Georg: Bergwerkbuch — Basel 1621

Agricola, Georg: Von Bergwerken — Basel 1557

Bock, Hieronymus: Kreuterbuch, Darin Unterscheid, Würkung und Namen der kreuter, so in deutschen Landen wachsen, auch derselbigen eigentlicher und wohlbegründeter Gebrauch in der Artzney fleissig dargeben, Leibs Gesundheit zu behalten und zu fördern sehr nützlich und tröstlich, Vorab dem gemeinen einfaltigen Man. — Straßburg 1546

Brunfels, Otto v.: Contrafayt Kreüterbuch. Nach rechter vollkommener art vnd Beschreibung der Alten / besstberümpten ärtzt vormals in teütscher sprach / der masszen nye gesehen noch im Truck ausßgangenn. Sampt einer gemeynen Inleytung der vrheb / erkantnussz / brauch / lob vnd heylichkeit. — Straßburg 1532

Brunschwig, Hieronymus: Wundarzneikunst: Buch der Chirurgia oder Hantwirkung der Wundarznei — Straßburg 1497

Sennert, Daniel: De Chymicorum cum Aristatelicis et Galenicis Consensu et Dissensu. — Wittenberg 1619

Walafrid v. d. Reichenau: Hortulus, Gedichte über die Kräuter seines Klostergartens vom Jahre 827.

Schwarzer Bergwerksakten:

1. Manuskript Erlangen Nr. 1714 — Schwaz 1520
   Abgekürzt: Man. Erlangen;
2. Schwazer Bergbuch von 1536 — Schwaz 1536
   Münchner Bilderhandschrift Cgm. 1203.
   Abgekürzt: Cgm. 1203;

Ferner folgende Handschriften der Münchner Staatsbibliothek:

1. Eines Büchsenmeisters Feuerwerkskunst (Artillerie) Cgm 356.
   4^0, 196, Blatt mit Zeichnungen.
   Abgekürzt: Cgm. 356.
2. Samuel Zimmermanns von Augsburg — 1572
   Dialogus oder Gespräch eines Büchsenmeisters mit einem Feuerwerker. Cgm. 957. 2^0, 130 Blatt.
   Abgekürzt: Cgm. 957.

II. Paracelsus Literatur.

Achelis, J. D.: Zur Grundstruktur der paracelsischen Naturwissenschaft. — Leipzig 1928
In: Kyklos, Jahrbuch des Institutes f. Gesch. d. Med. a. d. Universität Leipzig, Bd. I; 44—51.

Burckhardt, Albrecht: Wie lange und in welcher amtlichen Stellung war Paracelsus in Basel. — Basel 1914
In: Correspondenzblatt f. Schweizer Aerzte, Bd. 44, Nr. 12; 356—368.
Abgekürzt: Corr. 12;

Burckhardt, Albrecht: Nochmals der Doktortitel von Paracelsus. — Basel 1914
In: Correspondenzblatt f. Schweizer Aerzte, Bd. 44, Nr. 28; 884—887.

Burckhardt, Albrecht: Geschichte der medizinischen Fafultät zu Basel 1460—1900 — Basel 1917
Abgekürzt: Med. Fak.

Darmstaedter, Ernst: Arznei und Alchemie. Eine Paracelsus-Studie.	München 1931
Darmstaedter, Ernst: Hohenheims Archeuslehre In: Acta Paracelsica; 78—84.	München 1931
Darmstaedter, Koch & Schroeter:	München
Acta Paracelsica Heft I—V. Abgekürzt: Acta.	München 1930—32
Groethuysen, Bernhard: Die Lehre vom Menschen bei Paracelsus. In: Acta; 65—77.	München 1931
Hartmann, R. Julius: Theophrast von Hohenheim, sein religiöser Standpunkt und seine Stellung zur Reformation. In Blätter für württ. Kirchengeschichte 1894, Nr. 1—4.	1894
Hartmann, R. Julius: Theophrast von Hohenheim. Abgekürzt: Ha.	Berlin-Stuttgart 1904
Lessing, Mich. Ben.: Paracelsus, sein Leben und Denken	Berlin 1839
Matthiessen, Wilhelm: Theophrast von Hohenheim, gen. Paracelsus theologische und religionsphilosophische Schriften. Abgekürzt: II/I.	München 1923
Matthiessen, Wilhelm: Die Form des religiösen Verhaltens bei Theophrast von Hohenheim gen. Paracelsus	Bonn-Diss. 1917
Netzhammer, Raymund: Theophrastus Paracelsus In: Jahresbericht der Lehr -und Erziehungsanstalt des Benediktinerstiftes Maria Einsiedeln im Studienjahr 1899—1900.	Einsiedeln 1899—1900
Netzhammer, Raymund: Theophrastus Paracelsus Das Wissenswerteste über dessen Leben, Lehre und Schriften.	Einsiedeln 1901
Rådl, Emanuel: Paracelsus, eine Skizze seines Lebens. In: Biologische Theorien der Neuzeit. 1. Teil, 2. Auflage.	Leipzig-Berl. 1913
Ranke: Paracelsus. In: Deutsche Geschichte im Zeitalter der Reformation. 6. Aufl. V. B.; 342.	Berlin 1880
Rixner & Siber: Paracelsus, Leben und Lehrmeinungen berühmter Physiker.	Sulzbach 1819
Schubert-Sudhoff: Paracelsusforschungen, Heft I. Heft II.	1887 1889
Schultzensteien, Schultz von: Die Homöobiotische Medizin des Paracelsus in ihrem Gegensatz gegen die Medizin der Alten.	1831
Spunda, Franz: Paracelsus	Wien-Leipzig 1925
Strunz, Franz: Paracelsus, Eine Studie.	
Strunz, Franz: Theophrastus Paracelsus. Sein Leben und seine Persönlichkeit. Ein Beitrag zur Geschichte der deutschen Renaissance.	Leipzig 1930
Strunz, Franz: Theophrastus Paracelsus. Extrait de „Scienta".	Mailand 1933
Strunz, Franz: Die Alchemie und das alchemistische Weltbild bei Theophrastus Paracelsus. In: Archeion, Vol. XII; 76—77, 183—197.	Rom 1932

Sudhoff, Karl: Paracelsus, Sämtliche Werke siehe unter I. Paracelsus. München 1923—31

Sudhoff, Karl: Versuch einer Kritik der Echtheit der paracelsischen Schriften.
I. Teil: Bibliographia Paracelsia Berlin 1894
II. Teil: Paracelsus Handschriften 1899

Sudhoff, Karl: Paracelsus, Ein deutsches Lebensbild aus Tagen der Renaissance. Leipzig 1936

Walteshausen, Bodo, Satorius, Freiherr von: Paracelsus am Eingang der deutschen Bildungsgeschichte. Leipzig 1935

Zeller, Eberhard: Paracelsus, der Beginner eines deutschen Arzttums. Halle 1936

Bartscherer, Bauer, Becker, Birnbaum, Chrzescinzky, Dorn, Gleichmann, Hunnius, Kayser, Kolbenheyer, Koch-Rosenstock, Mook, Marx, Aster, Preu,, Procksch, Reber, Richter, Roth, Rosenstock, Stillmann, Storzel, Strunz, Schlegel, Schmeisser.

(Die Aufzählung macht keinen Anspruch auf Vollständigkeit, ein vollständiges Verzeichnis der Literatur bis 1932 findet sich in der Acta Paracelsia, Heft V.)

III. Literatur allgemeiner Art.

1. Naturwissenschaften.

a) Chemie:

Bossert-Stork: Mittelalterliches Hausbuch. Leipzig 1912

Darmstaedter, Ernst: Arznei und Alchemie München 1931

Darmstaedter, Ernst: Berg- Probier- und Kunstbüchlein München 1936

Darmstaedter, Ernst: Georg Agricola, sein Leben und Werk München 1926

Darmstaedter, Ernst: Die Alchemie des Geber. München 1927

Dechen, H. von: Das älteste deutsche Bergwerksbuch Bonn 1885

Isser-Gaudententhurm, Max von: Schwazer Bergwerksgeschichte: In: Berg- und Hüttenmännisches Jahrbuch 52, 1914 und 53, 1915. 1914—1915

Jähns, Max: Kriegswissenschaften, Abt. I. Bd. 21. München-Berlin 1889

Kopp, Hermann: Geschichte der Chemie, Bd. 1—4. Braunschweig 1843

Lippmann: Entstehung und Ausbreitung der Alchemie Berlin
Band I. 1912
Band II. 1931

Lippmann: Chemisches und physikalisches aus Platon. Berlin
In: Abhandlungen und Vorträge II; 28. 1912
Abgekürzt; Abh. und Vortr.

Lippmann: Chemisches und Alchemistisches aus Aristoteles
In: Abh. und Vortr.; 64.

Neumann: Die Anfänge der Probierkunst. 1920
In: Metall und Erz, Bd. 17, 1920; 168.

Ruska, Julius: Arabische Alchemisten. Heidelberg 1934

Ruska, Julius: Studien zur Geschichte der Chemie. Berlin 1927

Ruska, Julius: Turba Philosophorum, Quellen und Studien zur Geschichte der Naturwissenschaft und Medizin Berlin 1935

Scheuermann, Ludwig: Die Fugger als Montanindustrielle Leipzig

Scheuermann Ludwig: Die Fugger als Montanindustrielle in Tirol und Kärnten. Leipzig 1929

Sperges, Johann von: Tiroler Bergwerksgeschichte Wien 1765

Strunz: Die Chemie im klassischen Altertum. Vorgeschichte und Anfang der Chemie. Leipzig-Wien 1906

Strieder, Jakob: Silberberdgbau der Fugger in Schwaz. In: Fugger-Studien Heft 8.

Wolfsriegel-Wolfskron: Die Tiroler Erzbergbaue 1301—1665 Innsbruck 1902

Worms, Stephan: Schwazer Bergbau im 15. Jahrhundert Wien 1904

b) Biologie:

Carus: Geschichte der Biologie München
In: Geschichte der Wissenschaften in Deutschland, Bd. 12. 1872

Fischer, Hermann: Mittelalterliche Pflanzenkunde München 1929

Meyer, E. H. v.: Geschichte der Botanik B. 1—4. Königsberg 1856

Rádl, Emanuel: Geschichte der beologischen Theorien Leipzig-Berlin 1913

Roth, F. W. E.: Otto Brunfels. 1894
In: ZS. f. Gesch. d. Oberrheins NF9, 1894; 309 ff.
Abgekürzt „Roth: Oberr.".

Roth, F. W. E.: Hieronymus Bock.
In: ZS. f. Natwiss. Bd. 75; 102—123.
313, 344.
Abgekürzt: Roth, bot. Zentralbl.

Roth, F. W. E.: Hieronymus Brunschwig und Walter Ryff, zwei deutsche Botaniker des XVI. Jahrh.
In: ZS. f. Natwiss. Bd. 75; 102—123.
Abgekürzt: Roth, ZS. f. Natw.

Sachs, Julius: Geschichte der Botanik.

Schreiber, W. L.: Die Kräuterbücher des XV. und XVI. Jahrhunderts München 1924

Stübler, Eberhard: Leonhard Fuchs. Reutlingen 1928

Tschirch: Handbuch der Pharmacognosie 2. Abteilung Bd. 1 Leipzig 1909
Abgekürzt: Tschirch II.

Wolf, K. L.: Pfälzer Naturwissenschaft und deutsche Geistesgeschichte. In: „Die Westmark", Monatsschrift f. deutsche Kultur. 2. Heft, IV. Jahrg. 1936; 156—162. 1936

c) Medizin:

Aschner, Bernhard: Die Pflanzenheilkunde bei Paracelsus. München
In: Acta; 89—120. 1931

Häser, Heinrich: Geschichte der Medizin Jena 1881

Lessing, Mich. Ben.: Handbuch der Geschichte der Medizin Berlin 1838

Pagel-Sudhoff: Geschichte der Medizin. Berlin 1922

Sticker, Georg: Die Entwicklung der ärztlichen Kunst in Deutschland; 332—376 München 1927

Sticker, Georg: Entwicklungsgeschichte der spezifischen Therapie. Janus,Leyden 1929

2. Philosophie und Allgemeines.

Beurlen, Karl: Der Zeitbegriff in der modernen Naturwissenschaft und das Kausalprinzip. In: Kantstudien 2343, 1936. Abgekürzt: Kantstudien. 1936

Caspar: Johannes Keplers wissenschaftliche und philosophische Stellung. In: Corona XIII. München-Berlin 1935

Choulant: Graphische Incunablen für Naturgeschichte Leipzig 1858/1924

Conrad von Megenburg: Das Buch von der Natur. Herausgegeben von Pfeiffer Stuttgart 1861

Coppernicus, Nicolaus: Ueber die Umdrehung der Himmelskörper. Aus seinen Schriften und Briefen. Posen 1923

Cusa, Nicolaus v.: Des Cardinals und Bischofs Nicolaus von Cusa wichtigste Schriften in deutscher Uebersetzung von F. A. Scharpff. Freiburg i. Br. 1862

Dingler, Hugo: Geschichte der Naturphilosophie Berlin 1932

Ersch-Gruber: Enzyklopädie der Wissenschaften.

Hartfelder, Karl: Otto Brunfels als Verteidiger Huttens. In: ZS. f. Gesch. d. Oberrhein, NF. 8,1893; 565. Abgekürzt: Hartfelder, Oberr. 1893. 1893

Herzfeld, Marie: Leonardo da Vinci, der Denker, Forscher und Poet. Jena 1926

Heinze-Ueberweg: Geschichte der Philosophie Bd. III. 12. Aufl. Abgekürzt: Hei-Ue. Berlin 1924

Hildebrandt, Kurt: Deutsche Wissenschaft Kiel 1935

Hildebrandt, Kurt: Platon Berlin 1935

Hildebrandt, Kurt: Positivimus und Natur. In: ZS. g. ges. Natw. 1935; 1. 1935

Kolbenheyer, E. G.: Die Kindheit des Paracelsus. München 1917

Kolbenheyer, E. G.: Das Gestirn des Paracelsus. München 1922

Kolbenheyer, E. G.: Das dritte Reich. München 1926

Lichtenstädt: Platons Lehre auf dem Gebiet der Naturwissenschaft und Heilkunde. 1826

Lorscheid, J.: Aristoteles Einfluß auf die Entwicklung der Chemie. Münster 1872

Ringholz: Geschichte des fürstlichen Benediktinerstiftes Einsiedeln Bd. I. Vom hl. Meinrad bis z. Zt. 1526. 1904

Roth, F. W. E.: Studien zum Johann Trithemius Jubeljahr 1916 1916

Silbernagel: Johann Trithemius, 2. Auflage Landshut 1885

Strauß, David, Friedr.: Ulrich von Hutten Leipzig 1871

Für biographische Daten wurde ferner die allgemeine deutsche Biographie herangezogen. Leipzig 1900

Lebenslauf.

Ich, Gerda Sievers, wurde am 24. August 1909 in Kiel geboren als erstes Kind des Ingenieurs Heinrich N. G. Sievers und seiner Ehefrau Sophie geb. Klock. Ich besuchte die Helene-Lange-Oberrealschule in Hamburg von Michaelis 1915 bis Michaelis 1926, trat Ostern 1927 in die Obersekunda wieder ein und verließ Ostern 1930 die Helene-Lange-Oberrealschule mit dem Zeugnis der Reife. In der Absicht später als Lehrerin tätig zu sein, studierte ich vom Sommersemester 1930 bis zum Sommersemester 1931 an der Rheinischen Friedrich-Wilhelm-Universität in Bonn Mathematik und Chemie und vom Wintersemester 1931/2 bis zum Sommersemester 1932 an der Christian Albrechts-Universität in Kiel Physik, Chemie und Mathematik. Aus politischen Rücksichten studierte ich während des Wintersemesters 1932/33 Physik und Philosophie an der Universität der Hauptstadt der Bewegung und kehrte im Sommersemester 1933 nach Kiel zurück, wo ich bis zum Wintersemester 1935/6 neben dem Studium der physikalischen Chemie, der Physik und der Philosophie im Rahmen der Studentenschaftsarbeit politisch tätig war. Ueber den Rahmen politischer Fachschaftsarbeit hinaus widmete ich mich unter der Führung von Herrn Professor Wolf seit dem Wintersemester 1934 dem Studium der Geschichte der Naturwissenschaften. Die Berufung Herrn Professor Wolfs von Kiel nach Würzburg veranlaßte mich, vorstehende Arbeit der Würzburger naturwissenschaftlichen Fakultät vorzulegen.

Gerda Sievers.